OLIN
PT
2616
A1
1312
v.6

CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY

GIFT OF
PROFESSOR
THOMAS SCHEER

Cornell University Library
PT 2616.A1 1912
v.6
Gesammelte Werke /
3 1924 005 400 522 olin

Hans Eisner
November 17.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gerhart Hauptmann

Gesammelte Werke

Volksausgabe
in sechs Bänden

Sechster Band

S. Fischer, Verlag, Berlin
1912

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright S. Fischer, Verlag, Berlin.

Digitized by Google

Inhalt

Griechischer Frühling 9

Atlantis 143

Digitized by Google

Griechischer Frühling

Digitized by Google

Harry Grafen Keßler

gewidmet.

Digitized by Google

Ich befinde mich auf einem Lloyddampfer im Hafen von Trieſt. Zur Not haben wir in Kabinen zweiter Klaſſe noch Platz gefunden. Es iſt ziemlich ungemütlich. Allmählich läßt jedoch das Laufen, Schreien und Rennen der Gepäckträger nach und das Arbeiten der Krane. Man beginnt, ſich zu Hauſe zu fühlen, fängt an ſich einzurichten, ſeine Behaglichkeit zu ſuchen.

Eine Spießbürgerfamilie hat auf den üblichen Klappſtühlen Platz genommen. Mehrmals ertönt aus ihrer Mitte das Wort „Phäakenland“. Erfüllt von einer großen Erwartung, wie ich bin, erzeugt mir Klang und Ausdruck des Wortes in dieſem Kreiſe eine ſtarke Ernüchterung. Wir ſchreiben den 26. März. Das Wetter iſt gut: warme Luft, leichtes Gewölk am Himmel.

Ich nahm heute morgen im Hotel hinter einer ſehr großen Fenſterſcheibe mein Frühſtück ein, als, mit einem grünen Zweiglein im Schnabel, draußen eine Taube aus dem Maſtenwalde des Hafens heran und nach oben, von links nach rechts, vorbeiflog. Dieſes guten Vorzeichens mich erinnernd, fühle ich Zuverſicht.

Wir entfernen uns nach einem ſeltſamen Manöver der „Salzburg“ von Trieſt. Die Gegenden ſind ausgebrannt. Alle Färbungen der Aſche treten hervor. Der Karſt erſcheint wie mit leichtem Schnee bedeckt. Viele gelbe und orangefarbene Segel ziehen über das Meeresblau. Die Maler ſind entzückt und beſchließen, zu längerem Aufenthalt gelegentlich zurückzukehren.

Es iſt jetzt fünf Uhr. Seit etwa zwei Stunden ſind wir unterwegs. Beinweiß zieht die nahe Strandlinie an uns vorüber. Wir haben zur Linken das flache dalmatiniſche Land, ausgetrocknet, weit gedehnt, in braunrötlichen Färbungen. Beinweiß, wie von ausgebleichten Knochen errichtet, zeigen ſich hie und da Städte und Ortſchaften, zuweilen bedecken ſie ſanftgewölbte, braungrüne Hügel oder liegen auf

Digitized by Google

dem braungrünen Teppich der Ebene. Mit scharfem Auge erkennt man fern weiße Spitzen des Velebitgebirges.

Allmählich werden diese Bergspitzen höher und der ganze Bergzug tritt deutlich hervor. Er ist schneebedeckt. Den Blick hinter mich wendend, bemerke ich: die Sonne steht noch kaum über dem Wasserspiegel, ist im Untergang. Der Mitreisenden bemächtigt sich jene Erregung, in die sie immer geraten, wenn die Stunde herannaht, wo sie die Natur zu bewundern verpflichtet sind. Bemühen wir uns, wahrhaftig zu sein! Der großartige, kosmische Vorgang hat wohl die Seelen der Menschen von je mit Schauern erfüllt, lange bevor das malerische Naturgenießen zur Mode geworden ist, und ich nehme an, daß selbst der naturfremde Durchschnittsmensch unserer Zeit, und besonders auf See, noch immer im Anblick des Sonnenunterganges auf ehrliche Weise wortlos ergriffen ist. Freilich hat sein Gefühl an ursprünglicher, abergläubischer Kraft bis auf schwächliche Reste eingebüßt.

Nach durchaus ruhiger Nacht setzt heut gegen fünf Uhr Vormittag Wind aus nordöstlicher Richtung ein. Ich merke, noch in der Kabine, bereits das leichte Stampfen und Rollen des Schiffes. Als erster von allen Passagieren bin ich an Deck. Ein grauer Dunst überzieht den Morgenhimmel. Das Meer ist nicht mehr lautlos: es rauscht. Schon überschlagen sich einzelne Wogen und bilden Kämme von weißem Gischt. Im Südosten beobachte ich eine düstere Wolkenbank und Wetterleuchten.

Die „Salzburg" ist ein kleines, nicht gerade sehr komfortables Schiff. Die Matrosen sind eben dabei, das Deck zu reinigen. Sie spritzen aus einer „Schlauchspritze" Wassermassen darüber hin, so daß ich fortwährend flüchten muß und auch so jeden Augenblick in Gefahr bleibe, durchnäßt zu werden. Es ist kein Tee zu bekommen, trotzdem ich, wärmebedürftig wie ich bin, mehrmals darum ersuche. Die Einrichtungen hier halten einen Vergleich mit dem norddeutschen Lloyd nicht aus.

„O, Tee, in eine Minute fertig," wiederholt der Steward eben wieder, nachdem etwa anderthalb Stunden Wartens vorüber sind.

Jetzt $7^1/_2$ Uhr; volle Sonne und Seegang. Unter anderen Wohltaten einer Seereise ist auch die anzumerken, daß man während der Fahrt die ruhige und gesicherte Schönheit der großen Weltinseln wiederum tiefer würdigen lernt. Das Streben des Seefahrers geht auf Land. Statt vieler auseinanderliegender Ziele bemächtigt sich seine Sehnsucht nur dieses einen, wie wenige notwendig. Daher noch im Reiche des Idealen glückselige Inseln auftauchen und als letzte glückselige Ziele genannt werden.

Allerlei Vorgänge der Odyssee, die ich wieder gelesen habe, beschäftigen meine Phantasie. Der schlaue Lügner, der selbst Pallas Athene belügt, gibt manches zu denken. Welche Partien des Werkes sind, außer den eingestandenermaßen erlogenen, wohl noch als erfunden zu betrachten, vom Genius des erfindungsreichen Odysseus? Etwa die ganze Kette von Abenteuern, deren unsterbliche Schönheit unzerstörbar besteht? Es kommen zweifellos Stellen vor, die unerlaubt aufschneiden; so diejenige, wo die Charybdis das Wrack des Odysseus einsaugt, während er sich in das Gezweige eines Feigenbaumes gerettet hat, und wo dasselbe Wrack von ihm durch einen Sprung wieder erreicht wird, als es die See an die Oberfläche zurückgibt.

Die Windstärke hat zugenommen. Hie und da kommt ein Sprühregen über Deck. Regenbogenfarbene Schleier lösen sich von den Wellenkämmen. Rechts in der Ferne haben wir italienisches Festland. Ein kleines, scheinbar flaches Inselchen gibt Gelegenheit, das Spiel der Brandung zu beobachten. Zuweilen ist es, als sähen wir den Dampf einer pfeilschnell längs der Klippen hinlaufenden Lokomotive. Weiße Raketen schießen überall auf, mitunter in so gewaltigem Wurf, daß sie, weißen Türmen vergleichbar, einen Augenblick lang stillstehen, bevor sie zusammenstürzen.

Ich laſſe mir ſagen, daß es ſich hier nicht, wie Augenſchein glauben macht, um eine Inſel, ſondern um eine Gruppe handelt: die Tremiti. Der freundliche Schiffsarzt Moſer führt mich ins Kartenhaus und weiſt mir den Punkt auf der Schiffskarte. Auf den Tremiti halten die Italiener gewiſſe Gefangene, die im Inſelbezirk bedingte Freiheit genießen.

Ein Dampfer geht zwiſchen uns und der Küſte gleichen Kurs.

Allmählich ſind wir dem Lande näher gekommen, bei ſchwächerem Wind und ſtärkerer Dünung. Das Waſſer, wie immer in der Nähe von Küſten, zeigt hellgrüne Färbungen. Es gibt ſchwerlich eine reizvollere Art, Landſchaft zu genießen, als von der See aus, vom Verdeck eines Schiffes. Die Küſten, ſo geſehen, verſprechen, was ſie nie halten können. Die Seele des Schauenden iſt ſo geſtimmt, daß ſie die Ländereien der Uferſtrecken faſt alle in einer phantaſtiſchen Steigerung, paradieſiſch ſieht.

Vieſte, Stadt und maleriſches Kaſtell, tauchen auf und werden dem Auge deutlich. Die Stadt zieht ſich herunter um eine Bucht. Den Hintergrund bilden Höhenzüge, die ins Meer enden: zum Teil bewaldet, zum Teil mit Feldern bedeckt. Durch das Fernglas des Kapitäns erkenne ich vereinzelt geſtellte Bäume, die ich für Oliven halte. Eine ſtarke, alte Befeſtigungsmauer iſt vom Kaſtell aus um die Bucht heruntergeführt. Es iſt eigentümlich, wie märchenhaft der Anblick des Ganzen anmutet. Man erinnert ſich etwa alter Miniaturen in Bilderhandſchriften: Histoire des batailles de Judée, Teseïde oder an Ähnliches, man denkt an Schiffe von phantaſtiſcher Form im Hafen der Stadt, an Mauren, Ritter und Kreuzfahrer in ihren Gaſſen.

Jene, nicht allzuferne, uns Heutigen doch ſchon völlig fremde Zeit, wo der Orient in die abendländiſche Welt, wie eine bunte Welle, hineinſchlug, jene unwiederbringliche Epoche, vielfältig ausſchweifender, abenteuerlicher Phan-

taſtik — ſo iſt man verſucht zu denken — müſſe in einer dem Gegenwartsblick ſo geſpenſtiſchen Stadt noch voll in Blüte ſtehen. Wetterwolken ſammeln ſich über dem hochgelegenen Kaſtell. Die See wogt wie dunkles Silber. Der Wind weht empfindlich kalt.

Homer in der Odyſſee läßt den Charakter des Erderſchütterers Poſeidon durchaus nicht liebenswürdig erſcheinen. Er iſt es auch nicht. Er iſt unzuverläſſig; er hat unberechenbare Tücken. Ich empfinde die Seekrankheit, an der viele Damen und einige Herren leiden, als einen hämiſchen Racheakt. Der Gott übt Rache. In einer Zeit, wo er, verglichen mit ehemals, ſich in ſeiner Macht auf eine ungeahnte Weiſe beſchränkt und zur Duldung verurteilt ſieht, rächt er ſich auf die niederträchtigſte Art. Ich ſtelle mir vor, er ſchickt einen aalartiglangen Wurm aus der Tiefe herauf, mit dem Kopf zuerſt durch den Mund in den Magen des Seefahrers; aber ſo, daß der Kopf in den Magen gelangt, dort eingeſchloſſen, der Schwanz mittlerweile ruhig im Waſſer hängen bleibt. Der Seefahrer fühlt dieſen Wurm, den niemand ſieht. Obgleich er ihn aber nicht ſieht, ſo weiß er doch, daß er grün und ſchleimig iſt, und endlos lang in die See hinunterhängt, und mit dem Kopfe im Magen feſtſitzt. Die ſchwierige Aufgabe bleibt nun die: den Wurm, der ſich nicht verſchlucken und auch nicht ausſpucken läßt, aus dem Innern herauszubekommen.

Seltſam iſt, daß Homer dieſen göttlichen Kniff Poſeidons unbeſchrieben läßt, zumal er doch ſonſt im Gräßlichen keine Grenzen kennt und — von den vielerlei Todesarten, die er zur Darſtellung bringt, abgeſehen — einen verwandten Zuſtand, der dem Zyklopen Polyphem zuſtößt, ſo ſchildert:

„... dem Rachen entſtürzten mit Weine Stücke von Menſchenfleiſch, die der ſchnarchende Trunkenbold ausbrach.“

Eine Geſellſchaft von Tümmlern zeigt ſich hie und da augenblicksſchnell überm Waſſer in der Nähe des Dampfers.

Der Tümmler, vom Seemann als Schweinfisch bezeichnet, ist ein Delphin, der im Mittelmeer wohl fast bei jeder Tagesfahrt gesichtet wird. Er ist ein ausgezeichneter Schwimmer und sehr gefräßig.

Wir verlieren die italienische Küste wieder mehr und mehr aus den Augen. Der Nachmittag schreitet fort durch monotone Stunden, wie sie bei keiner Seereise ganz fehlen. Regenböen gehen zuweilen über Deck. Ich finde einen bequemen Sitzplatz, einigermaßen geschützt vor dem Winde. Ich schließe die Augen. Ich versinke gleichsam in die Geräusche des Meeres. Das Rauschen umgibt mich. Das große, das machtvolle Rauschen, überall her eindringend, unwiderstehlich, erfüllt meine Seele, scheint meine Seele selbst zu sein.

Ich gedenke früherer Seefahrten; darunter sind solche, die ich mit beklommener Seele habe machen müssen. Viele Einzelheiten stehen vor meinem innern Gesicht. Ich vergleiche damit meinen heutigen Zustand. Damals warf der große Ozean unser stattliches Schiff dreizehn Tage lang. Die Seeleute machten ernste Gesichter. Was ich selber für ein Gesicht gemacht habe, weiß ich nicht; denn was mich betrifft: ich erlebte damals stürmische Wochen auf zwei Meeren, und ich wußte genau, daß, wenn wir mit unserem bremensischen Dampfer auch wirklich den Hafen erreichen sollten, dies für mein eigenes, gebrechliches Fahrzeug durchaus nicht der Hafen sei.

Ich erwäge plötzlich mit einem gelinden Entsetzen, daß ich mich nun doch noch auf einer Reise nach jenem Lande befinde, in das es mich schon mit achtzehn Jahren hyperionsehnsüchtig zog. Zu jener Zeit erzwang ich mir einen Aufbruch dahin, aber die Wunder der italienischen Halbinsel verhinderten mich, mein Ziel zu erreichen. Nun habe ich, das Versäumte nachzuholen: in 26 Jahren zuweilen gehofft, zuweilen nicht mehr gehofft, zuweilen gewünscht, zuweilen

auch nicht mehr gewünscht; einmal die Reise geplant, begonnen und liegen gelassen. Und ich gestehe mir ein, daß ich eigentlich niemals an die Möglichkeit ernstlich geglaubt habe, das Land der Griechen mit Augen zu sehen. Noch jetzt, indem ich diese Notizen mache, bin ich mißtrauisch!

Ich kenne übrigens keine Fahrt, die etwas gleich Unwahrscheinliches an sich hätte. Ist doch Griechenland eine Provinz jedes europäischen Geistes geworden; und zwar ist es noch immer die Hauptprovinz. Mit Dampfschiffen oder auf Eisenbahnen hinreisen zu wollen, erscheint fast so unsinnig, als etwa in den Himmel eigener Phantasie mit einer wirklichen Leiter steigen zu wollen.

Es ist sechs Uhr und die Sonne eben im Untergehen. Der Schiffsarzt erzählt mancherlei und kommt auf die Sage vom grünen Strahl. Der grüne Strahl, den gesehen zu haben Schiffsleute mitunter behaupten, erscheint in dem Augenblick, ehe die Abendsonne ganz unter die Wasserlinie tritt. Ich weiß nicht, welche Fülle rätselhaften Naturempfindens diese schöne Vorstellung in mir auslöst. Die Alten, erklärt uns ein kleiner Herr, müßten den grünen Strahl gekannt haben; der Name des ägyptischen Sonnengottes bedeute ursprünglich: grün. Ich weiß nicht, ob es sich so verhält, aber ich fühle in mir eine Sehnsucht, den grünen Strahl zu erblicken. Ich könnte mir einen reinen Toren vorstellen, dessen Leben darin bestünde, über Länder und Meere nach ihm zu suchen, um endlich am Glanz dieses fremden, herrlichen Lichtes unterzugehen. Befinden wir uns vielleicht auf einer ähnlichen Pilgerfahrt? Sind wir nicht etwa Menschen, die das Bereich ihrer Sinne erschöpft haben, nach andersartigen Reizen für Sinne und Übersinne dürsten?

Jedenfalls ist der kleine Herr, durch den wir über den grünen Strahl belehrt wurden, ein seltsamer Pilgersmann. Das putzige Männchen reist in Schlafschuhen. Sein ganzes Betragen und Wesen erregt zugleich Befremden und Sym-

pathie. Wohl über die fünfzig hinaus an Jahren, mit bärtigem Kopf, rundlicher Leibesfülle und kurzen Beinchen, bewegt er sich in seinen Schlafschuhen mit einer bewunderungswürdigen, stillvergnügten Gelenkigkeit. Ich habe ihn auf der Regenplane, von der die verschlossene Öffnung des Schiffsraumes überzogen ist, in wahrhaft akrobatischen Stellungen bequem seine Reisebeobachtungen anstellen sehen. Zum Beispiel: er saß wie ein Türke da; indessen die Gleichgültigkeit, mit der er die unwahrscheinlichste Lage seiner Beinchen behandelte, hätte Theodor Amadeus Hoffmann stutzig gemacht. Übrigens trug er Wadenstrümpfe und Kniehosen, Lodenmantel und einen kleinen, verwegenen Tirolerhut. Mitunter machte er mitten am Tage astronomische Studien, wobei er, das Zeißglas gegen den Himmel gerichtet, die Knie in unbeschreiblicher Weise voneinander entfernt, die Fußsohlen glatt aneinander gelegt, auf dem Rücken lag.

Wir gleiten nun schon geraume Weile unter den Sternen des Nachthimmels. Ein Schlag der Glocke, die vorn auf dem Schiff angebracht ist, bedeutet Feuer rechts. Der Leuchtturm von Brindisi ist gesichtet. Nach und nach treten drei Blinkfeuer von der Küste her abwechselnd in Wirkung. Drei neue Glockenzeichen der vorn wachthaltenden Matrosen ertönen. Sie bedeuten: Schiff in Fahrtrichtung uns entgegen. Ich habe mich so aufgestellt, daß ich die Spitze des großen Vordermasts über mir feierlich schwanken und zwischen den Sternen unaufhaltsam fortrücken sehe. Erst gegen zehn Uhr erreichen wir die enge Hafeneinfahrt von Brindisi, durch die wir, an einem Gespensterkastell vorüber, im vollen Mondlicht langsam gleiten.

Die Bewohner der Stadt scheinen schlafen gegangen zu sein. Die Hafenstraßen sind menschenleer. Treppen und Gäßchen zwischen Häusern, hügelan führend, sind ebenfalls ausgestorben. Kein Laut, nicht einmal Hundegebell, ertönt. Wir erkennen im Mondlicht und im Scheine einiger wenigen

Laternen Säulenreſte antiker Bauwerke. Brindiſi war der ſüdliche Endpunkt der via Appia.

Unglaublich groß wirkt das Schiff in dem kleinen, teichartigen Hafen. Aber, ſo groß es iſt, macht es mit vieler Vorſicht am Kai feſt, und erſt als es faſt ganz ruhig liegt, iſt es bemerkt worden. Jetzt werden auf einmal die Straßen belebt. Und ſchon ſind wir nach wenigen Augenblicken vom italieniſchen Lärm umgeben. Die Polizei erſcheint an Bord. Wagen mit Paſſagieren raſſeln von den Hotels heran. Drei Mandoline zupfende, alte Kerle haben ſich auf Deck verpflanzt, die den Geſang einer ſehr phlegmatiſchen Mignon begleiten.

Die Nacht liegt hinter mir. Es iſt ſechs Uhr früh und der 28. März. Wir ſind dicht unter Land, und die Sonne tritt eben hinter den ziemlich ſtark beſchneiten Spitzen über die höchſte Erhebung des Randgebirges von Epirus voll hervor. Wenig Stratusgewölk liegt über der blauen Silhouette der Küſte. Übrigens hat der Himmel Scirocco-Charakter. Streifen und verwaſchene Wolkenballen unterbrechen das Himmelsblau. Das Licht der Sonne ſcheint blaß und kraftlos. Die Luft weht erkältend, ich ſpüre Müdigkeit.

Ich betrete den Speiſeſaal der „Salzburg“. An drei Tiſchen iſt das Frühſtück vorbereitet. Dazwiſchen, auf der Erde, liegen Paſſagiere. Einige erheben ſich, noch im Hemd, von ihren Matratzen und beginnen die Kleider anzulegen. Ein großes Glasgefäß mit den verſchmierten Reſten einer ſchwarzbraunen Fruchtmarmelade ſteht in unappetitlicher Nähe. Der Löffel ſteckt ſeit Beginn der Reiſe darin.

Es iſt hier alles ſchon Aſien, bedeutet mich ein Mitreiſender. Ich kann nicht ſagen, daß ich beſonders von dieſen Übelſtänden berührt werde, weiß ich doch, daß Korfu, die erſte Etappe der Reiſe, nun bald erreicht iſt. Außerdem flüchtet man, nachdem man in Eile etwas Kaffee und Brot

genoſſen hat, wieder an Deck hinaus. Die Berge der Küſte, nicht höher als die, von denen etwa Lugano umgeben iſt, ſind noch mit einigem Schnee beſtreut und ähneln ihnen, braunrötlich und kahl, durchaus. Durch dieſe Gebirge erſcheint das Hinterland wie durch einen gigantiſchen Wall vor dem Meere geſchützt.

Man hat jetzt nicht mehr das Gefühl, im offenen Meere zu ſein, ſondern wir bewegen uns in einer ſich mehr und mehr verengenden Waſſerſtraße. Überall tauchen Küſten und Inſeln auf, und nun zur Rechten bereits die Höhen von Korfu. Noch immer ſchweben mit Gelächter oder Geläut begleitende Möven über uns.

Je länger und näher wir an dem nördlichen Rande von Korfu hingleiten, um ſo fieberhafter wird das allgemeine Leben an Deck. In ſchöner Linie langſam anſteigend, gipfelt das Eiland in zwei Spitzen, ſanft darnach wieder ins Meer verlaufend. Wieder bemächtigt ſich unſer jenes Entzücken, das uns eine Küſtenlandſchaft bereitet, die man vom Meere aus ſieht. Diesmal iſt es in mir faſt zu einem inneren Jubel geſteigert, im Anblick des ſchönen Berges, den wir allmählich nach Süden umfahren, und der ſeine von der Morgenſonne beſchienenen Abhänge immer deutlicher und verlockender ausbreitet. Ich ſage mir, dieſes köſtliche, fremde Land wird nun auf Wochen hinaus — und Wochen bedeuten auf Reiſen viel! — für mich eine Heimat ſein.

Was mir bevorſteht, iſt eine Art Beſitzergreifen. Es iſt keine unreale, materielle Eroberung, ſondern mehr. Ich bin wieder jung. Ich bin berauſcht von ſchönen Erwartungen, denn ich habe von dieſer Inſel, ſolange ich ihren Namen kannte, Träume geträumt.

Es iſt zehn Uhr. Wir befinden uns nun in einer wahrhaft phäakiſchen Bucht. Drepane, Sichel, hieß die Inſel im älteſten Altertum, und wir ſind in dem Raume der inneren Krümmung. Aber das Joniſche Meer iſt hier einem weiten,

paradieſiſchen Landſee ähnlich, weil auch der offene Teil der Sichel durch die epirotiſchen Berge hinter uns ſcheinbar geſchloſſen iſt.

Ich vermag vor Kopfneuralgien kaum aus den Augen zu ſehen. Ich bin inſofern ein wenig enttäuſcht, als unſer Hotel rings von den Häuſern der Stadt umgeben iſt und es nicht leicht erſcheint, zu jenen einſamen Wegen durchzudringen, die mich vom Schiff aus anlockten und die für meine beſondere Lebensweiſe ſo notwendig ſind. Ein kurzer Gang durch einige Straßen von Korfu, der Stadt, zwingt mich, die Bemerkung zu machen, daß hier viele Bettler und Hunde ſind. Eine bettelnde Korfiotin, ein robuſtes Weib in griechiſcher Tracht, das Kind auf dem Arm, geht mich um eine Gabe an, und ich vermag den feurigen Blicken ihrer beiden flehenden Augen mein hartes Herz nicht erfolgreich entgegenzuſetzen.

Ich ſehe die erſten griechiſchen Prieſter, die im Schmuck ihrer ſchwarzen Bärte, Talare und hohen, röhrenförmigen Kopfbedeckungen Magiern ähneln, auf Plätzen und Gaſſen herumſtreichen. Die nicht ſehr zahlreichen Fremden gehen mit eingezogenen Köpfen umher, es iſt ziemlich kalt. Im oberen Stock eines Hauſes wird Schule gehalten. Die Kinder, im Innern des Zimmers, ſingen. Die Lehrer gucken lachend und lebhaft ſchwatzend zum Fenſter heraus. Die Stimmen der Singenden haben mehr einen kühlen, deutſchen Charakter und nicht den feurigen, italieniſchen, an den man im Süden gewöhnt iſt. Zuweilen ſingt einer der Lehrer zum offenen Fenſter heraus luſtig mit.

Die Stadt Korfu iſt in ihrem ſchöneren Teil durch einen ſehr breiten, vergraſten Platz von der Bucht getrennt. Es iſt außerordentlich angenehm, hier zu luſtwandeln. Ein Capodiſtria-Denkmal und ein marmornes Rundtempelchen verlieren ſich faſt auf der weiten Grasfläche. Nach dem Meer hin läuft ſie in eine Felszunge aus, die alte Befeſtigungen

aus den Zeiten der Venezianer trägt. Ich begegne kaum einem Menſchen. Die Morgenſonne liegt auf dem grünen Plan, ein Schäfchen graſt nicht weit von mir. Ein Truthahn dreht ſich und kollert in der Nähe der langen Hausreihe, deren zahlloſe Fenſter geöffnet ſind und den Geſang von — ich weiß nicht wie vielen! — Harzer Rollern in die erquickende Luft ſchicken.

Wir unternehmen am Nachmittag eine Fahrt über Land; es iſt in der Luft eine außerordentlich ſtarke Helligkeit. Figi d'India-Kakteen ſäumen mauerartig die Straße. Wir ſehen violette Anemonen unten am Wegrand, Blumen von neuem und wunderbarem Reiz. Warum will man den Blumen durchaus Eigenſchaften von Tieren oder von Menſchen andichten und ſie nicht lieber zu Göttern machen? Dieſe kleinen göttlichen Weſen, deren köſtlicher Liebreiz uns immer wieder Ausrufe des Entzückens entlockt, zeigen ſich in um ſo größeren Mengen, je mehr wir uns von der Küſte entfernen, ins Innere des Eilands hinein.

Der Blick weitet ſich bald über Wieſen mit ſaftig grünen, aber noch kurzen Gräſern, die fleckweiſe wie beſchneit von Margueriten ſind. In dieſen faſt nordiſchen Raſenflächen ſtehen Zypreſſen vereinzelt da und eine ſüdliche Bucht, der Lago di Caliciopolo, lacht dahinter auf. In der Straße, die eben dieſe Bucht mit dem Meere verbindet, erhebt ſich ein kleiner, von Mauern und Zypreſſen gekrönter Fels. Die Mauern bilden ein Mönchskloſter. Ponticoniſi oder Mausinſel heißt das Ganze, wovon man behauptet, es ſei das Phäakenſchiff, das, nachdem es Odyſſeus nach ſeiner Heimat geleitet hatte, bei ſeiner Rückkehr, faſt ſchon im Hafen, von Poſeidon zu Stein verwandelt worden iſt.

Wieſen und umgeworfene Äcker begleiten uns noch. Vollbuſige, griechiſche Frauen, in bunter Landestracht, arbeiten in den Feldern. Kleine, zottelige, unglaublich ruppige Gäule graſen an den Rainen und zwiſchen Olivenbäumen, an ſteinigen Abhängen. Auf winzigen Eſelchen ſind große

Laſten gelegt, und der Treiber ſitzt auf der Laſt oder hinter der Laſt noch dazu.

Wir nähern uns mehr und mehr einem Berggebiet. Die Ölwälder geben der Landſchaft einen ernſten Charakter. Die tauſendfach durchlöcherten Stämme der alten Bäume ſind wie aus glanzloſem Silber geflochten. Im Schutze der Kronen wuchert Geſtrüpp und ein wildwachſender Himmel fremdartiger Blüten auf.

Das Achilleion der Kaiſerin Eliſabeth iſt auf einer Höhe errichtet, in einer Eiland und Meer beherrſchenden Lage. Der obere Teil des Gartens iſt ein wenig beengt und kleinlich, beſonders angeſichts dieſer Natur, die ſich um ihn her in die Tiefen ausbreitet. Und jener Teil, der zum Meere hinunterſteigt, iſt zu ſteil. Von erhabener Art iſt die Achillesverehrung der edlen Frau, obgleich dieſer Zug, durch Künſtler der Gegenwart, würdigen Ausdruck hier nicht gefunden hat. Das Denkmal Heines, eine halbe Stunde entfernt, unten am Meere, können wir, weil es bereits zu dunkeln beginnt, nicht mehr beſuchen.

Die unvergleichlich Edele unter den Frauengeſtalten jüngſter Vergangenheit, die, nach ihresgleichen in unſerem Zeitalter vergeblich ſuchend, einſam geblieben iſt, vermochte natürlicherweiſe den kunſtmäßigen Ausdruck ihrer Perſönlichkeit nicht ſelbſt zu finden. Und leider ſchufen Handlangernaturen auch hier nur wieder im ganzen und großen den Ausdruck desſelben, dem ſie entfliehen wollte. Und nur der Platz, die Welt, der erhabene Glanz und Ernſt, in den ſie entfloh, legt von dieſem Weſen noch gültiges Zeugnis ab.

Wir ſchreiben den 30. März. Helle, warme Sonne, blendendes Licht überall. Der Morgen iſt heiter, erfriſchend die Luft. Die Stadt iſt erfüllt vom Geſchrei der Ausrufer. Viele Menſchen liegen jetzt, gegen 9 Uhr früh,

am Rande eines kleinen, öffentlichen Platzes umher und sonnen sich. Eine ganze Familie ist zu beobachten, die sich an eine Gartenmauer gelagert hat, in einem sehr notwendigen Wärmebedürfnis wahrscheinlich, da die Nächte kalt und die Keller, in denen die Armen hier wohnen, nicht heizbar sind. Sie genießen die Strahlen der Sonne mit Wohlbehagen, wie Ofenglut. Dabei zeigt sich die Mutter insofern ganz ungeniert durch die Öffentlichkeit, als sie, gleich einer Affin, in den verfilzten Haaren ihres Jüngsten herumfingert, sehr resolut, obgleich der kleine Gelauste schrecklich weint.

Am Kai der Kaiserin Elisabeth steigert sich der Glanz des Lichtes noch, im Angesichte der schönen Bucht. Das Kai ist eine englische Anlage und die Nachmittagspromenade der korfiotischen Welt. Es wird begleitet von schönen Baumreihen, die, wo sie nicht aus immergrünen Arten gebildet sind, erstes, zartes Grün überzieht. Junge Männer haben Teppiche aus den Häusern geschleppt und auf dem Grase zwischen den Stämmen ausgebreitet. Ein scheußliches, altes, erotomanisches Weib macht unanständige Sprünge in den heiteren Morgen hinein. Sie schreit und schimpft: die Männer lachen, verspotten sie gutmütig. Sie kratzt sich mit obszöner Gebärde, bevor sie davongeht, und hebt ihre Lumpen gegen die Spottlustigen.

Ich habe jetzt nicht mehr die tiefblaue, köstlich blinkende Bucht zur Linken, mit den weißen Zelten der albanesischen Berge dahinter, sondern ein großes Gartengebiet, und wandere weiter, meist unter Ölbäumen, bis Ponticonisi dicht unter mir liegt. Von hier gegenüber mündet ein kleines Flüßchen ins Meer und man will dort die Stelle annehmen, wo Odysseus zuerst ans Ufer gelangte und Nausikaa ihm begegnet ist.

Goethes Entwurf zur Nausikaa begleitet mich.

„Was rufen mich für Stimmen aus dem Schlaf?
Wie ein Geschrei, ein laut Gespräch der Frauen

Erklang mir durch die Dämmrung des Erwachens.
Hier seh ich niemand! Scherzen durchs Gebüsch
Die Nymphen? oder ahmt der frische Wind,
Durchs hohe Rohr des Flusses sich bewegend,
Zu meiner Qual die Menschenstimmen nach?
Wo bin ich hingekommen? welchem Lande
Trug mich der Zorn des Wellengottes zu?"

Ich meine, wenn dieses anziehende Fragment die starke Liebe wieder erweckt, oder eine ähnlich starke, wie im Herzen seines Dichters war, so kann dies kein Grund zum Vorwurf sein. Auch dann nicht, wenn diese Liebe das Fehlende, das Ungeborene, zu erkennen vermeint, oder gar zu ergänzen unternimmt. Dieser gelassene Ton, der so warm, stark, richtig und deutsch ist, wird meist durchaus mißverstanden. Man nimmt ihn für kühl und vergißt auch in der Sprache der Iphigenie, die „by very much more handsome than fine" ist, die alles durchdringende Herzlichkeit.

Der Rückweg nach der Stadt führt zwischen wahre Dickichte von Orangen, Granaten und Himbeeren. Eukalyptusbäume mit großgefleckten Stämmen von wunderbarer Schönheit begegnen. Hie und da wandeln Kühe im hohen Gras unter niedrig gehaltenen Orangenpflanzungen. Steinerne Häuschen, Höhlen der Armut, bergen sich inmitten der dichten Gärten. Kinder betteln mit Fröhlichkeit, starrend von Schmutz.

Immer weiter zwischen verwilderten Hecken, mit Blüten bedeckten, schreiten wir. Ich bemerke, außer vielen Brombeeren, dickstämmigen, alten Weißdorn. Marguerits, wie Schnee über Wegrändern und Wiesen, bilden weiße, liebliche Teppiche des Elends. Erbärmliche Höfe sind von Aloepflanzen eingehegt, über deren Stacheln unglaubliche Lumpen zum Trocknen gebreitet sind, und in der Nähe solcher Wohnstätten riecht es nach Müll. Ich sehe nur Männer bei der Feldarbeit. Die Weiber faulenzen, liegen im Dreck und sonnen sich.

Ein griechiſcher Hirt kommt mir entgegen, ein alter, bärtiger Mann. Die ganze Erſcheinung iſt wohlgepflegt. Er trägt kretenſiſche Tracht, ein rockartiges, blaues Beinkleid, zwiſchen den Beinen gerafft, Schnabelſchuh', die Waden gebunden, ein blaues Jäckchen mit Glanzknöpfen, dazu einen ſtrohenen Hut. Fünf Ziegen, nicht mehr, trotten vor ihm hin. Er klappert mit vielen kleinen Blechkannen, die, an einem Riemen hängend, er mit ſich führt.

Ein friſcher Nordweſt hat eingeſetzt, jetzt, am Nachmittag. Zwei alte Albaneſen, dazu ein Knabe, ſchreiten langſam über die Leſpianata. Einer der würdigen Weißbärte trägt über zwei Mänteln den dritten, deſſen Kapuze er über den Kopf gezogen hat. Der unterſte Mantel iſt von hellerem Tuch, der zweite blau, der dritte über und über bedeckt mit langen, weißlichen Wollzotteln, ähnlich dem Ziegenhaar. Der Sauhirt Eumäus fällt mir ein und die Erzählung des Bettlers Odyſſeus von ſeiner Liſt, durch die er nicht nur von Thoas, dem Sohne Andrämons, den Mantel erhielt, ſondern auch von Eumäus.

Es ſcheint, daß die Zahl der Mäntel den Wohlſtand ihrer Träger andeutet. Denn auch der zweite dieſer imponierenden Berghirten hat drei Mäntel übergeworfen. Dabei tragen ſie weiße Wollgamaſchen und graulederne Schnabelſchuh'. Jeder von ihnen überdies einen ungeſchälten, langen Stab. Der Knabe trägt ein rotes Fez. Die Schnäbel ſeiner roten Schuhe ſind länger, als die der Alten und jeder mit einer großen, ſchwarzen Quaſte geziert.

Die Hafenſtraßen zeigen das übliche Volksgetriebe. Die Läden öffnen ſich auf ſchmale, hochgelegene Lauben, aus denen man in das Menſchengewimmel der engen Gäßchen hinunterſieht. Ein Mann trägt Fiſche mit ſilbernen Schuppen auf dem flachen Handteller eilend an mir vorbei. Junge Schafe und Ziegen hängen, ausgeweidet und blutend, vor den Läden der Fleiſcher. Über der Tür einer Weinſtube voll

rieſiger Fäſſer ſind im Halbkreis Flaſchen mit verſchieden gefärbtem Inhalt an Schnüren ausgehängt. Man hat ſchlechte Treppen, übelriechende Winkel zu vermeiden, vertierten Bettlern aus dem Wege zu gehn.

Einer dieſer Bettler nähert ſich mir. Er überbietet jeden ſonſtigen, europäiſchen Eindruck dieſer Art. Seine Augen glühen über einem ſackartigen Lumpen hervor, mit dem er Mund, Naſe und Bruſt vermummt hat. Er huſtet in dieſe Umhüllung hinein. Er bleibt auf der Straße ſtehen und huſtet, krächzt, pfeift mit Abſicht, um aufzufallen, ſein fürchterliches Huſten minutenlang. Es iſt ſchwer, etwas ſo Abſtoßendes vorzuſtellen, als dieſes verlauſte, unflätige, barfüßige und halbnackte Geſpenſt.

Ich verbringe die Stunde um Sonnenuntergang in dem ſchönen, verwilderten Garten, der dem König von Griechenland gehört. Es iſt eine wunderbare Wildnis von alten Zypreſſen-, Oliven- und Eukalyptusbäumen, ungerechnet alle die blühenden Sträucher, in deren Schatten man ſich bewegt. Vielleicht wäre es ſchade, wenn dieſer Garten oft vom Könige beſucht würde, denn bei größerer Pflege müßte er vieles verlieren von dem Reiz des Verwunſchenen, der ihm jetzt eigen iſt. Die Rieſenbäume ſchwanken gewaltig im Winde und rauſchen dazu: ein weiches, aufgeſtörtes Rauſchen, in das ſich der eherne Ton des Meeres einmiſcht.

Wie ich heute morgen das Fenſter öffne, iſt die Sonne am wolkenloſen Himmel längſt aufgegangen. Ich bemerke, daß alles in einem faſt weißen Lichte unter mir liegt: die Straßen und Dächer der Stadt, der Himmel, die Landſchaft mit ihren Wieſen, Olivenwäldern und fernen Bergen. Als ich aus dem Hotel trete, muß ich die Augen faſt ſchließen, und lange, während ich durch den nördlichen Stadtteil Korfus hinauswandere, ſuche ich meinen Weg blinzelnd.

Die Vorstadt zeigt das übliche Bild. Auf kleinen Eselchen sitzen Reiter, so groß, daß man meint, sie könnten ihr Reittier mühelos in die Tasche stecken. Ruppige Pferdchen, braunschwarz oder schwarz, mit Schweifen, die bis zur Erde reichen, tragen allerlei tote Lasten und lebende Menschen dazu. Vor ihren zumeist einstöckigen Häusern hocken viele Bewohner und sonnen sich. Eine junge Mutter säugt, auf ihrer Türschwelle sitzend, ihr jüngstes Kind und laust es zugleich, in aller Behaglichkeit und Naivität. Die weißen Mauerflächen werfen das Licht zurück und erzeugen Augenschmerzen.

Ich komme nun in die Region der Weiden und Ölgärten. Auf einer ebenen Straße, die stellenweise vom Meere bespült, dann wieder durch sumpfige Strecken oder Weideland vom Rande der großen, inneren Bucht getrennt ist. Ich ruhe ein wenig, auf einem Stück Ufermauer am Ausgang der Stadt. Die Sonne brennt heiß. Von den angrenzenden Hügeln steigt ein albanesischer Hirte mit seinen Schafen zur Straße herunter: trotz der Wärme trägt er seine drei Mäntel, oben den fließartigen, über die Schultern gehängt. Ein sehr starkes und hochbeiniges Mutterschwein kommt aus der Stadt und schreitet hinter seinen Ferkeln an mir vorüber. Es folgt ein Eber, der kleiner ist.

Es ist natürlich, wenn ich auch hier wieder an Eumäus denke, den göttlichen Hirten, eine Gestalt, die mir übrigens schon seit längerer Zeit besonders lebendig ist. Eigentümlicherweise umgibt das Tier, dessen Pflege und Zucht ihm besonders oblag, noch heute bei uns auf dem Lande eine Art alter Opferpoesie. Es ist das einzige Tier, das von kleinen Leuten noch heute, nicht ohne große festliche Aufregung, im Hause geschlachtet wird. Das Barbarische liegt nicht in der naiven Freude an Trunk und Schmaus; denn die homerischen Griechen, gleich den alten Germanen, neigten zur Völlerei. Metzgen, essen, trinken, gesundes Ausarbeiten der Glieder im Spiel, im Kampfspiel zumeist, das alles im Einverständnis mit den Himmlischen, ja in ihrer Gegenwart,

war für griechiſche wie für germaniſche Männer der Inbegriff jeder Feſtlichkeit.

Es liegt in dem Cumäusidyll eine tiefe Naivität, die entzückend anheimelt. Kaum iſt irgendwo im Homer eine gleiche menſchliche Wärme zu ſpüren wie hier. Es wäre vielleicht von dieſer Empfindung aus nicht unmöglich, dem ewigen Gegenſtande ein neues, lebendiges Daſein für uns zu gewinnen.

Es iſt nicht durchaus angenehm, außer zum Zweck der Beobachtung, durch dieſe weiße, ſtauberfüllte Vorſtadt zurück den Weg zu nehmen. Unglaublich, wieviele Murillo-ſche Kopfreinigungen man hier öffentlich zu ſehen bekommt! Es iſt glühend heiß. Scharen von Gänſen fliegen vor mir auf und vermehren den Staub, ihn, die weite Straße hinab-fliegend, zu Wolken über ſich jagend. Hochrädrige Karren kommen mir entgegen. Hunde laufen über den Weg: Bull-doggen, Wolfshunde, Pintſcher, Fixköter aller Art! Gelbe, graue und ſchwarze Katzen liegen umher, laufen, fauchen, retten ſich vor Hunden auf Fenſterbrüſtungen. Eſelchen ſchleppen Ladungen friſchgeflochtener Körbe, die den Ent-gegenkommenden das Ausweichen faſt unmöglich machen. Eine breitgebaute, griechiſche Bäuerin drückt, im bildlichen Sinne, wie ſie pompös einherſchreitet, ihre Umgebung an die Wand. Bettler, mit zwei alten Getreideſäcken bekleidet, den einen unter den Achſeln um den Leib geſchlungen, den andern über die Schultern gehängt wie ein Umſchlagetuch, ſprechen die Inhaber ärmlicher Laden um Gaben an. Ein junger Prieſterzögling von ſehr gepflegtem Äußeren, mit ſchwarzem Barett und ſchwarzer Sutane, ein Jüngling, der ſchön wie ein Mädchen iſt, von einem gemeinen Manne, dem Vater oder Bruder begleitet, geht mir entgegen. Der Arm des Begleiters iſt um die Schultern des Prieſters gelegt, deſſen tiefſchwarz glänzendes Haar im Nacken zu einem Knoten geflochten iſt. Weiber und Männer blicken ihm nach.

Heute entdecke ich eigentlich erſt den Garten des Königs und ſeine Wunder. Ich nehme mir vor, von morgen ab mehrere Stunden täglich hier zuzubringen. Seit längerer Zeit zum erſten Male genieße ich hier jene köſtlichen Augenblicke, die auf Jahre hinaus der Seele Glanz verleihen, und um derentwillen man eigentlich lebt. Es dringt mir mit voller Macht ins Gemüt, wo ich bin, und daß ich das Joniſche Meer an den felſigen Rändern des Gartens brauſen höre.

Wir haben heute den erſten April. Meine Freunde, die Maler ſind, und ich, haben uns am Eingange der Königsvilla von einander getrennt, um, jeder für ſich, in dem weiten, verwilderten Gartenbereich auf Entdeckungen auszugehen. Es iſt ein Morgen von unvergleichlicher Süßigkeit. Ich ſchreibe, meiner Gewohnheit nach, im Gehen, mit Bleiſtift dieſe Notizen. Mein Auge weidet. Das Paradies wird ein Land voll ungekannter, köſtlicher Blumen ſein. Die herrlichen Anemonen Korfus tragen mit dazu bei, daß man Ahnungen einer andern Welt empfindet. Man glaubt beinahe, auf einem fremden Planeten zu ſein.

In dieſer eingebildeten Loslöſung liegt eine große Glückſeligkeit.

Ich finde nach einigem Wandern die Marmorreſte eines antiken Tempelchens. Es ſind nur Grundmauern; einige Säulentrommeln liegen umher. Ich lege mich nieder auf die Steine, und eine unſägliche Wolluſt des Daſeins kommt über mich. Ein feines, glückliches Staunen erfüllt mich ganz, zunächſt faſt noch ungläubig, vor dieſem nun Ereignis gewordenen Traum.

Weniger um etwas zu ſchaffen, als vielmehr um mich ganz einzuſchließen in die Homeriſche Welt, beginne ich ein Gedicht zu ſchreiben, ein dramatiſches, das Telemach, den Sohn des Odyſſeus, zum Helden hat. Umgeben von Blumen, umtönt von lautem Bienengeſumm, fügt ſich mir Vers zu

Vers, und es ist mir allmählich so, als habe sich um mich her nur mein eigener Traum zu Wahrheit verdichtet.

Die Lage des Tempelchens am Rande der Böschung, hoch überm Meer, ist entzückend; alte, ernste Oliven umgeben in einiger Ferne die Vertiefung, in die es gestellt ist. Welchem Gotte, welchem Heros, welchem Meergreise, welcher Göttin oder Nymphe war das Tempelchen etwa geweiht, das in das grüne Stirnband der Uferhöhe eingeflochten, dem nahenden Schiffer entgegenwinkte? diese kleine, schweigende Wohnung der Seligen, die, Weihe verbreitend, noch heute das Rauschen der Ölbäume, das schwelgerische Summen der Bienen, das Duftgewölke der Wiesen als ewige Opfergaben entgegennimmt. Die kleinen, blinkenden Wellen des Meeres ziehen, vom leisen Ost bewegt, wie in himmlischer Prozession heran, und es ist mir, als wäre ich nie etwas anderes, als Diener der unsterblichen Griechengötter gewesen.

Ich weiß nicht, wie ich auf die Vermutung komme, daß unterhalb des Tempelchens eine Grotte und eine Quelle sein müsse. Ich steige verfallene Stufen tief hinab und finde beides. Quellen und Grotten münden auf eine grüne von Marguerits übersäte Terrassen, in ihrer versteckten Lage von süßestem Reiz. Ich bin hier, um die Götter zu verehren, zu lieben und herrschen zu machen über mich. Deshalb pflücke ich Blumen, werfe sie in das Becken der Quelle, zu den Najaden und Nymphen flehend, den lieblichen Töchtern des Zeus.

Ein brauner, schwermütiger Sonnenuntergang. Wir finden uns an die Schwermut norddeutscher Ebenen irgendwie erinnert. Es ist etwas Kühles in Licht und Landschaft, das vielleicht deutlicher vorstellbar wird, wenn man es unitalienisch nennt. Das Landvolk, obgleich die Bäuerinnen imposant und vollbusig sind und von schöner Rasse, erscheint nach außen hin temperamentlos, im Vergleich mit Italien, und zwar trotz des italienischen Einschlags. Es kommt uns

vor, als wäre das Leben hier nicht so kurzweilig, wie auf der italieniſchen Halbinſel.

Die griechiſche Bäuerin hat durchaus den graden, treuherzigen Zug, der den Männern hier abgeht, und den man als einen deutſchen gern in Anſpruch nimmt. Sinnliches Feuer ſcheint ebenſo wenig Ausdruck ihrer beſonderen Art zu ſein, als bei den homeriſchen Frauengeſtalten. Überhaupt erſcheinen mir die homeriſchen Zuſtände den frühen germaniſchen nicht allzu fern ſtehend. Der homeriſche Grieche iſt Krieger durchaus, ein kühner Seefahrer, wie der Normanne verwegener Pirat, von tiefer Frömmigkeit bis zur Bigotterie, trunkliebend, zur Völlerei neigend, dem Rauſche großartiger Gaſtereien zugetan, wo der Geſang des Skalden nicht fehlen durfte.

Ich habe mich auf den Reſten des antiken Tempelchens, das ich nun ſchon zum dritten- oder viertenmal beſuche, niedergelaſſen. Es fällt lauer Frühlingsregen. Ein großer, überhängender, weidenartiger Strauch umgibt mich mit dem Arom ſeiner Blüten. Die Wellen wallfahrten heut mit ſtarkem Rauſchen heran. Immer der gleiche Gottesdienſt in der Natur. Wolkendünſte bedecken den Himmel.

Immer erſt, wenn ich auf den Grundmauern dieſes kleinen Gotteshauſes geſtanden habe, fühle ich mich in den Geiſt der Alten entrückt und glaube in dieſem Geiſte alles rings umher zu empfinden. Ich will nie dieſe Stunden vergeſſen, die in einem ungeahnten Sinne erneuernd ſind. Ich ſteige ans Meer zu den Najaden hinunter. Auf den Stufen bereits vernehme ich das Geſchrei einer Ziege, von der Grotte und Quelle emporbringend. Ich bemerke, wie das Tier von einem großen, rotbraunen Segel beunruhigt iſt, das ſich dem Lande, düſter ſchattend, bis auf wenige Meter nähert, um hier zu wenden. Unwillkürlich muß ich an Seeraub denken und das fortwährende, klägliche Hilferufen des geängſtigten Tieres bringt mir, beim Anblick des großen,

drohenden Segels, die alte Angſt des einſamen Küſtenbewohners, vor Überfällen, nah.

Oft iſt bei Homer von ſchwarzen Schiffen die Rede. Ob ſie nicht etwa den Nordlandsdrachen ähnlich geweſen ſind? Und ob nicht etwa die homeriſchen Griechen, die ja durchaus Seefahrer und Abenteurernaturen waren, auch das griechiſche Feſtland vom Waſſer aus zuerſt betreten haben?

Eigentümlich iſt es, wie ſich in einem Geſpräch des Plutarch eine Verbindung des hohen Nordens mit dieſem Süden andeutet; wo von Völkern griechiſchen Stammes die Rede iſt, die etwa in Kanada angeſeſſen waren, und von einer Inſel Ogygia, wo der von Zeus entthronte Kronos gleichſam in Banden eines Winterſchlafes gefangen ſaß. Beſonders merkwürdig iſt der Zug, daß jener entthronte Gott Kronos oder Saturn, noch immer alles dasjenige träumte, was der Sohn und Sieger im Süden, Zeus, im Wachen ſah. Alſo etwa, was jener träumte, war dieſem Wirklichkeit. Und Herakles begab ſich einſt in den Norden zurück, und ſeine Begleiter reinigten Sitte und Sprache der nördlichen Griechen, die inzwiſchen verwahrloſt waren.

Ich ſtrecke mich auf das ſaftige Grün der Terraſſe unter die zahlloſen Gänſeblümchen aus, als ob ich, ein erſter Grieche, ſoeben nach vieler Mühſal gelandet wäre. Ein ſtarkes Frühlingsempfinden dringt durch mich; und in dieſem Gefühle eins mit dem Sproſſen, Keimen und Blühen rings um mich her, empfinde ich jeden Naturkult, jede Art Gottesdienſt, jedes irgendwie geartete höhere Leben des Menſchen durch Eros bedingt.

Ich beobachte eben, vor Sonnenuntergang, in einer Ausbuchtung der Kaimauer, zwei Muſelmänner. Sie verrichten ihr Abendgebet. Die Geſichter „nach Mekka" gewendet, gegen das Meer und die epirotiſchen Berge, ſtehen

ſie ohne Lippenbewegung da. Die Hände ſind nicht gefaltet, nur mit den Spitzen der Finger aneinandergelegt. Jetzt, indem ſie ſich auf ein Knie ſenken, machen ſie gleichzeitig eine tiefe Verneigung. Dieſe Bewegung wird wiederholt. Sie laſſen ſich nun auf die Knie nieder und berühren mit den Stirnen die Erde. Auch dieſen Ausdruck andachtsvoller Erniedrigung wiederholen ſie. Aufgerichtet, beten ſie weiter. Nochmals ſinken ſie auf die Knie und berühren mit ihren Stirnen wieder und wieder den Boden. Alsdann fährt ſich, noch kniend, der ältere von den beiden Männern mit der Rechten über das Angeſicht und über den dunklen, graumelierten Bart, als wollte er einen Traum von der Seele ſtreifen, und nun kehren ſie, erwacht, aus dem inneren Heiligtum in das laute Straßenleben, das ſie umgibt, zurück. Wer dieſe Kraft zur Vertiefung ſieht, muß die Macht anerkennen und verehren, die hier wirkſam iſt.

Heut werfen die Wellen ihre Schaumſchleier über die Kaimauer der Strada marina. Die Möven halten ſich mit Meiſterſchaft gegen den ſtarken Südwind über den bewegten Waſſern des Golfes von Kaſtrades. Es herrſcht Leben und Aufregung. Von geſtern zu heut ſind die Baumwipfel grün geworden im lauen Regen.

Die Luft iſt feucht. Der Garten, in den ich eintrete, brauſt laut. Der Garten der Kirke, wie ich den Garten des Königs jetzt lieber nenne, brauſt laut und melodiſch und voll. Düfte von zahlloſen Blüten dringen durch dunkle, rauſchende Laubgänge und ſtrömen um mich mit der bewegten Luft. Es iſt herrlich! Der Webſtuhl der Kirke brauſt wie Orgeln: Choräle, endlos und feierlich. Und während die Göttin webt, die Zauberin, bedeckt ſich die Erde mit bunten Teppichen. Aus grünen Wipfeln brechen die Blüten: gelb, weiß und rot, wie Blut. Das zarteſte der Schönheit entſteht ringsum. Millionen kleiner Blumen trinken den Klang und wachſen in ihm. Himmelhohe Zypreſſen wiegen die ſchwarzen Wedel

ehrwürdig. Der gewaltige Eukalyptus, an dem ich ſtehe, ſcheint zu ſchaudern vor Wonne, im Anſturm des vollen, erneuten Lebenshauchs. Das ſind Boten, die kommen! Verkündigungen!

Wie ich tiefer in das verwunſchene Reich eindringe, höre ich über mir in der Luft das beinahe melodiſche Knarren eines großen Raben. Ich ſehe ihn täglich, nun ſchon das drittemal: den Lieblingsvogel Apollons. Er überquert eine kleine Bucht des Gartens. Der Wind trägt ſeine Stimme davon, denn ich ſehe nur noch, wie er ſeinen Schnabel öffnet.

Immer noch umgibt mich das Rauſchen, das allgemeine, tiefe Getöſe. Es ſcheint aus der Erde zu kommen. Es iſt, als ob die Erde ſelbſt tief und gleichmäßig tönte, mitunter bis zum unterirdiſchen Donner geſteigert.

Im Schatten der Ölbäume, im langhalmigen Wieſengras, gibt es viele gemauerte Waſſerbrunnen. Über einem, der mir vor Augen liegt, ſehe ich Nymphe und Najade geſellt, denn der Gipfel eines Baumes, deſſen Stamm im Innern der Ziſterne heraufdringt, überquillt ihre Öffnung mit jungem Grün. Die Grazien umtanzen in Geſtalt vieler zarteſter Wieſenblumen den verſchwiegenen Ort.

Die Geſtalten der Kirke und der Kalypſo ähneln einander. Jede von ihnen iſt eine „furchtbare Zauberin", jede von ihnen trägt ein anmutig feines Silbergewand, einen goldenen Gürtel und einen Schleier ums Haupt. Jede von ihnen hat einen Webſtuhl, an dem ſie ein ſchönes Gewebe webt. Jede von ihnen wird abwechſelnd Nymphe und Göttin genannt. Sie haben beide eine weibliche Neigung zu Odyſſeus, der mit jeder von ihnen das Lager teilen darf. Beide, an beſtimmte Wohnplätze gebunden, ſind der mythiſche Ausdruck ſich regender Wachstumskräfte in der Frühlingsnatur, nicht wie die höheren Gottheiten überall, ſondern an dieſem und jenem Ort. In Kirke ſcheint das Weſen des Mythus, und beſonders in ihrer Kraft zu verwandeln, tiefer und weiter, als in Kalypſo ausgebildet zu ſein.

Das Rauſchen hat in mir nachgerade einen Rauſch er-

zeugt, der Natur und Mythus in eins verbindet, ja ihn zum phantaſiegemäßen Ausdruck von jener macht. Auf den Steinen des antiken Tempelchens ſitzend, höre ich Geſang um mich her, Laute von vielen Stimmen. Ich bin, wie durch einen leiſen, unwiderſtehlichen Zwang, in meiner Seele willig gemacht, Zeus und den übrigen Göttern Trankopfer auszugießen, ihre Nähe im Tiefſten empfindend. Es iſt etwas Rätſelhaftes auch inſofern um die Menſchenſeele, als ſie zahlloſe Formen anzunehmen befähigt iſt. Eine große Summe halluzinatoriſcher Kräfte ſehen wir heut als krankhaft an, und der geſunde Menſch hat ſie zum Schweigen gebracht, wenn auch nicht ausgeſtoßen. Und doch hat es Zeiten gegeben, wo der Menſch ſie voll Ehrfurcht gelten und menſchlich auswirken ließ.

„Und in dem hohen Palaſte der ſchönen Zauberin dienten
Vier holdſelige Mägde, die alle Geſchäfte beſorgten.
Dieſe waren Töchter der Quellen und ſchattigen Haine
Und der heiligen Ströme, die in das Meer ſich ergießen.“

Die ſchöne Wäſcherin, die ich an einem verſteckten Röhrenbrunnen arbeiten ſehe, auf meinem Heimwege durch den Park — die erſte ſchöne Griechin überhaupt, die ich zu Geſicht bekomme! — ſie ſcheint mir eine von Kirkes Mägden zu ſein. Und wie ſie mir in die Augen blickt, befällt mich Furcht, als läge die Kraft der Meiſterin auch in ihr, Menſchen in Tiere zu verwandeln, und ich ſehe mich unwillkürlich nach dem Blümchen Moly um.

Heut, den 5. April, hat ein großes Schiff dreihundert deutſche Männer und Frauen am Strande von Korfu abgeſetzt. Ein mit ſolchen Männern und Frauen beladener Wagen kutſcht vor mir her. Auf der Strada marina läßt Gevatter Wurſtmacher den Landauer anhalten, ſteigt heraus und nimmt mit einigen lieben Anverwandten, eilig, in gezwungener Stellung, photographiergerecht, auf der Kaimauer Platz. Ein ſchwarzbärtiger Idealiſt mit langen Beinen und

engem Bruſtkaſten erhebt ſich auf dem Kutſchbock und photographiert. Am Eingange meines Gartens holt die Geſellſchaft mich wieder ein, die ſich durch das unumgängliche Photographieren verzögert hat. „Palais royal?“ tönt nun die Frage an den Kutſcher auf gut Franzöſiſch. —

Und wie ich den Garten der Zauberin wieder betrete, von heimlichem Lachen geſchüttelt, fällt mir eine Geſchichte ein: Mitridates ſteckte einſt in Kleinaſien einen Hain der Eumeniden in Brand, und man hörte darob ein ungeheures Gelächter. Die beleidigten Götter forderten nach dem Spruche der Seher Sühnopfer. Die Halswunde jenes Mädchens aber, das man hierauf geſchlachtet hatte, lachte noch auf eine furchtbare Weiſe fort.

Das eine der Fenſter unſeres Wohnſaales in Hotel Belle Veniſe gewährt den Blick in eine Sackgaſſe. Dort iſt auch ein Abfallwinkel des Hotels. Der elende Müllhaufen übt eine ſchreckliche Anziehungskraft auf Tiere und Menſchen aus. So oft ich zum Fenſter hinausblicke, bemerke ich ein anderes hungriges Individuum, Hund oder Menſch, das ihn durchſtöbert. Ohne jeden Sinn für das Ekelhafte greift ein altes Weib in den Unrat, nagt das ſitzengebliebene Fleiſch aus Apfelſinenreſten und ſchlingt Stücke der Schale ganz hinab. Jeden Morgen erſcheinen die gleichen Bettler, abwechſelnd mit Hunden, von denen mitunter acht bis zehn auf einmal den Haufen durchſtören. Dieſe ſcheußliche Nahrungsquelle auszunützen, ſcheint der einzige Beruf vieler unter den ärmſten Bewohnern Korfus zu ſein, die in einem Grade von Armut zu leben gezwungen ſind, der, glaube ich, ſelbſt in Italien ſelten iſt. Von Müllhaufen zu Müllhaufen wandern, welch ein unbegreifliches Los der Erbärmlichkeit! Mit Hunden und Katzen um den Wegwurf ſtreiten. Und doch war es vielleicht mitunter das Los Homers, der, wie Pauſanias ſchreibt, auch dieſes Schickſal gehabt hat, als blinder Bettler von Ort zu Ort zu ziehn.

Der Garten der Kirke liegt dieſen Nachmittag in einer düſtern Verzauberung. Die blaßgrünen Schleier der Olivenzweige rieſeln leis. Es iſt ein ganz zartes und feines Singen. Von unten tönt laut das eherne Rauſchen des Joniſchen Meeres. Ich muß an das unentſchiedene Schlachtengetöſe homeriſcher Kämpfe denken. Der Wolkenverſammler verdunkelt den Himmel, und eine bängliche Finſternis verbreitet ſich zwiſchen den Stämmen unter den Ölbaumwipfeln. Vereinzelte große Regentropfen fallen auf mich. Der Efeu erſcheint wie ein polypenartig würgendes Tier, er ſchlägt in unzerbrechliche Bande: Mauern, ſteinerne Stufen, Bäume! Es iſt etwas ewig Totes, ewig Stummes, ewig Verlaſſenes, ewig Verwandeltes in der Natur und in allem vegetativen Daſein des Gartens. Die Tiere der Kirke ſchleichen lautlos, tückiſch und unſichtbar! der böſen, tückiſchen Kirke Gefangene! Sie erſcheinen für ewig ins Innere dieſer Gartenmauer gebannt, wie Sträucher und Bäume an ihre Stelle. Alle dieſe uralten, rätſelhaft verſtrickten Olivenbäume gleichen unrettbar verknoteten Schlangen, erſtarrt, mitten im Kampf, durch ein ſchreckliches Zauberwort.

Aber nun geht eine Angſt durch den Garten: etwas wie Angſt oder nahes Glück. Wir alle, unter der drohenden Macht des beklemmenden Rätſels eines unſagbar traurigen und verwunſchenen Daſeins, fühlen den nahen Donner des Gottes voraus. Mächtig grollt es fern auf; und Zeus winkt mit der Braue... Kirke erwartet Zeus.

Ehe man Potamo auf Korfu erreicht, überſchreitet man einen kleinen Fluß. Die Ortſchaft iſt mit grauen Häuschen und einem kleinen Glockenturm auf eine ſanft anſteigende Berglehne zwiſchen Ölbäume und Zypreſſen hingeſtreut. Unter den Bewohnern des Ortes, die alle dunkel ſind, fällt ein Schmied oder Schloſſer auf, der in der Tür ſeiner Werkſtatt mit ſeinem Schurzfell daſteht, blauäugig,

blond und von durchaus kernigem, deutſchen Schlag, ſeiner Haltung und dem Ausdruck ſeines Geſichtes nach.

Das Tal hinter Potamo entwickelt die ganze Fülle der fruchtbaren Inſel. Auf ſaftigen Wieſenabhängen langhalmiger, üppiger Gräſer und Blumen, ſtehen, Wipfel an Wipfel, Orangenbäume, jeder mit einem Reichtum ſchwerer und reifer Früchte durchwirkt. Die gleiche, laſtende Fülle iſt, links vom Wege, in die Talſenkung hinein verbreitet und jenſeit die Abhänge hinauf, bis unter die allgegenwärtigen Ölbäume. Fruchtbare Fülle liegt wie ein ſtrenger Ernſt über dieſem geſegneten Tal. Es iſt von Reichtum gleichſam beſchwert bis zur Traurigkeit. Es iſt etwas fronmäßig Laſttragendes in dieſem Überfluß, ſodaß hier wiederum das Myſterium der Fruchtbarkeit, beinahe zu Geſtalten verdichtet, dem inneren Sinne ſich aufdrängt. Hier ſcheint ein dämoniſcher Reichtum wie dazu beſtimmt, verſchlagenen Seefahrern ſich für eine angſtvolle Schwelgerei darzubieten, paniſchen Schreckniſſen nahe.

Geſtrüppen, wilden Dickichten gleich, ſteigen Orangengärten in die Schluchten hinunter, die von uralten Oliven und Zypreſſen verfinſtert ſind und locken von dort her, aus der verſchwiegenen Tiefe mit ihrer ſüßen, ſchweren, faſt purpurnen Frucht. Man ſpürt das Gebärungswunder, das Wunder nymphenhafter Verwandlungen: ein Wirken, das ebenſo ſüß, als qualvoll iſt.

Ich ſollte hier der Orange von Korfu, als der beſten der Welt begeiſtert huldigen! — Man gehe hin und genieße ſie.

Die Straße ſteigt an und bei einer Wendung tut ſich, weithin gedehnt, eine ſanfte Tiefe dem Blicke auf: die Ebene zwiſchen Govino und Pyrgi ungefähr, mit ihren umgrenzenden Höhenzügen. Wälder von Olivenbäumen bedecken ſie, ja, Gipfel, Abhänge und Ebene überzieht ein einziger Wald. Der majeſtätiſche Ernſt des Eindrucks iſt mit einem unſäglich weichen Reiz verbunden.

Eine Biegung der Straße enthüllt teilweiſe die blauleuch-

tende Bucht und die Höhe des San Salvatore dahinter. Zum Ernſt, zur Einfalt, zur Großheit, darf man ſagen, tritt nun die Süße. — Wir wandeln unter die Wälder hinein. Das Auge wird immer wieder gefeſſelt von dem unvergleichlichen Linienreiz der zerlöcherten und zerklüfteten Rieſenſtämme, von denen einige zerriſſen und in wilde Windungen zerborſten, doch, mit erzenem, unbeweglichem Griff in die Erde verknotet, aufrecht geblieben ſind.

Der Himmel iſt grau und bewölkt. Wir entdecken in der Tiefe der fruchttragenden Waldungen Kinder, Hirtinnen mit gelben Kopftüchern. Bis an die Straße zu uns her ſind kleine, wollige, unwahrſcheinliche Jeſusſchäfchen verſtreut. Ich winke einer der kleinen Hirtinnen: ſie kommt nicht leicht. Ihr Dank für unſere Gabe iſt ganz Treuherzigkeit.

Schemenhaft flüſtern die Ölzweige. Weithin geht und weither kommt ewiges, ſanftes, fruchtbares Rauſchen.

Wir unternehmen heut eine Fahrt nach Pelleka. Dort, von einem gewiſſen Punkte aus, überblickt man einen ſehr großen Teil der Inſel, die Buchten gegen Epirus hin und zugleich das freie Joniſche Meer.

Heute, am Sonntag, lehnen etwa hundert Männer über die Mauer der Straße, wo dieſe eine Kehre macht und gleichſam eine Terraſſe oder Rampe der Ortſchaft bildet. Unſer Wagen wird ſogleich von einer großen Menge erbärmlich ſchmutziger Kinder umringt, die zumeiſt ein verkommenes Anſehen haben und ſchlimm huſten. Mit uns dem geſuchten Ausſichtspunkt zuſteigend — wir haben den Wagen verlaſſen! — verfolgen uns die Kinder in hellen Haufen. Eingeborene Männer verſuchen es immer wieder, ſie zu verſcheuchen, ſtets vergeblich. Die Kleinen laſſen uns vorüber, ſtehen ein wenig, ſuchen uns aber gleich darauf wieder auf kürzeren Wegen, rennend, ſpringend, ſtürzend, einander ſtoßend, zuvor zu kommen, um mit zäher Unermüdlichkeit uns wiederum anzubetteln.

Sie ſind faſt durchgängig brünett. Aber es iſt auch ein blondes Mädchen da, blauäugig und von zart weißer Haut: ein großer, vollkommen deutſcher Kopf, der als ſolcher auf einem Leiblſchen Bilde ſtehen könnte. Bei dieſem Anblick beſchleicht mich eine gewiſſermaßen irrationale Traurigkeit, denn das Mädchen iſt eigentlich die vergnügteſte unter ihren zahlloſen dunklen Zufallsſchweſtern.

In Gruppen und von den Männern geſondert, ſtehen am Eingang und Ausgang des kleinen Fleckens die Frauen von Pelleka. Sie machen in der ſtämmigen Fülle des Körpers und der bunten Schönheit der griechiſchen Tracht den Eindruck der Wohlhabenheit. Das reiche Haar, das ihre Köpfe in ſtolzer Friſur umgibt, iſt nicht nur ihr eigenes, ſondern durch den Haarſchatz von Müttern, Großmüttern und Urgroßmüttern vermehrt, der als heilige Erbſchaft betrachtet wird.

Heut, ſoeben, begann ich den letzten Tag, der noch auf Korfu enden wird. Zum Fenſter hinausblickend, gewahre ich in der Nähe des Abfallhaufens eine Verſammlung von etwa zwanzig Männern: ſie umſtehen einen vom Regen noch feuchten Platz, auf dem ſich, wie kleine zerknüllte Lümpchen, mehrere ſchmutzige Drachmenſcheine befinden. Man ſchiebt ſie mit Stiefelſpitzen von Ort zu Ort. Einer der Männer wirft vom Handrücken aus zwei kupferne Münzen in die Luft, und je nachdem ſie auf dem Kopfe der Könige liegen, oder dieſen nach oben kehren, entſcheiden ſie über Verluſt und Gewinn. Nachdem ein Wurf des Glücksſpiels geſchehen iſt, nimmt einer der Spieler, ein ſchäbiger Kerl, als Gewinner den ziemlich erheblichen Einſatz vom Erdboden auf und ſteckt ihn ein.

Die Bevölkerung Korfus krankt an dieſer Spielleidenſchaft. Es werden dabei von armen Leuten Gewinne und Verluſte beſtritten, die in keinem Vergleich zu ihrem geringen Beſitze ſtehen. Man ſucht dieſer Spielwut entgegen-

zuwirken. Aber, trotzdem man das ſtumpfſinnige Laſter, ſofern es in Kneipen oder irgendwie öffentlich auftritt, unter Strafe ſtellt, iſt es dennoch nicht auszurotten. Macht doch die ganze Bevölkerung gemeinſame Sache gegen die Polizei! So ſind zum Beiſpiel die Droſchkenkutſcher auf der breiten Straße, in die unſer Sackgäßchen mündet, freiwillige Wachtpoſten, die den ziemlich ſorgloſen Übertretern der Geſetzesbeſtimmungen ſoeben die Annäherung eines Polizeimannes durch Winke verkündigen, worauf ſich der Schwarm ſofort zerſtreut.

Ein griechiſcher Dampfer liegt am Ufer. Ein italieniſcher kommt eben herein. Ihm folgt die „Tirol" vom Trieſter Lloyd. Menſchen und Möven werden aufgeregt.

Die Einſchiffung iſt nicht angenehm. Wir ſind hinter einem Berg von Gepäck ins Boot gequetſcht, und jeden Augenblick drohen die hohen Wogen das überladene Fahrzeug umzuwerfen.

Selten iſt der Aufenthalt an Deck eines Schiffes im Hafen angenehm. Das Idyll, ſofern nicht das Gegenteil eines Idylls im Schickſalsrate beſchloſſen iſt ... das Idyll beginnt immer erſt nach der Abfahrt.

Eine ſchlanke, hohe, jugendſchöne Engländerin mit den edlen Zügen klaſſiſcher Frauenbildniſſe iſt an Bord. Seltſam, ich vermag mir das homeriſche Frauenideal, vermag mir eine Penelope, eine Nauſikaa, nur von einer ſo gearteten Raſſe zu denken.

Langſam gleitet Korfu, die Stadt, und Korfu, die Inſel, an uns vorüber: die alten Befeſtigungen, die Eſplanade, die Strada marina am Golf von Kaſtrades, auf der ich ſo oft nach dem königlichen Garten, nach dem Garten der Kirke, gewandert bin. Der Garten der Kirke ſelbſt gleitet vorüber. Ich nehme mein Fernglas und bin noch einmal an dem lieblichen, jetzt in Schatten gelegten Ort, wo die Trümmer des kleinen antiken Tempelchens einſam zurückbleiben, und

wo ich, seltsam genug bei meinen Jahren, fast wunschlos glückliche Augenblicke genoß. Oft sah ich von dort aus Schiffe vorübergleiten und bin nun selbst, der vorübergleitet auf seinem Schiff. Über den dunklen Wipfelgebieten des Gartens steht die Sonne hinter gigantischen Wolken im Niedergang und bricht über alles zu uns und zum Himmel hervor in gewaltigen, limbusartigen Strahlungen, und im Weitergleiten des Schiffes erfüllt mich nur noch der eine Gedanke: du bist auf der Pilgerfahrt zur Stätte des goldelfenbeinernen Zeus.

Die ersten Stunden auf klassischem Boden, nachdem wir in Patras Morgens gelandet sind, bieten lärmende unangenehme Eindrücke. Aber, trotzdem wir nun in einem Bahncoupé, und zwar in einem ziemlich erbärmlichen sitzen, saugt sich das Auge an Felder und Hügel dieser an uns vorüberflutenden Landschaft fest, als wäre sie nicht von dieser Erde. Vielleicht lieben wir Träume mit stärkerer Liebe, als Wirklichkeit. Aber das innere Auge, das sich selbst im Schlafe oft genug weit öffnet, legt sich mitunter in den Wiesen, Hainen und Hügelländern zur Ruh, die sich einem äußeren Sinne im Lichte des wachen Tages schlicht und gesund darbieten. Und etwas, wie eines inneren Sinnes Entlastung spüre ich nun.

Also: um mich ist Griechenland. Das, was ich bisher so nannte, war alles andere, nur nicht Land. Die Sehnsucht der Seele geht nach Land, der Sehnsucht des Seefahrers darin ähnlich. Immer ist es zunächst nur eingebildet, wonach man sich sehnt, und noch so genaue Nachricht, noch so getreue Schilderung kann aus der schwebenden Insel der Phantasie kein wirklich am Grunde des Meeres verwurzeltes Eiland machen. Das vermag nur der Augenblick, wo man es wirklich betritt.

Was nun so lange durchaus nur ein bloßer Traum der Seele gewesen ist, das will eben diese Seele, vom Staunen

der äußeren Sinne berührt, die, von dem Ereignis betroffen, raſtlos verzückt, faſt überwältigt umherforſchen ... das will eben dieſe Seele nicht gleich für wahr halten. Auch deshalb nicht, weil damit in einem anderen Sinne etwas, zum mindeſten der Teil eines Traumbeſitzes, in ſich verſinkt. Dies gilt aber nur für Augenblicke. Es gibt in einem geſund gearteten Geiſte keine Todfeindſchaft mit der Wirklichkeit: und was ſie etwa in einem ſolchem Geiſte zerſtört, das hilft ſie kräftiger wiederum aufrichten.

Die Landſchaft von Elis, durch die wir reiſen, berührt mich heimiſch. Wir haben zur Rechten das Meer, hinter roter Erde, in unglaublicher Farbenglut. Wie bläulicher Duft liegen Inſeln darin: erſt wird uns Ithaka, dann Cephalonia, ſpäter Zakynthos deutlich. Wir werden an Hügeln vorübergetragen, niedrigen Bergzügen, vor denen Fluren ſich ausbreiten, die mit Rebenkulturen beſtanden ſind. Die Berge zur Linken weichen zurück hinter eine weite Talebene, die ſie mit ihren Schneehäuptern begleiten. Einfache, grüne Weideflächen erfreuen den Blick. Und plötzlich erſcheinen Bäume, einzelſtehend, knorrig, weitverzweigt, die für das zu erklären, was ſie wirklich ſind, ich kaum getraue. Aber es ſind und bleiben doch Eichen, deutſche Eichen, ſo alt und mächtig entwickelt, wie in der Heimat ſie geſehen zu haben ich mich nicht erinnern kann.

Stundenweit dehnen ſich nun dieſe Eichenbeſtände. Doch ſind die jetzt noch faſt kahlen Kronen ſo weit voneinander entfernt, daß ihre Zweige, ſo breit ſie umherreichen, ſich nicht berühren. In den einſamen Weideländern darunter zeigen ſich hie und da Hirten mit Herden.

Es kommt mir vor, als ob ich unter den vielen, die mit uns reiſen, einem großartigen Feſttumulte zuſtrebte. Und durchaus ungewollt drängt ſich mir nach und nach die Viſion eines olympiſchen Tages auf: der Kopf und nackte Arm eines jungen Griechen, ein Schrei, eine Bitte, ein Pferdegewieher, Beifallstoben, ein Fluch des Beſiegten. Ein Ringer, der ſich den

Schweiß abwiſcht. Ein Antlitz, im Kampfe angeſpannt, faſt gequält in übermenſchlicher Anſtrengung. Donnernder Hufſchlag, Rädergekreiſch: alles vereinzelt, blitzartig, fragmentariſch.

Wir ſind in Olympia.

Auf dieſem verlaſſenen Feſtplatz iſt kaum etwas anderes, als das ſanfte und weiche Rauſchen der Aleppokiefer vernehmlich, die den niedrigen Kronoshügel bedeckt und hie und da in den Ruinen des alten Tempelbezirks ihre niedrigen Wipfel ausbreitet.

Dieſes freundliche Tal des Alpheios iſt dermaßen unſcheinbar, daß man, den ungeheuren Klang ſeines Ruhmes im Herzen, bei ſeinem Anblick in eigentümlicher Weiſe ergriffen iſt. Aber es iſt auch von einer beſtrickenden Lieblichkeit. Es iſt ein Verſteck, durch einen niedrigen Höhenzug jenſeits des Fluſſes — und diesſeits durch niedrige Berge getrennt von der Welt. Und jemand, der ſich von dieſer Welt ohne Haß zu verſchließen gedächte, könnte nirgend geborgener ſein.

Ein kleines, idylliſches Tal für Hirten — eine ſchlichte, beſchränkte Wirklichkeit! — mit einem verſandeten Flußlauf, Kiefern und kärglichem Weideland, und doch: es mag hier geweſen ſein, es weigert nichts in dem Pilger, für wahr hinzunehmen, daß hier der Kronide, der Ägiserſchütterer Zeus, mit Kronos um die Herrſchaft der Welt gerungen hat. — Das iſt das Wunderbare und Seltſame.

Die Abhänge jenſeit des Alpheios färben ſich braun.

Die Sonne eines warmen und reinen Frühlingstages dringt nicht mehr mit ihren Strahlen bis an die Ruinen, zu mir. Zwei Elſtern fliegen von Baum zu Baum, von Säulentrommel zu Säulentrommel. Sie gebärden ſich hier wie in einem unbeſtrittenen Bereich. Ein Kuckuck ruft fortwährend aus den Wipfeln des Kronoshügels herab. — Ich werde dieſen olympiſchen Kuckuck vom zwölften April des Jahres Neunzehnhundertundſieben nicht vergeſſen.

Die Dunkelheit und die Kühle bricht herein. Noch immer ist das Rauschen des sanften Windes in den Wipfeln die leise und tiefe Musik der Stille. Es ist ein ewiges, flüsterndes Aufatmen, traumhaftes Aufrauschen, gleichsam Aufwachen, von etwas, das zugleich in einem schweren, unerwecklichen Schlaf gebunden ist. Das Leben von einst scheint ins Innere dieses Schlafes gesunken. Wer nie diesen Boden betreten hat, dem ist es schwer begreiflich zu machen, bis zu welchem Grade Rauschen und Rauschen verschieden ist.

Es ist ganz dunkel geworden. Ich unterliege mehr und mehr wieder inneren Eindrücken gespenstischer Wettspiele. Es ist mir, als fielen da und dorther Schreie von Läufern und Ringern aus der nächtlichen Luft. Ich empfinde Getümmel und wilde Bewegungen; und diese hastig fliehenden Dinge begleiten mich wie irgendein Rhythmus, eine Melodie, dergleichen sich manchmal einnistet und nicht zu tilgen ist.

Plötzlich wird von irgendeinem Hirtenjungen gespielt, der kunstlose Klang einer Rohrflöte laut: er begleitet mich auf dem Heimwege.

Der Morgen duftet nach frischen Saaten und allerlei Feldblumen. Sperlinge lärmen um unsere Herberge. Ich stehe auf dem Vorplatz des hübschen, luftigen Hauses und überblicke von hier aus das enge, freundliche Tal, das die olympischen Trümmer birgt. Hähne krähen in den Höfen verschiedener kleiner Anwesen in der Nähe, von denen jedoch hier nur eines, ein Hüttchen, am Fuße des Kronoshügels, sichtbar ist.

Man müßte ein Tälchen von ähnlichem Reiz, ähnlicher Intimität vielleicht in Thüringen suchen. Wenn man es aber so eng, so niedlich und voller idyllischer Anmut gefunden hätte, so würde man doch nicht, wie hier, so tiefe und göttliche Atemzüge tun.

Mich durchdringt eine staunende Heiterkeit. Der harzige Kiefernadelduft, die heimisch-ländliche Morgenmusik beleben

mich. Wie so ganz nah und natürlich berührt nun auf einmal das Griechentum, das durchaus nicht nur im Sinne Homers oder gar im Sinne der Tragiker zu begreifen ist. Viel näher in diesem Augenblick ist mir die Seele des Aristophanes, dessen „Frösche" ich von den Alpheiossümpfen herüber quaken höre. So laut und energisch quakt der griechische Frosch — ich konnte das während der gestrigen Fahrt wiederholt bemerken! — daß er literarisch durchaus nicht zu übersehen, noch weniger zu überhören war.

Überall schlängeln sich schmale Pfade über die Hügel und zwischen den Hügeln hindurch. Sie sind wie Bänder durch einen Flußlauf gelegt, der zum Alpheios fließt. Kleine Karawanen, Trupps von Eseln und Mauleseln tauchen auf und verschwinden wieder. Man hört ihre Glöckchen, bevor man die Tiere sieht, und nachdem sie den Gesichtskreis verlassen haben. Am Himmel zeigen sich streifige Windwolken. In der braunen Niederung des Alpheios weiden Schafherden.

Man wird an ein großartiges Idyll zu denken haben, das in diesem Tälchen geblüht hat. Es lebte hier eine Priestergemeinschaft nahe den Göttern; aber diese, Götter und Halbgötter, waren die eigentlichen Bewohner des Ortes. Wie wurde doch gerade dieses anspruchslose Stückchen Natur so von ihnen begnadet, daß es gleich einem entfernten Fixstern — einer vor tausend Jahren erloschenen Sonne gleich — noch mit seinem vollen, ruhmstrahlenden Lichte in uns ist?

Diese bescheidenen Wiesen und Anhöhen lockten ein Gedränge von Göttern an, dazu Scharen glanzbegieriger Menschen, die von hier einen Platz unter den Sternen suchten. Nicht alle fanden ihn, aber es lag doch in der Macht des olympischen Zweiges, von einem schlichten Ölbaum dieser Flur gebrochen, Auserwählten Unsterblichkeit zu gewähren.

Ich ersteige den Kronoshügel. Es riecht nach Kiefernharz. Einige Vögel singen in den Zweigen schön und anhaltend. Im Schatten der Nadelwipfel gedeiht eine zarte

Ilexart. Die gewundenen Stämme der Kiefern mit tief eingeriſſener Borke haben etwas Wildkräftiges. Ich pflücke eine blutrote, anemonenartige Blume, überſchreite das Band einer Wanderraupe, fünfzehn bis zwanzig Fuß lang. Die Windungen des Alpheios erſcheinen: des Gottes, der gen Ortygia hinſtrebt, jenſeits des Meeres, wo Arethuſa, die Nymphe, wohnt, die Geliebte.

Die Fundamente und Trümmer des Tempelbezirks liegen unter mir. Dort, wo der goldelfenbeinerne Zeus geſtanden hat, auf den Platten der Cella des Zeustempels, ſpielt ein Knabe. Es iſt mein Sohn. Etwas vollkommen Ahnungsloſes, mit leichten, glücklichen Füßen die Stelle umhüpfend, die das Bildnis des Gottes trug, jenes Weltwunder der Kunſt, von dem unter den Alten die Rede ging, daß, wer es geſehen habe, ganz unglücklich niemals werden könne.

Die Kiefern rauſchen leiſe und traumhaft über mir. Herdenglocken, wie in den Hochalpen oder auf den Hochflächen des Rieſengebirges, klingen von überall her. Dazu kommt das Rauſchen des gelben Stroms, der in ſeinem breiten, verſandeten Bette ein Rinnſal bildet, und das Quaken der Fröſche in den Tümpeln ſtehender Wäſſer ſeiner Ufer.

Immer noch hüpft der Knabe um den Standort des Götterbildes, das, hervorgegangen aus den Händen des Phidias, den Wolkenverſammler, den Vater der Götter und Menſchen darſtellte; und ich denke daran, wie, der Sage nach, der Gott mit ſeinem Blitz in die Cella ſchlug und auf dieſe Art dem Meiſter ſeine Zufriedenheit ausdrückte. Was war das für ein Meiſter und ein Geſchlecht, das Blitzſchlag für Zuſtimmung nahm! Und was war das für eine Kunſt, die Götter zu Kritikern hatte!

Die Hügel jenſeits des Alpheios bilden eine Art Halbkreis, und ich empfinde ſie faſt, unwillkürlich forſchend hinüberblickend, als einen amphitheatraliſchen Rundbau für göttliche Zuſchauer. Rangen doch auf dem ſchlichten Feſtplatz unter mir Götter und Menſchen um den Preis.

Meinen Sinn zu den Himmlischen wendend, steige ich langsam wieder in das Vergessenheit und Verlassenheit atmende Wiesental: das Tal des Zeus, das Tal des Dionysos und der Chariten, das Tal des idäischen Herakles, das Tal der sechzehn Frauen der Hera, wo auf dem Altar des Pan Tag und Nacht Opfer brannten, das Tal der Sieger, das Tal des Ehrgeizes, des Ruhmes, der Anbetung und Verherrlichung, das Tal der Wettkämpfe, wo es dem Herakles nicht erspart blieb, mit den Fliegen zu kämpfen, die er aber nur mit Hilfe des Zeus besiegte und dort hinüber, hinter das jenseitige Ufer des Alpheios, trieb.

Und wieder schreite ich zwischen den grauen Trümmern hin, die eine schöne Wiese bedecken. Überall saftiges Grün und gelbe Maiblumen. Das Elsternpaar von gestern fliegt vor mir her. Die Säulen des Zeustempels liegen, wie sie gefallen sind: die riesigen Porostrommeln schräg voneinander gerutscht. Überall duftet es nach Blumen und Thymian um die Steinmassen, die sich im wohltätigen Scheine der Morgensonne warm anfühlen. Von einem jungen Ölbäumchen, nahe dem Zeustempel, breche ich mir, in unüberwindlicher Lüsternheit, seltsamerweise zugleich fast scheu wie ein Dieb, den geheiligten Zweig.

Abschiednehmend trete ich heute das zweitemal vor die Giebelfiguren des Zeustempels, in dem kleinen Museum zu Olympia, und dann vor den Hermes des Praxiteles. Ich lasse dahingestellt, was offenkundig diese Bildwerke unterscheidet, und sehe in Hermes weniger das Werk des Künstlers, als den Gott. Es ist hier möglich, den Gott zu sehen, in der Stille des kleinen Raums, an den die Äcker und Wiesen dicht herantreten. Und so gewiß man in den Museen der großen Städte Kunstwerke sehen kann, vermag man hier in die lebendige Seele des Marmors besser zu dringen und fühlt heraus, was an solchen Gebilden mehr, als Kunstwerk ist. Die griechischen Götter sind nicht von Ewigkeit. Sie sind gezeugt und geboren worden.

Dieſer Gott iſt beſonders bedauernswert in ſeiner Verſtümmelung, da ihm eine überaus zärtliche Schönheit, ein weicher und lieblicher Adel eigen iſt. Ambroſiſche Sohlen ſind immer zwiſchen ihm und der Erde geweſen. Man hat ein Bedauern mit ſeiner Vereinſamung, weil die unverletzliche, unverletzte, olympiſch-weltferne Ruhe und Heiterkeit noch auf ſeinem Antlitz zu leſen iſt, während draußen Altäre und Tempel, faſt dem Erdboden gleichgemacht, in Trümmern liegen.

Seltſam iſt die hingebende Liebe und Schwärmerei, die dem Bildhauer den Meißel geführt hat, als er den Rinderdieb, den Schalk, den Täuſcher, den ſchlauen Lügner, den luſtigen Meineidigen, den Maultier-Gott und Götterboten darſtellte, der allerdings auch die Leier erfand.

Wie ſchwärmende Bienen am Aſt eines Baumes, ſo hängen die Menſchen am Zuge, während wir langſam in Patras einfahren. Lärm, Schmutz, Staub überall. Auch noch in das Hotelzimmer dringt der Lärm ohrenbetäubend. Geräuſche, als ob Raketen platzten oder Bomben geworfen würden, unterbrechen das Gebrüll der Ausrufer. Patras iſt, nächſt dem Piräus, der wichtigſte Hafenplatz des modernen Griechenland. Wir ſehnen uns in das Unmoderne.

Endlich, nachdem wir eine Nacht hier haben zubringen müſſen, ſitzen wir, zur Abfahrt fertig, wieder im Bahncoupé. Vor den Türen des Waggons ſpielt ſich ein tumultuariſches Leben mit allerlei bettelhaften Humoren ab. Ein junger, griechiſcher Bonvivant ſchenkt einem zerlumpten, lümmelhaft ausſehenden Menſchen Geld, zeigt flüchtig auf einen der jugendlichen Händler, die allerlei Waren feilbieten, und ſofort ſtürzt ſich der bezahlte, tieriſche Halbidiot auf eben den Händler und walkt ihn durch. Noch niemals habe ich überhaupt binnen kurzer Zeit ſo viele, wütende Balgereien

geſehen. An zwei, drei Stellen des Volksgewimmels klatſchen faſt gleichzeitig die Maulſchellen. Man verfolgt, bringt zu Fall, bearbeitet gegenſeitig die Geſichter mit den Fäuſten: alles, wie wenn es ſo ſein müßte, in großer Harmloſigkeit.

Zu den ſchönſten Bahnlinien der Welt gehört diejenige, die von Patras, am Südufer des korinthiſchen Golfes entlang, über den Iſthmus nach Athen führt. Der Golf und ſeine Umgebung erinnern an die Gegenden des Gardaſees. Paradieſiſche Farbe, Glanz, Reichtum und Fülle in einer beglückten Natur. Der Iſthmus zeigt einen anderen Charakter: Weideflächen, vereinzelte Hirten und Niederlaſſungen. Am Nordrand durch Hügel begrenzt, die, bedeckt von den Wipfeln der Aleppo-Kiefer, zum Wandern anlocken. Alles iſt hier von einer erfriſchenden, beinahe nordiſchen Einfachheit.

Die grünen Flächen der Landenge liegen in beträchtlicher Höhe über dem Meere. Nach den großartigen und prunkhaften Wirkungen des peloponneſiſchen Nordufers überraſcht dieſe ſchlichte und herbe Landſchaft und berührt wohltätig. Eine Empfindung kommt über mich, als ſähe ich dieſe Fluren nicht zum erſtenmal. Das Vertraute daran iſt, was überraſcht. Ich kann nicht ſagen, daß mich etwa je auf der italieniſchen Halbinſel eine Empfindung des Heimiſchen, ſo wie hier, beſchlichen hätte. Dort blieb immer der Reiz: das ſchöne Fremdartige. Ich ſpüre ſchon jetzt: ich liebe dies Land. Schon jetzt, im Anfang, erfaßt die Erkenntnis mich, wie ein Rauſch, daß eben nur dieſer Grund die wahre Heimat der Griechen ſein konnte.

Ich ſpreche den Namen Theſeus aus. Und nun hat ſich in mir ein pſychiſcher Vorgang vollzogen, der mich, angeſichts des iſthmiſchen, ernſten Landgebiets, der griechiſchen Art, ſich Halbgötter vorzuſtellen, näher bringt. Ich empfinde und ſehe in Theſeus den Mann von Fleiſch und Blut,

der wirklich gelebt und dessen Fuß diese Landenge überschritten hat; der, zum Heros gesteigert, noch immer so viel vom Menschen besaß, als vom Gott und auch so noch mit der Stätte seines Wanderns und Wirkens verbunden blieb.

Warum scheuen wir uns und erachten für trivial, unsere heimischen Gegenden, Berge, Flüsse, Täler zu besingen, ja, ihre Namen zu erwähnen in Gebilden der Poesie? Weil alle diese Dinge, die als Natur jahrtausendelang für teuflisch erklärt, nie wahrhaft wieder geheiligt worden sind. Hier aber haben Götter und Halbgötter, mit jedem weißen Berggipfel, jedem Tal und Tälchen, jedem Baum und Bäumchen, jedem Fluß und Quell vermählt, alles geheiligt. Geheiligt war das, was über der Erde, auf ihr und in ihr ist. Und rings um sie her, das Meer, war geheiligt. Und so vollkommen war diese Heiligung, daß der Spätgeborene, um Jahrtausende Verspätete, daß der Barbar noch heut — und sogar in einem Bahncoupé — von ihr im tiefsten Wesen durchdrungen wird.

Man muß die Bäume dort suchen, wo sie wachsen, die Götter nicht in einem gottlosen Lande, auf einem gottlosen Boden. Hier aber sind Götter und Helden Landesprodukte. Sie sind dem Landmann gewachsen, wie seine Frucht. Des Landbauers Seele war stark und naiv. Stark und naiv waren seine Götter.

Theseus, um es noch einmal zu sagen, ist also für mich kein riesenmäßiger, leerer Schemen mehr, ich empfinde ihn einerseits nah, schlicht und materialisch, als Kind der Landschaft, die mich umgibt. Andererseits erkenne ich ihn als das, wozu ihn die Seele des Griechen erhoben hat, die aber doch Gott, wie Landeskind, an die Heimat bannte.

Die Landschaft behält, von einer Strecke dicht über dem Meere abgesehen, fortan den ernsten Ausdruck. Der Abend beginnt zu dämmern, ja, verdüstert sich zu einer großartigen Schwermut, von einem Zauber, der eher nordisch als südlich ist. Es fällt lauer Regen. Das graue Megara, das einen

Hügel überzieht, wirkt wie eine geplünderte Stadt. Zwiſchen Schutthaufen, in ärmlichen Winkeln halb eingeſtürzter Häuſer, ſcheinen die Menſchen zu leben. Man glaubt eine Stadt zu ſehen, über die ein Eroberer mit Raub, Brand und Mord ſeinen Weg genommen hat.

Kurz hinter Eleuſis ſteigt der Zug nochmals bergan, durch die Vorhöhen des Parnes. Bei tieferer Dunkelheit, zunehmendem Regen und kalter Luft kommt mir die ſteinige Einöde, in die ich hineinſtarre, faſt norwegiſch vor. Ich bin ſehr glücklich über den Wetterumſchlag, der mir die ungeſunde Vorſtellung eines ewiglachenden Himmels nimmt. Die Gegend iſt menſchenleer. Nur ſelten begegnet die dunkle Geſtalt eines Hirten, aufrecht ſtehend, dicht in den wolligen Mantel gehüllt. Und während der kalte und feuchte Wind meine Stirne kühlt, Regentropfen mir ins Geſicht wirft, und ich die ſtarke, kalte Regen- und Bergluft in mich einſauge, hat ſich ein neues Band geknüpft zwiſchen meinem Herzen und dieſem Lande.

Was Wunder, wenn durch die Erregung der langen Fahrt, in Dunkelheit, in Wind und Wetter, einer höchſten Erfüllung nah, die Seele in einen luziden Zuſtand gerät, wo es ihr möglich wird, von allem Störenden abzuſehen und deutſche Bilder längſt vergangenen Lebens in die phantaſtiſche, ſogenannte Wirklichkeit hineinzutragen. Faſt erlebe ich ſo den tapferen Bergmarſch eines Trupps atheniensiſcher Jünglinge, etwa zur Zeit des Perikles, und freue mich, wie ſie, geſund und wetterhart, der Unbill von Regen und Wind, wie wir ſelbſt es gewohnt ſind, wenig achten. Ich lerne die erſten Griechen kennen. Ich freunde mich an mit dieſem Schwarm, ich höre die jungen Leute lachen, ſchwatzen, rufen und atmen. Ich frage mich, ob nicht vielleicht am Ende Alcibiades unter ihnen iſt? Es iſt mir, als ob ich auch ihn erkannt hätte! Und dies Erleben wird ſo durchaus eine Realität, daß irgend etwas ſo Genanntes für mich mehr Realität nicht ſein könnte.

Wir rollen hinab in die attiſche Ebene. Die Lichter einer Stadt, die Lichter Athens, tauchen ferne auf. Das Herz will mir ſtocken....

Ein grenzenloſes Geſchrei, ein Gebrüll, das jeder Beſchreibung ſpottet, empfängt uns am Bahnhof von Athen. Mehrere hundert Kehlen von Kutſchern, Gepäckträgern und Hotelbedienſteten überbieten ſich. Ich habe einen ſolchen Schlachttumult bis dieſen Augenblick, der meinen Fuß auf atheniſchen Boden ſtellt, nicht gehört. Die Nacht iſt dunkel, es gießt in Strömen.

Eine Stadt, wie das moderne Athen, das ſich mit viel Geräuſch zwiſchen Akropolis und Lykabettos einſchiebt, muß erſt in einem gewiſſen Sinn überwunden werden, bevor der Geiſt ſich der erſehnten Vergangenheit ungeſtört hingeben kann. Zum drittenmal bin ich nun im Theater des Dionyſos, deſſen ſonniger Reiz mich immer aufs neue anlockt. Es hält ſchwer, ſich an dieſer Stelle in die furchtbare Welt der Tragödie zu verſetzen, hier, wo ſie ihre höchſte Vollendung gefunden hat. Das, was ihr vor allem zu eignen ſcheint, das Nachtgeborene, iſt von den Sitzen, aus der Orcheſtra und von der Bühne durch das offene Licht der Sonne verdrängt. Weißer und blendender Dunſt bedeckt den Himmel, der Wind weht ſchwül, und der Lärm einer großen Stadt mit Dampfpfeifen, Wagengeraſſel, Handwerksgeräuſchen und dem Geſchrei der Ausrufer überſchwemmt und erſtickt, von allen Seiten herandringend, jedweden Verſuch zur Feierlichkeit.

Was aber auch hier ſogleich in meiner Seele ſich regt und feſtniſtet, faſt jeder andren Empfindung zuvorkommend, iſt die Liebe. Sie gründet ſich auf den ſchlichten und phraſenloſen Ausdruck, den hier die Kunſt eines Volkes gewonnen hat. Alles berührt hier geſund und natürlich, und nichts in dieſer Anlage erweckt den Eindruck zweckwidriger Üppigkeit oder Prahlerei. Irgendwie gewinnt man, lediglich aus

dieſen architektoniſchen Reſten, die Empfindung von etwas Hellem, Klar-Geiſtigem, das mit der Göttin im Einklang ſteht, deren koloſſaliſches Standbild auf dem hinter mir liegenden Felſen der Akropolis errichtet war, und deren heilig geſprochenen Vogel, die Eule, man aus den Löchern der Felswand, und zwar in den lichten Tag und bis in die Sitzreihen des Theaters hinein, rufen hört.

Ich wüßte nicht, wozu der wahrhaft europäiſche Geiſt eine ſtärkere Liebe fühlen ſollte, als zum Attiſchen. Bei Diodor, den ich leider nur in Überſetzung zu leſen verſtehe, wird geſagt: die alten Ägypter hätten der Luft den Namen Athene gegeben, und Glaukopis beziehe ſich auf das himmliſche Blau der Luft. Der Geiſt, der hier herrſchte, blieb leicht und rein und durchſichtig, wie die attiſche Luft, auch nachdem das Gewitter der Tragödie ſie vorübergehend verfinſtert, der Strahl des Zeus ſie zerriſſen hatte.

Als höchſte menſchliche Lebensform erſcheint mir die Heiterkeit: die Heiterkeit eines Kindes, die im gealterten Mann oder Volk entweder erliſcht, oder ſich zur Kraft der Komödie ſteigert. Tragödie und Komödie haben das gleiche Stoffgebiet: eine Behauptung, deren verwegenſte Folgerungen zu ziehen, der Dichter noch kommen muß. Der attiſche Geiſt erzeugt, wie die Luft eines reinen Herbſttages, in der Bruſt jenen wonnigen Kitzel, der zu einem beinahe nur innen ſpürbaren Lachen reizt. Und dieſes Lachen, durch den Blick in die Weite der klaren Luft genährt, kann ſich wiederum bis zu jenem ſteigern, das im Tempel des Zeus gehört wurde, zu Olympia, als die Sendboten des Caligula Hand anlegten, um das Bild des Gottes nach Rom zu ſchleppen.

Man ſoll nicht vergeſſen, daß Tragödie und Komödie volkstümlich waren. Es ſollen das diejenigen nicht vergeſſen, die heute in toten Winkeln ſitzen. Beide, Tragödie, wie Komödie, haben nichts mit ſchwachen, überfeinerten Nerven zu tun, und ebenſowenig, wie ſie, ihre Dichter — am allerwenigſten aber ihr Publikum. Trotzdem aber keiner der Zu-

ſchauer jener Zeiten, etwa wie viele der heutigen, beim Hühnerſchlachten ohnmächtig wurde, ſo blieb, nachdem die Gewalt der Tragödie über ihn hingegangen war, die Komödie eines jeden unabweisliche Gegenforderung: und das iſt geſund und iſt gut.

Die ländlichen Dionyſien wurden an der Südſeite der Akropolis, im Lenäon, nach beendeter Weinleſe abgehalten. Was hindert mich, trotzdem, das ſogenannte Schlauchſpringen mir unten in der Orcheſtra meines Theaters vorzuſtellen? Man ſprang auf einen geölten, mit Luft gefüllten Schlauch, und ſuchte, einbeinig hüpfend, darauf Fuß zu faſſen. Das iſt der Ausdruck überſchäumender Luſtigkeit, ein derber überſchüſſiger Lebensmut. Und nicht aus dem Gegenteil, nicht aus der Schwäche und Lebensflucht entſtehen Tragödie und Komödie!

Ein deutſcher Kegelklub betritt, von einem ſchreienden Führer belehrt, den göttlichen Raum. Man ſieht es den hilflos tagblinden Augen der Herren an, daß ſie vergeblich hier etwas Merkwürdiges ſuchen. Ich würde ihren gelangweilten Seelen gönnen, ſich wenigſtens an der Vorſtellung aufzuheitern, dem tollen Sprung auf den öligen Schlauch, die mich ergötzt.

Heut betrete ich, ich glaube zum viertenmal, die Akropolis. Es iſt länger als fünfundzwanzig Jahre her, daß mein Geiſt auf dem Götterfelſen heimiſch wurde. Damals entwickelte uns ein begeiſterter Mann, den inzwiſchen ein ſchweres Schickſal ereilt hat, ſeine Schönheiten. Es iſt aber etwas anderes, von jemand belehrt zu werden, der mit eigenen Augen geſehen hat, oder ſelber die ſteilen Marmorſtufen zu den Propyläen hinaufzuſteigen und mit eigenen Augen zu ſehn.

Ich finde, daß dieſe Ruinen einen ſpröden Charakter haben, ſich nicht leicht dem Spätgeborenen aufſchließen. Ich habe das dunkle Bewußtſein, als ob etwa über die Säulen des Parthenon von da ab, als man ſie wieder zu achten anfing,

ſehr viel Berauſchtes verfaßt worden wäre. Und doch glaube ich nicht, daß es viele gibt, die von den Quellen der Berauſchung trunken geweſen ſind, die wirklich im Parthenon ihren Urſprung haben.

Wie der Parthenon jetzt iſt, ſo heißt ſeine Formel: Kraft und Ernſt! Davon iſt die Kraft faſt bis zur Drohung, der Ernſt faſt bis zur Härte geſteigert. Die Sprache der Formen iſt ſo beſtimmt, daß ich nicht einmal glauben kann, es ſei durch die frühere, bunte Bemalung ihrem Ausdruck etwas genommen worden.

Ich habe das ſchwächliche Griechiſieren, die blutloſe Liebe zu einem blutloſen Griechentum niemals leiden mögen. Deshalb ſchreckt es mich auch nicht ab, mir die doriſchen Tempel bunt und in einer für manche Begriffe barbariſchen Weiſe bemalt zu denken. Ja, mit einer gewiſſen Schadenfreude gönne ich das den Zärtlingen. Ich nehme an, es gab dem architektoniſchen Eindruck eine wilde Beimiſchung. Möglicherweiſe drückte das Grelle des farbigen Überzugs den naiven Stand der Beziehungen zwiſchen Göttern und Menſchen aus, indem er faſt marktſchreieriſch zu feſtlichen Freuden und damit zu tiefer Verehrung einfing.

Jeder echte Tempel iſt volkstümlich. Trotz unſerer europäiſchen Kirchen und Kathedralen glaube ich, gibt es bei uns keine echten Tempel in dieſem Betrachte mehr. Vielleicht aus dem Grunde, weil ſich bei uns die Lebensfreude von der Kirche geſchieden hat, die nur noch gleichſam den Tod und die Gruft verherrlicht. Die Kirchen bei uns ſind Mauſoleen: wobei ich nur an die katholiſchen denke. Einen proteſtantiſchen Tempel gibt es nicht. Da nun aber das Leben lebt und lebendig iſt, ſo erzeugt ſich auch immer unfehlbar wieder der Trieb zur Freude. Und er iſt es, der heute das Theater, den gefährlichſten Konkurrenten der Kirche, geſchaffen hat. Ich behaupte, was heut die Menſchen zur Kirche treibt, iſt entweder die Todesangſt oder Suggeſtion. Das Theater bedarf ſolcher Mittel nicht, um Menſchen in

ſeine Räume zu bringen. Dorthin drängen ſie ſich vielmehr, wie Spatzen, von einem fruchtbeladenen Kirſchbaume angelockt.

Wenn heut bei uns eine Gauklergeſellſchaft auf dem Dorfplan Zelte errichtet, herrſcht ſogleich unter der Mehrzahl der Dörfler, vor allem aber unter den Kindern, feſtliche Aufregung. Kunſtreiter oder Bänkelſänger mit der neueſten Moritat, ſie genießen, obgleich in Acht und Bann ſeit Jahrtauſenden, immer die gleiche, natürliche Zuneigung. Der Karren des Theſpis war nicht in Acht und Bann getan; ja, Theſpis erhielt im Theater, im heiligen Bezirk des Dionyſos, ſeine Statue, und doch ſcheint er auch nur mit der Moritat von Ikarios umhergezogen zu ſein. Kurz, was heute in Theater und Kirche zerfallen iſt, war damals ganz und eins; und weit entfernt ein memento mori zu ſein, lockte der Tempel ins höhere, feſtliche Leben, er lockte dazu, wie ein buntes, göttliches Gauklerzelt.

Während unſere Kirchen eigentlich nur den Unterirdiſchen geweiht zu ſein ſcheinen, galten die griechiſchen Tempel als Wohnung der Himmliſchen. Deshalb ſenkten ſie lichte Schauder ins Herz, ſtatt der dunklen, und die Pilger ergriff zugleich, in der olympiſchen Nähe, Furcht, Seligkeit, Sehnſucht und Neid.

Starker Wind. Geſundes, ſonniges Wetter. In der Luft wohnt deutſcher Frühling. Der Parthenon: ſtark, machtvoll, ohne ſüdländiſches Pathos, rauſcht im Winde laut, wie eine Harfe oder das Meer. Ein deutſcher Grasgarten iſt um ihn herum. Frühlingsblumen beben im Luftzug. Um alle die heiligen Trümmer auf dem grünen Plateau der Akropolis weht Kamillen-Arom. Es iſt ein unſäglich entzückender Zuſtand, zwiſchen den ſchwankenden Gräſern auf irgend einem Stück Marmor zu ſitzen, die Augen ſchweifen zu laſſen, über die blendend helle, attiſche Landſchaft hin. Hymettos zur Linken, Pentelikon, als Begren-

zung der Ebene. Der Parnes, bei leichter Rückwärtswendung des Kopfes sichtbar. Silbergraue Gebirgswälle, im weiten Kreisbogen um Athen und den Götterfelsen gelagert, der mit dem Parthenon auf dem Scheitel alles beherrscht. Hier stand Athene, aufrecht, mit der vergoldeten Speerspitze. Vom Parnes grüßte der Zeus Parnethios, vom Hymettos grüßte der Zeus Hymethios. Vom Pentele ein zweites Bild der Athene. Attika war von Göttern bewohnt, von Göttern auf allen umliegenden Höhen bewacht, die einander mit göttlichen Brauen zuwinkten. Geradeaus, unter mir, liegt tiefblau, in die herrliche Bucht geschmiegt, das Meer. Aegina und Salamis grüßen herüber... Ich atme tief!...

Ich sitze auf einem Priestersessel im Theater des Dionysos. Hähne krähen; es ist, als ob Athen und die Demen nur von Hähnen bewohnt wären. Der städtische Lärm tritt heut ein wenig zurück, und das Geschrei der Ausrufer ist durch das oft wiederholte Geschrei von weidenden Eseln abgelöst. Brütende Sonne erwärmt die gelblichen Marmorsessel und Marmorstufen.

Etwa 30 000 Zuschauer wurden auf diesen Stufen untergebracht, von denen nicht allzuviele Reihen erhalten sind; und hinter und über der letzten, obersten Reihe thronten die Götter: denn dort überragt das ganze Theater die rötliche Felswand der Akropolis, gewiß noch heut der seltsamste, rätselvollste und zugleich lehrreichste Fels der Welt.

Noch heute, jenseit von allem Aberglauben jener Art, wie er im Altertum im Volke lebt und dichtet, empfinde ich doch die Kraft, die schaffende Kraft dieses Glaubens tief, und wenn mein Wille allein es meistens ist, der die ausgestorbene Götterwelt zu beleben sucht, hier, angesichts dieses ragenden Felsens, erzeugt sich augenblicksweise, fast unwillkürlich ein Rausch der Göttergegenwart. Zweifellos war es ein Grad der Ekstase, der jene Dreißigtausend hier, auf dem geheiligten Grund des Eleutherischen Dionysos, im Angesichte der

heiligen Handlung des Schauspiels befiel, den zu entwickeln dem glaubensarmen Geschlecht von heut das Mittel abhanden gekommen ist. Und ich stehe nicht an, zu behaupten, daß alle Tragiker, bis Euripides, so sehr sie sich von der derb naiven Gläubigkeit der Menge gesondert haben mögen, von Gottesfurcht oder Götterfurcht und vom Glauben an ihre Wirklichkeit, besonders hier, am Fuße und im Bereich des Gespensterfelsens, durchdrungen gewesen sind.

Die Akropolis ist ein Gespensterfelsen. In diesem Theater des Dionysos gingen Gespenster um. In zahllosen Löchern des rotvioletten Gesteins wohnten die Götter, wie Mauerschwalben. Es ist eine enggedrängte, überfüllte, göttliche Ansiedelung: hatten doch, nach Pausanias, die Athener für das Göttliche einen weit größeren Eifer, als die übrigen Griechen. Die Art, wie sie allen möglichen Göttern Asyle und wieder Asyle gründeten, deutet auf Angst. Während ich solchen Gedanken nachhänge, höre ich hinter mir wiederum den Vogel der Pallas, aus einem Felsloch, klägliche Laute in den Tag hineinwimmern und stelle mir vor, wie wohl die atemlos lauschenden Tausende ein Schauer bei diesem Ruf überrieselt hat.

Die Seelenverfassung der großen Tragiker wurde unter anderem auch von dem Umstand bedingt, daß sie Götter als Zuschauer hatten. Daß es so war, ist für mich eine Wirklichkeit. Die Woge des Glaubens, die ihnen aus dreißigtausend Seelen entgegenschlug, verstärkt durch die Nähe göttlicher Troglodyten und Tempelbewohner des Felsens, war allein schon wie eine ungeheure Sturzwelle, und jede Skepsis wurde hinweggespült.

„An der sogenannten südlichen Mauer der Burg, dem Theater zugekehrt, ist ein vergoldetes Haupt, der Gorgone Medusa geweiht, und um dasselbe ist die Ägide angebracht. Am Giebel des Theaters ist im Felsen unter der Burg eine Grotte; auch über dieser steht ein Dreifuß; in ihr sind Apollo und Artemis, wie sie die Kinder der Niobe töten", schreibt

Pauſanias. Ein Heiligtum der Artemis Brauronia iſt auf der Burg. Der große Tempel der Pallas Athene, ein Heiligtum des Erechtheus, des Poſeidon, Altäre des Zeus, zahlloſe Statuen von Halbgöttern, Göttern und Heroen ſind da, Äskulap hat im Felſen ſein Heiligtum, Pan ſeine Grotte, ſogar Serapis hat ſeinen Tempel. Zwei Grotten ſtanden Apollon zu, dem „Apoll unter der Höhe". Ein tiefer Felsſpalt iſt der Ort, wo der Gott Creuſa, die Tochter Erechtheus', überraſchte und den Stammvater aller Jonier mit ihr zeugte. Hephäſtos beſaß ſeinen Altar und ſo fort.

Alle dieſe Gottheiten lebten nicht nur auf der Burg. Sie durchwanderten bei Nacht und ſogar am Tage die Straßen der Stadt. Der Mann aus dem Volke, das Weib aus dem Volke war nicht imſtande, die Gebilde des nächtlichen Traums von denen des täglichen Traums zu ſondern. Beide waren ihnen ſo gut, wie das, was ſie ſonſt mit Augen wahrnahmen, Wirklichkeit.

Die Tragiker hatten Götter als Zuſchauer, und dadurch wurde nicht nur die Grundverfaſſung ihrer Seele mit bedingt, ſondern die Art des Dramas, das ſie hervorbrachten. Auch in dieſem Drama traten Götter und Menſchen im Verkehr miteinander auf, und es ward damit, in einem gewiſſen Sinne, das geheiligte Spiegelbild der ins Erhabene geſteigerten Volksſeele. Was wäre ein Dichter, deſſen Weſen nicht der geſteigerte Ausdruck der Volksſeele iſt!

Es iſt der Vormittag des 20. April. Ich habe den Felſen des Areopag erſtiegen. Zwei Soldaten ſchlafen in einer verſteckten Mulde. Eſel ſchreien; Hähne krähen. Der Ort iſt verunreinigt. An einem Teile des Felſens werden Vermeſſungen vorgenommen. Wieder liegt das weiße, blendende Licht über der Landſchaft.

Auf dieſem Hügel des Ares, heißt es, iſt über den Kriegsgott Gericht gehalten worden, in Urzeiten, irgend eines vereinzelten Mordes wegen, den er begangen hatte. Hier, ſagt man, wurde Oreſtes gerichtet und losgeſprochen, trotzdem er

die Mutter ermordet hatte. In nächſter Nähe ſoll hier ein Heiligtum der Erinnyen geweſen ſein, der zürnenden Gottheiten, die von den Athenern die Ehrwürdigen, oder ähnlich, genannt wurden. Ihre Bildniſſe ſollen nicht ſchreckenerregend geweſen ſein, und erſt Äſchylos hat ihnen Schlangen ins Haar geflochten.

Es fällt wiederum auf, wie überladen mit Götterasylen der nahe Burgfelſen iſt: mit Neſtern, Gottesgeniſten könnte man ſagen! Jeder Spalt, jede Höhle, jeder Fußbreit Stein war für die oberirdiſchen, unterirdiſchen oder auch für ſolche Gottheiten, die im Waſſer leben, ausgenützt. Es iſt erſtaunlich, daß ſie hier untereinander Frieden hielten. Vielleicht geſchah es, weil Pallas Athene, als Höchſtverehrte, über den andern ſtand.

Man iſt hier auf dem Areopag erhaben über der Stadt. Man überſieht einen Teil von ihr und den Theſeustempel. Man ſieht gegenüber, durch ein Tal getrennt, die Felsplatten der Pnyx. Man hört die zahlloſen Schwalben des nahen Burgfelſens zwitſchern. Dies Zwitſchern wird zu einer ſonderbaren Muſik, wenn man ſich an den erſten Geſang der Odyſſee und an die folgenden Verſe erinnert:

„Alſo redete Zeus' blauäugigte Tochter, und eilend
Flog wie ein Vogel ſie durch den Kamin ..."

und an die Neigung der Himmliſchen überhaupt, ſich in allerlei Tiere, beſonders in Vögel, umzuwandeln.

Ich laſſe mich nieder, lauſche und betrachte den zwitſchernden Götterfelſen, die Akropolis. Ich ſchließe die Augen und finde mich durch das Zwitſchern tief und ſeltſam aufgeregt. Es kommt mir vor, indem ich leiſe immer wieder vor mich hinſpreche: Der zwitſchernde Fels! Die zwitſchernden Götter! Der zwitſchernde Götterfels! als habe ich etwas aus der Seele eines naiven Griechen jener Zeit, da man die Götter noch ehrte, herausempfunden. Vielleicht, ſage ich mir, iſt, wenn man eine abgeſtorbene Empfindung wieder beleben kann, damit auch eine kleine, reale Entdeckung gemacht.

Und plötzlich erinnere ich mich der „Vögel“ des Ariſtophanes, und es überkommt mich zugleich in geſteigertem Maße Entdeckerfreude. Ich bilde mir ein, daß mit dieſer Empfindung: „der zwitſchernde Fels, die zwitſchernden Götter“, im Anblick der Burg, der Keim jenes göttlichen Werkes in der Seele des freieſten unter den Griechen zuerſt ins Leben getreten iſt. Ich bilde mir ein, vielleicht den reinſten und glücklichſten Augenblick, einen Schöpfungsakt ſeines wahrhaft dionyſiſchen Daſeins, neu zu durchleben, und will es jemand bezweifeln, ſo raubt er mir doch die heitere, überzeugte Kraft der Stunde nicht.

„.. Tioto, tioto, tiotix!
Widerhallte der ganze Olympos.“

Friſche, nordiſche Luft. Nordwind. Eine ungeheure Rauch- und Staubwolke wird von Norden nach Süden über das ferne Athen hingejagt. Gegen den Hymettos zieht der bräunliche Dunſt, Akropolis und Lykabettos in Schleier hüllend. Ich verfolge, vom Rande der phaleriſchen Bucht, ein beinahe ausgetrocknetes Flußbett, in der Richtung gegen den Parnes. Schwalben flattern über den ſpärlichen Waſſerpfützen in lebhafter Erwerbstätigkeit. Ich habe zur Linken die letzten Häuſer und Gärten der Anſiedelung von Neu-Phaleron, hinter einem Feld grüner Gerſte, die in Ähren ſteht. Zur Rechten, jenſeit des Flußlaufs, gegen das ferne Athen hin, ſind ebenfalls ausgedehnte Flächen mit Gerſte bebaut. Die Finger erſtarren mir faſt, wie ich dieſe Bemerkung in mein Buch ſetze. Die Landſchaft iſt faſt ganz nordiſch. Vereinzelte Kaktuspflanzen an den Feldrainen machen den unwahrſcheinlichſten Eindruck. Ich beſchreite einen Feldweg. Um mich, zu beiden Seiten, wogt tiefgrün die Gerſte. Man muß die Alten und das Getreide zuſammendenken, um ganz in ihre ſinnliche Nähe zu gelangen, mit ihnen vertraut, bei ihnen heimiſch zu ſein.

Die Akropolis, mit dem Parthenon, erhebt ſich unmittel-

bar aus der weiten Prärie, aus der wogenden See grüner Halme, empor.

Ich kreuze die Landſtraße, die von Athen in grader Linie nach dem Piräus hinunter führt, und ſtoße auf eine niederländiſche Schenke, unter mächtigen, alten Eſchen, die an Oſtade oder Breughel erinnert. Ich erblicke, mich gegen Athen wendend, über dem Ausgangspunkt der Straße wiederum die Akropolis mit dem Parthenon. Der Verkehr, mit Mäulern und Pferden an hochrädrigen Karren, bewegt ſich in zwei faſt ununterbrochenen Reihen von Athen zum Piräus hinunter und umgekehrt. Es wird ſehr viel Holz nach Athen geſchafft. Unter vielen Mühen, in beinahe undurchdringlichen Staubwolken, arbeite ich mich gegen eiſigen Wind. Hund und Hühner bevölkern die Landſtraße. Im Graben, im Graſe, das eine dicke Staubſchicht überzieht, liegt, grau wie der Staub, ein todmüder Eſel und hebt ſeinen mageren Kopf mir zu. Kantine an Kantine begleitet die Straße rechts und links in arger Verwahrloſung. Ich bin beglückt, als ich einen tüchtigen Landmann, mit zwei guten Pferden, die Hand am Pflug, ſeinen Acker beſtellen ſehe, ein Anblick, der in all dieſem jämmerlich verſtaubten Elend erquickend iſt.

Ich weiche dem Staub, verlaſſe die Straße, und bewege mich weiter, dem Parnes zu, in die Felder hinein. Nun ſehe ich die Akropolis wiederum und zwar in einem bleichen, kreidigen Licht, zunächſt über blühenden Obſtgärten auftauchen. Der Parthenongiebel ſteht, klein wie ein Spielzeug, kreidig-bleich. In langen Linien ſchießen die Schwalben dicht über das Gras der Auen und über die Ähren der Gerſtenfelder hin. Ich muß an den Flug der Götter denken, an den ſchemenhaft die ganze Landſchaft beherrſchenden, zwitſchernden Götterfels, und wie von Athene geſagt iſt:

Plötzlich entſchwand ſie den Blicken
und gleich der Schwalbe von Anſehn
Flog ſie empor ..."

Wie muß dem frommen Landbewohner mitunter der Flug und der Ruf der Schwalbe erſchienen ſein! Wie wird er ſeinen verehrenden Blick zuzeiten bald gegen das Bild des Zeus auf dem nahen Parnes, bald gegen die ferne, überall ſichtbare, immer leuchtende Burg der Götter gerichtet haben! Von dorther ſtrichen die Schwalben, dorthin verſchwanden ſie in geſchwindem Flug. Und ähnlich, nicht allzuviel ſchneller, kamen und gingen die Götter, die keineswegs, wie unſer Gott, allgegenwärtig geweſen ſind.

Auf dem heiligen Wege, von Athen nach Eleuſis hinüber, liegt an der Paßhöhe, zwiſchen Bergen, das kleine griechiſche Kloſter Daphni. Ich weiß nicht, welches rätſelhafte Glück mich auf der Fahrt hierher überkommen hat. Vielleicht war es zunächſt die Freude, mit jedem Augenblick tiefer in ein Gebiet des Pan und der Hirten einzudringen.

Überall duftet der Thymian. Er ſchmückt, ſtrauchartig, die grauen Steinhalden, auch dort, wo die wundervolle Aleppo-Kiefer, der Baum des Pan, nicht zu wurzeln vermag. Aber Kiefer und Thymian vermiſchen überall ihre Düfte und füllen die reine Luft des ſchönen Bergtals mit Wohlgeruch.

Der Hof des Kloſters, in den wir treten, iſt ebenfalls von weihrauchartigen und von grunelnden Düften erfüllt. Am Grunde ſchmücken ihn zahlloſe, weiße und gelbe Frühlingsblumen, die ihre Köpfchen den warmen Strahlen des griechiſchen Frühlingsmorgens darbieten. An einem geſtutzten Baum iſt die Glocke des Kloſters aufgehängt, Sommers und Winters den atmoſphäriſchen Einflüſſen preisgegeben und darum bedeckt mit einer ſchönen, bläulichen Patina. Ein Hündchen, im Winkel des Hofes, vor ſeiner Hütte, wedelt uns an. Trotzdem es nach Bienen und Fliegen ſchnappen kann, deren wohlig ſchwelgeriſches Geſumm allenthalben vernehmlich iſt, ſcheint es ſich doch in dieſer entzückenden, gleichſam verwunſchenen Stille zu langweilen.

Antike Säulenreſte, Trommeln und Kapitäle, liegen umher, auf denen ſich Sperlinge, pickend und lärmend, umhertreiben. Sie beſuchen den Brunnen, an dem eine alte, hohe Zypreſſe ſteht, türkiſcher Sitte gemäß, als Wahrzeichen.

Das Innere der Kloſterkirche bietet ein Bild der Verwahrloſung. Die Moſaiken der Kuppel ſind faſt vernichtet, die Ziegelwände von Stuck entblößt. Aber der häusliche Laut der immerfort piepſenden Sperlinge und warme Sonne dringt vom Hofe herein, dazu der Ruf des Kuckuck herab aus den Bergen, und der kleine Altar, von gläubigen Händen zärtlich geſchmückt, verbreitet mit ſeinem braunen Holzwerk, mit ſeinen Bildchen und brennenden Kerzen, einen treuherzig-freundlichen Geiſt der Einfachheit.

Unſern Weg durch die Hügel abwärts fortſetzend, haben wir eine Stelle zu beachten, wo vor Zeiten ein Tempel der Venus ſtand. Nicht weit davon bemerken wir, unter einer Kiefer, in ſtatuariſcher Ruhe aufgerichtet, die Geſtalt eines Hirten, deſſen langohrige Schafe, im Schatten des Baumes zuſammengedrängt, um ihn her lagern und wie ein einziges Fließ den Boden bedecken.

Was mich auf dieſer heiligen Straße beſonders erregt, iſt das Hallende. Überall zwiſchen den Bergen ſchläft der Hall. Die Laute der Stimmen, die Rufe der Vögel, wecken ihn in den ſchlafenden Gründen. Ich ſtelle mir vor, daß jemand, den eine unbezwingliche Sehnſucht treibt, ſich in die untergegangene Welt der Hellenen, wie in etwas noch Lebendiges einzudrängen, auf ein beſſeres Mittel ſchmerzhaft-ſeliger Täuſchung nicht verfallen könnte, als durch das verwaiſte Griechenland nur immer geliebte Namen zu rufen, wie Herakles einſt den Hylas rief. Gleichwie nun die Stimme des Hylas, des Geſtorbenen, im Echo geſpenſtiſch, wie eines Lebenden Stimme, antwortete, ſo, meine ich, käme dem Rufe des wahren Pilgers jedweder heilige Name, aus dem alten, ewigen Herzen der Berge, fremd, lebendig und mit Gegenwartsſchauern zurück.

Wir ſind nun an den Rand der Eleuſiniſchen Bucht gelangt, die durch die Höhenzüge der Inſel Salamis gegen das Meer hin geſchützt, einem friedlichen Landſee ähnlich iſt. Ich habe niemals das Galiläiſche Meer geſehen, und doch finde ich mich an Jeſus und jene Fiſcher gemahnt, die er zu Menſchenfiſchern zu machen unternahm. Das bibliſche Vorgefühl findet auf der weißen Landſtraße längs des Seeufers unerwartet eine Beſtätigung, als das klaſſiſche Bild der Flucht nach Ägypten lebendig an uns vorüberzieht: eine junge, griechiſche Bäuerin auf dem Rücken des Maultiers, den Säugling im Arm, von ihrem bärtigen, dunkelhaarigen Joſeph begleitet.

Die Bucht liegt in einem weißlichen Perlmutterſchimmer ſtill und glatt und die Augen blendend unter den ſchönkonturierten Spitzen von Salamis. Die Landſchaft, im Gegenſatz zu dem Tale, aus dem wir kommen, iſt offen und weit, und ſcheint einem anderen Lande anzugehören. Dort wo ein ſeichter Fluß, aus den Bergen kommend, ſein Waſſer mit dem der Bucht vermiſcht, knien eskimoartig vermummte Wäſcherinnen, obgleich weder Haus noch Hütte im weiten Umkreis zu ſehen iſt.

Wie ſich etwa die Sinnesart eines Menſchen erſchließt, durch die Scholle, die er bebaut, durch die Heimat, die er für ſein Wirken erwählt hat, oder durch jene, die ihn hervorbrachte und feſthielt, ſo erſchließt ſich zum Teil das Weſen der Demeter im Weſen des eleuſiniſchen Bezirks. Denn dies iſt den griechiſchen Göttern eigen, daß ſie mit innigen Banden des Gemüts weniger an den Olymp, als an die griechiſche Muttererde gebunden ſind. Kein Gott, der den Griechen weniger liebte, als der Grieche den Gott — oder weniger die griechiſche Heimat liebte und in ihr heimiſch wäre, als er!

Jeſus, der Heiland und Gottesſohn, Jeſus der Gott, iſt uns durch ſein irdiſch-menſchliches Schmerzensſchickſal nahegebracht: ebenſo den Griechen Demeter. Man ſtelle ſich vor, wie der Grieche etwa auf dieſem heiligen Boden emp-

fand, der wirklich Demeters irdischen Wandel gesehen hatte, wo ich, der moderne, skeptische Mensch, sogleich von besonderer Weihe durchdrungen ward, als sich das Bild der Landschaft in mir mit jener anderen Legende vermählt hatte, die mit einer Kraft ohnegleichen heute Zweifler wie Fromme beherrscht.

Der heilige Bezirk, mit dem Weihetempel der Demeter, liegt nur wenig erhaben über die Spiegelhöhe, am Rande der Bucht. Es sei ferne von mir, dieses wärmste und tiefste Mysterium, nämlich das eleusinische, ergründen zu wollen: genug, daß es für mich von Sicheln und schweren Garben rauscht und daß ich darin das Feuer Apolls mit des Aidoneus eisiger Nacht sich vermählen fühle. Übrigens ist ein wahres Mysterium, das durch Mysten gepflegt und lebendig erhalten, nicht in Erstarrung verfallen kann, ein ewiger Quell der Offenbarung, woraus erhellt, daß eben das Unergründliche ganz sein Wesen ist.

Während ich auf den Steinfließen der ehemaligen Vorhalle des Pylon, als wäre ich selbst ein Myste, nachdenklich auf und ab schreite, formt sich mir aus der hellen, heißen, zitternden Luft, in Riesenmaßen, das Bild einer mütterlichen Frau. Ihr Haarschwall, der die Schultern bedeckt und herab bis zur Ferse reicht, ist von der Farbe des reifen Getreides. Sie wandelt, mehr schwebend als schreitend, aus der Tiefe der fruchtbaren eleusinischen Ebene gegen die Bucht heran, und ist von summenden Schwärmen häuslicher Bienen, ihren Priesterinnen, begleitet.

Die wahren Olympier leiden nicht, Demeter ist eine irdisch-leidende Göttin, deren mütterliches Schmerzensschicksal selbst durch den Richtspruch des Zeus nur gemildert, nicht aufgehoben ist. Auf ihren Zügen liegt, unverwischbar, die Erinnerung ausgestandener Qual und es kann eine größere Qual nicht geben, als die einer Mutter, die ihr verlorenes Kind in grauenhafter Angst und Verzweiflung der Seele

ſucht. Sie hat Perſephoneia wieder gefunden und hier zu Eleuſis, der Weihetempel, auf deſſen Boden ich ſtehe, iſt der Ort, von dem aus ſie die Rückkunft der Tochter und ihre Befreiung aus den Feſſeln des Tartarus erzwang, und wo Mutter und Tochter das ſelige Wiederſehen feierten. Aber ſie genießt auch ſeither, wie geſagt, nicht das reine, ungetrübte, olympiſche Glück. Nach leidender Menſchen Art iſt ihr Daſein Genuß und Entbehren. Weh der Trennung und Freude der Wiedervereinigung. Es iſt unlöslich, für immer, gleichwie das Daſein der Menſchen, aus bitteren Schmerzen und Freuden gemengt.

Das iſt es, was ſie dem Menſchengeſchlecht und auch dem Spätgeborenen nahebringt, und was ſie mehr, als irgendeinen Olympier, heimiſch gemacht hat auf der Erde.

Es kommt hinzu, daß, während eines Teiles des Jahres, Aidoneus die Tochter ins Innere der Erde fordert und dort gefangen hält, wodurch denn die ſeligen Höhen des Olymps, die dem Kerker der Tochter ferne liegen, den Füßen der Mutter, mit den eleuſiniſchen Ufern verglichen, unſeliger Boden ſind. Man iſt überzeugt, daß Schickſalsſchluß die Göttin in das Erkenntnisbereich der Menſchen verwieſen hat — in ein beginnendes, neues, höheres, zwiſchen Menſchen und Göttern und zwar mit einem Ereignis, das, unvergeßlich, das Herz ihres Herzens gleichſam an ſeinen Schauplatz verhaftet hält.

Die „weihrauchduftende" Stadt Eleuſis, die Stadt des Keleus, der Königin Metaneira ſowie ihrer leichtgeſchürzten Töchter: Kallidike, Kleiſſidike, Dämo und Kallithoa, der „ſaffranblumengelockten", iſt heut nicht mehr, aber der Thymianſtrauch, der überall um die Ruinen wuchert, verbreitet auch heute um die Trümmer warme Gewölke von würzigem Duft. Und die Göttin, die fruchtbare, mütterliche, umwandelt noch heut, in alter, heiliger Schmerzenshoheit die Tempeltrümmer, die Ebene und die Ufer der Bucht. Ich ſpüre die göttliche Erntemutter, die göttliche Hausfrau,

die göttliche Kinderbewahrerin, die Gottesgebärerin überall, die ewige Trägerin des ſchmerzhaft ſüßen Verwandlungswunders.

Was mag es geweſen ſein, was die offenen Kellergewölbe unter mir an Tagen der großen Feſte geſehen haben? Man verehrte hier neben Demeter auch den Dionyſos. Nimmt man hinzu, daß der Mohn, als Sinnbild der Fruchtbarkeit, die heilige Blume der Demeter war, ſo bedeutet das, in zwiefacher Hinſicht, ekſtatiſche Schmerzens- und Glücksraſerei. Es bleibt ein ſeltſamer Umſtand, daß Brot, Wein und Blut, dazu das Martyrium eines Gottes, ſein Tod und ſeine Auferſtehung, noch heut den Inhalt eines Myſteriums bilden, das einen großen Teil des Erdballs beherrſcht.

Ich liege unweit von Kloſter Daphni, unter Kiefern, auf einem Bergabhange hingeſtreckt. Der Boden iſt mit braunen Kiefernadeln bedeckt. Zwiſchen dieſen Nadeln haben ſich ſehr feine, ſehr zarte Gräſer ans Licht gedrängt. Aber ich bin hierher gekommen, verlockt von zarten Teppichen weißer Maßliebchen. Sie zogen mich an, wie etwa ein Schwarm lieblicher Kinder anzieht, die man aus nächſter Nähe ſehen, mit denen man ſpielen will. Nun liege ich hier und um mich, am Grunde, nicken die zahlloſen kleinen, weißen Schweſtern mit ihren Köpfchen. Es iſt kein Wald. Es ſind ganz winzige Hungerblümchen, unter denen ich ein Ungeheuer, ein wahres Gebirge bin. Und doch ſtrömen ſie eine Beſeligung aus, die ich ſeit den Tagen meiner Kindheit nicht mehr gefühlt habe.

Und auch damals, in meiner Kindheit, ſchwebte eine Empfindung, dieſer ähnlich, nur feiertäglich durch meine Seele. Ich erinnere mich eines Traumes, den ich zuweilen in meiner Jugend gehabt habe, und der mir jedesmal eine Schwermut in der Seele ließ, da er mir etwas, wie eine unwiederbringliche, arkadiſche Wonne, ſchattenhaft vorgaukelte. Ich ſah dann ſtets einen ſonnigen, von alten Buchen be-

ſtandenen Hang, auf dem ich mit anderen kleinen Kindern bläuliche Leberblümchen abpflückte, die ſich durch trockenes, goldbraunes Laub zum Lichte hervorgedrängt hatten. Mehr war es nicht. Ich nehme an, daß dieſer Traum nichts weiter, als die Erinnerung eines beſonders ſchönen, wirklich durchlebten Frühlingsmorgens war, aber es ſcheint, daß ein erſtes Genießen der goldenen Luſt, zu der ſich die Sinne des Kindes erſchloſſen, das unvergeßliche Glück dieſer kurzen Stunde geweſen iſt.

Ich liege auf olympiſcher Erde ausgeſtreckt. Ich bin, wie ich fühle, zum Urſprung meines Kindertraumes zurückgekehrt. Ja, es ward mir noch Höheres vorbehalten! Mit reifem Geiſt, mit bewußten, viel umfaſſenden Sinnen, im vollen Beſitz aller ſchönen Kräfte einer entwickelten Seele, ward ich auf dieſes feſte Erdreich ſo vieler ahnungsvollgrundloſer Träume geſtellt, in eine Erfüllung ohnegleichen hinein.

Und ich ſtrecke die Arme weit von mir aus und drücke mein Geſicht antäos-zärtlich zwiſchen die Blumen in dieſe geliebte Erde hinein. Um mich beben die zarten Grashalme. Über mir atmen die niedrigen Wipfel der Kiefern weich und geheimnisvoll. Ich habe in mancher Wieſe bei Sonnenſchein auf dem Geſicht oder Rücken gelegen, aber niemals ging von dem Grunde eine ähnliche Kraft, ein ähnlicher Zauber aus, noch drang aus hartem Geröll, das meine Glieder kantig zu ſpüren hatten, wie hier ein ſo heißes Glück in mich auf.

Ich bin auf der Rückfahrt von Eleuſis nach Athen wieder in dieſe lieblichen Berge gelangt. Die heilige Straße liegt unter mir, die Athen mit Eleuſis verbindet. Herden von Schafen und Ziegen, die in dem grauen Geſtein der Talabhänge umherſteigen, grüßen von da und dort mit ihrem Geläut, das, melodiſch gluckſend, an die Geräuſche eines plaudernden Bächleins erinnert.

In der Nähe beginnt ein Kuckuck zu rufen, zunächſt allein:

und heiter gefragt, ſchenkt er mir drei Jahrzehnte als Antwort. Es iſt mir genug! Nun tönt aus den Kiefernhainen von jenſeit des heiligen Weges ein zweiter Prophet: und beide Propheten beginnen und fahren lange Minuten unermüdet fort, ſich trotzig und wild, über die ganze Weite des Bergpaſſes hin, wahrſcheinlich widerſprechende Prophezeiungen zuzurufen.

Und wieder ſpüre ich um mich das Hallende. Die Rufe der ſtreitenden Vögel wecken einen geſpenſtiſch verborgenen Schwarm ihresgleichen zu einem Durcheinander von kämpfenden Stimmen auf und mit einer nur geringen Kraft der Einbildung höre ich den Lärm des heiligen Fackelzuges, von Athen gen Eleuſis, aus den Bergen zurückſchlagen.

Emporgeſtiegen zu den Gipfeln habe ich rings umher graues Geröll eines Bergrückens, Krüppelkiefern und Thymian, Mittagshitze und Mittagslicht. Unter mir liegen eingeſchloſſene Steintäler, verlaſſen und großartig paſtoral. Hohe peloponneſiſche Schneeberge, Hymettos, Lykabettos und Pentelikon ſchließen rings den Geſichtskreis ein. Der ſaroniſche Golf und die eleuſiniſche Bucht leuchten herauf mit blauen Gluten. In heißen, zitternden Wolken, zieht überall würzig-bitterer Kräuterduft. Überall ſummen die Bienen der Demeter.

Wir betreten heute, gegen zehn Uhr abends, im Lichte des Vollmonds die Akropolis. Meine Erwartung, nun gleichſam alle Geſpenſter der Burg lebendig zu ſehen, erfüllt ſich nicht: Es müßte denn ſein, daß ſie alle in dem heiligen Äther aufgelöſt ſeien, der den ganzen Tempelbezirk entmaterialiſiert.

Mehr wie am Tage empfinde ich heut, daß ſchon auf den Stufen der Propyläen, das Heiligtum, das Bereich der Götter. Ich zögere, weiter zu ſchreiten. Ich laſſe mich im tiefen Schlagſchatten einer Säule nieder und blicke über die

Stufen zurück, die ich mir in die magiſch-klare Tiefe fortgeſetzt denke. Zum erſtenmal verbindet ſich mir das Ganze mit dem höheren Geiſtesleben, beſonders des Perikleiſchen Zeitalters, dem der Burgfelſen ſeine letzte und höchſte Weihe verdankt. Das Wirkliche wird im Lichte des Mondes ſchemenhaft unwirklich, und dieſem Unwirklich-Wirklichen können ſich hiſtoriſche Träume leichter angleichen.

Als vermöchte der Mond Wärme auszuſtrömen, ſo warm iſt die Luft und dazu klar und ſtill: das Zwitſchern der Fledermäuſe kommt aus dem Licht-Äther unter uns. Man fühlt, wie in ſolchem göttlichen Äther atmend und heimiſch in dieſem heiligen Bezirk, erlauchte Menſchen mit Göttern gelebt haben. Hier, über den magiſchen Abgrund hinausgehoben, in einen unſäglich zarten, farbigen Glanz, war der Denker, der Staatsmann, der Prieſter, der Dichter, in Nächten wie dieſe, mit den Göttern auf gleichen Fuß geſtellt und atmete, in naher Vertraulichkeit, mit ihnen die gleiche elyſiſche Luft.

Man müßte von einem nächtlichen Blühen dieſes am Tage ſo ſchroffen und harten, arg mitgenommenen Olympes reden, von einem Blühen, das unerwartet und außerirdiſch die alte vergeſſene Götterglorie um ſeine Felskanten wiederherſtellt.

Der Parthenon, von der Hymettosſeite geſehen, iſt in dieſer Nacht nicht mehr das Gebilde menſchlicher Bauleute. Dieſe ſcheinen vielmehr nur einem göttlichen Plane dienſtbar geweſen zu ſein, das Irdiſche gewollt, das Himmliſche aber vollbracht zu haben. In dieſem Tempel iſt jetzt nichts Drohendes, nichts Düſteres, nichts Gigantiſches mehr, und ſeine Steinmaſſe, ſeine irdiſche Schwere ſcheint verflüchtigt. Er iſt nur ein Gebilde der Luft, von den Göttern ſelbſt in einen göttlichen Äther hineingedacht und hervorgerufen. Er iſt nicht aus totem Marmor zuſammengefügt, er lebt! von innen heraus warm und farbig leuchtend, führt er das ſelige Daſein der Götter. Alles an ihm wird getragen, nichts trägt. Oder aber, es kommt ein Gefühl über

dich, daß, wenn du, mit deinem profanen Finger, eine der Säulen zu berühren nicht unterlassen könntest, diese sogleich zu Staub zerspringen würde vor Sprödigkeit.

In dieser Stunde kommt uns die Ahnung von jenem Sein, das die Götter in ihrer Verklärung führen, von irdischen Obliegenheiten befreit. Auch Götter hatten Erdengeschäfte. Wir ahnen, von welchem Boden Platon zu seiner Erkenntnis der reinen Idee sich aufschwang. Welche Bereiche erschlossen sich in solchen schönheitstrunkenen Nächten, die warm und kristallklar zu ein und demselben Element mit den Seelen wurden ... welche Bereiche erschlossen sich den Künstlern und Philosophen hier, als den Gästen und nahen Freunden der Himmlischen!

Und damals, wie heute, drang, wie aus den Zelten eines Lustlagers, Gesang und Geschrei herauf aus der Stadt. Man braucht die Augen nicht zu schließen, um zu vergessen, daß jenes dumpfe Gebrause aus der Tiefe der Lärm des Athens von heute ist: vielmehr hat man Mühe das festzuhalten. In dieser Stunde, im Glanze des unendlichen Zaubers der Gottesburg, pocht und bebt und rauscht für den echten Pilger in allem der alte Puls. Und seltsam eindringlich wird es mir, wie das Griechentum zwar begraben, doch nicht gestorben ist. Es ist sehr tief, aber nur in den Seelen lebendiger Menschen begraben und wenn man erst alle die Schichten von Mergel und Schlacke, unter denen die Griechenseele begraben liegt, kennen wird, wie man die Schichten kennt, über den mykenäischen, trojanischen oder olympischen Fundstellen alter Kulturreste, aus Stein und Erz, so kommt auch vielleicht für das lebendige Griechenerbe die große Stunde der Ausgrabung.

Wir stehen auf dem hohen Achterdeck eines griechischen Dampfers und harren der Abfahrt. Der Lärm des Piräus ist um uns und unter uns. Wir wollen gen Delphi, zum Heiligtum des Apoll und Dionysos.

Mehr gegen den Ausgang des Hafens liegt ein weiß angestrichenes Schiff, ein Amerikafahrer, rings um ihn her auf der Wasserfläche, über die er emporragt, steht, wie auf Dielen, nämlich in kleinen Booten, eng gedrängt, eine Menschenmenge. Es sind griechische Auswanderer, Leute, die das verwunschene Land der Griechenseele nicht ernähren mag.

Dem Hafengebiet entronnen, genießen wir den frischen Luftzug der Fahrt. Unsere Herzen beleben sich. Wir passieren das kahle Inselchen, hinter dem die Schlacht bei Salamis ihren Verlauf genommen hat, den niedrigen Küstenzug, wo Xerxes seinen gemächlichen Thron errichten und vorzeitig abbrechen ließ. Der ganze, bescheidene Schauplatz deutet auf enge maritime Verhältnisse.

Die bergige Salamis öffnet in die fruchtbare Fülle des Innern ein weites Tal. Liebliche Berglehnen, Haine und Wohnstätten werden dem Seefahrer verlockend dargeboten: alles zum Greifen nahe! und es ist wie ein Abschied, wenn er vorüber muß.

Man weist uns Megara. Wir hätten es von der See aus nicht wiedererkannt: Megara, jetzt nur gespenstisch und bleich von seinen Hügeln winkend, die Stadt, die Konstantinopel gegründet hat. Wir werden den Weg der megarensischen Schiffe in einigen Wochen ebenfalls einschlagen.

Wenn wir nicht, wie bisher, über Steuerbord unseres Dampfers hinausblicken, sondern über seine Spitze, so haben wir in der Ferne alpine Schneegipfel des Peloponnes vor uns, darunter, vereinzelt, den drohenden Felsen der Burg von Korinth.

Wir suchen durch den zitternden Luftraum dieser augenblendenden Buchten den Standort des äginetischen Tempels auf, und meine Seele saugt sich fest an die lieblichen Inselfluren von Ägina. Warum sollten wir uns in der vollen Muße der Seefahrt, zwischen diesen geheiligten Küsten, der Träume enthalten und nicht der lieblichen Jägerin Britomartis nachschleichen, einer der vielen Töchter des Zeus, von

der die Ägineten behaupteten, daß ſie alljährlich von Kreta herüberkäme, ſie zu beſuchen.

Gibt es wohl etwas, was wundervoller anmutete, als die nüchterne Realität einer Mitteilung des Pauſanias, etwa Britomartis angehend, wo niemals die Exiſtenz eines Mitglieds der Götterfamilie, höchſtens hie und da ein lokaler Anſpruch der Menſchen mit Vorſicht in Zweifel gezogen iſt.

Nicht nur die Vaſenmalereien beweiſen es, daß der Grieche ſich in allen Formen des niederen Eros auslebte: aber der ſchaffende Geiſt, der ſolche Geſtalten, wie Britomartis, entſtehen ließ und ihnen ewige Dauer beilegte, mußte das Element der Reinheit, in Betrachtung des Weibes, notwendig in ſich bergen, aus dem ſie beſteht: keuſch, friſch, unbewußt-jungfräulich, iſt Britomartis im Stande glückſeliger Unſchuld bewahrt worden. Sie hat mit Amazonen und Nonnen nichts gemein. Es iſt in ihr weder Männerhaß noch Entſagung, ſondern ſie ſtellt, mit dem freien, behenden Gang, dem lachenden Sperberauge, der Freude an Wald, Feld und Jagd, die geſunde Blüte friſchen und herben Magdtums verewigt dar.

Überall auf der Fahrt ſind Inſeln und Küſtenbereiche von lieblicher Intimität, und es iſt etwas Ungeheueres, ſich vorzuſtellen, wie hier die Phantaſie eines Volkes, in dem die ungebrochene Weltanſchauung des Kindes neben exakter und reifer Weisheit des Greiſenalters fortbeſtand, jede Krümmung der Küſte, jeden Pfad, jeden nahen Abhang, jeden fernen und ferneren Felſen und Schneegipfel mit einer zweiten Welt göttlich phantaſtiſchen Lebens bedeckt und bevölkert hat. Es iſt ein Gewirr von Inſeln, durch das wir hingleiten, uns jener Stätte mit jeder Minute nähernd, wo, gleichſam aus einem dunklen Quell, dieſe zweite Welt mit Rätſelworten zurück ins reale Leben wirkte und damit zugleich die Atmoſphäre des Heimatlandes mit neuem, phantaſtiſchem Stoff belud. Es gibt bei uns keine Entwicklung des ſpezifiſch Kindlichen, das ſtets bewegt, ſtets gläubig und

ſprudelnd von Bildern iſt, zum Weinen bereit und gleich ſchnell zum Jauchzen, zum tiefſten Abgrund hinabgeſtürzt und gleich darauf in den ſiebenten Himmel hinaufgeſchnellt, glückſelig im Spiel, wo nichts das vorſtellt, was es eigentlich iſt, ſondern etwas anderes, Erwünſchtes, wodurch das Kind es ſich, ſeinem Weſen, ſeinem Herzen zu eigen macht.

Der große Schöpfungsakt des Homer hat dem kosmiſchen Nebel der Griechenſeele den reichſten Beſtand an Geſtalten geſchenkt, und die Zärtlichkeit, die der ſpätere Grieche ihnen entgegentrug, zeigt ſich beſonders in mancher Mythe, die wieder lebendig zu machen unternimmt, was der blinde Homer vor den Schauern des Hades nicht zu retten vermochte. Ich weiß nicht, ob hier herum irgendwo Leuke iſt, aber ich wüßte keine Sage zu nennen, die tiefer in das Herz des Griechen hineinleuchtete, als jene, die Helena dem Achill zur Gattin gibt und beide in Wäldern und Tempelhainen der abgeſchiedenen kleinen Inſel Leuke ein ewig ſeliges Daſein führen läßt.

Unſer Dampfer iſt vor dem Eingang zum iſthmiſchen Durchſtich angelangt und einige Augenblicke ſtillgelegt. Mein Wunſch iſt, wiederzukehren und beſonders auch auf dem herrlichen Iſthmus umherzuſtreifen, dieſer geſunden und friſchen Hochfläche, die würdig wäre, von ſtarken, heiteren, freien und göttlichen Menſchen bewohnt zu ſein, die noch nicht ſind. Das Auge erquickt ſich an weitgedehnten, hainartig lockeren Kieferbeſtänden, deren tiefes und ſamtenes Grün, auf grauen, ſilbererzartigen Klippen, hoch an die blaue Woge des Meeres tritt. Auf dieſen bewaldeten Höhen zur Linken hat man den Platz der iſthmiſchen Spiele zu ſuchen. Man ſollte meinen, daß keiner der zahlloſen Spielbezirke freier und in Betrachtung des ganzen Griechenlandes günſtiger lag, und ferner: daß nirgend ſo belebt und im friſchen Zuge der Seeluft überſchäumend die heilige Spielluſt des Griechen ſich habe auswirken können, wie hier.

Die Einfahrt in den Durchſtich erregt uns ſeltſamerweiſe

feierliche Empfindungen. Die Paſſagiere werden ſtill, im plötzlichen Schatten der gelben Wände. Wir blicken ſchweigend zwiſchen den ungeheuren, braungelben Schnittflächen über uns und ſuchen den Streifen Himmelsblau, der ſchmal und farbig in unſeren gelben Abgrund herableuchtet.

Kleine, taumelnde, braun-graue Raubvögel ſcheinen in den Sandlöchern dieſer Wände heimiſch, ja, der Farbe nach, von ihnen geboren zu ſein. Eine Krähe, wahrſcheinlich von unſerm Dampfer aufgeſtört, ſtrebt, ängſtlich gegen die Wände ſchlagend, an die Oberfläche der Erde hinauf. Nun bin ich nicht mehr der ſpäte Pilger durch Griechenland, ſondern eher Sindbad der Seefahrer, und einige Türken, vorn an der Spitze des rauſchenden Schiffes, jeder mit ſeinem roten Fez längs der gelblichen Ockerſchichten gegen den Lichtſtreif des Ausganges hingeführt, befeſtigen dieſe Illuſion.

Der Golf von Korinth tut ſich auf. Aber während wir noch zwiſchen nahen und flachen Ufern hingleiten, denn wir haben die weite Fläche des Golfes noch nicht erreicht, werden wir an einem kleinen Zigeunerlager vorübergeführt und ſehen, auf einer Art Landungsſteg, zerlumpte Kinder der, wie es ſcheint, auf ein Fährboot wartenden Bande mit wilden Sprüngen das Schiff begrüßen.

Nach einiger Zeit, während wir immer zur Linken das neue Korinth, die weite, mit Gerſtenfeldern beſtandene Fläche des einſtigen alten, das von dem gewaltigen Felſen Akrokorinth drohend beſchattet wurde und die bergigen Küſten des Peloponnes vor Augen hatten, eröffnet ſich zur Rechten eine Bucht mit den ſchneebedeckten Gipfeln des Helikon. Eine Stunde und länger bleibt er nun, immer ein wenig rechts von der Fahrtrichtung, ſichtbar, hinter niedrigen, nackten Bergen, die vorgelagert ſind. Die Luft war bis hierher ſchwül und ſtill, nun aber fällt ein kühler Wind von den Höhen des Heiligen Berges herab und in einige Segel, die leicht und hurtig von ihm her über das blaue Waſſer des Golfes vorüberſchweben.

Aller Schönheit geht Heiligung voraus. Nur das Geheiligte in der Menschennatur konnte göttlich werden, und die Vergötterung der Natur ging hervor aus der Kraft zu heiligen, die zugleich auch Mutter der Schönheit ist. Wir haben heut eine Wissenschaft von der Natur, die leider nicht von einem heiligen Tempelbezirk umschlossen ist. Immerhin ist sie, und Wissenschaft überhaupt, eine gemeinsame Sache der Nation, ja der Menschheit geworden. Was auf diesem Gebiete geleistet wird, ist schließlich und endlich ein gemeinsames Werk. Dagegen bleiben die reinen Kräfte der Phantasie heute ungenützt und profaniert, statt daß sie am großen sausenden Webstuhl der Zeit gemeinsam der Gottheit lebendiges Kleid wie einstmals wirkten.

Und deshalb, weil die Kräfte der Phantasie heut vereinzelt und zersplittert sind und keine gemäße Umwelt (das heißt: keinen Mythos) vorfinden, außer jenem, wie ihn eben das kurze Einzelleben der Einzelkraft hervorbringen kann, so ist für den Spätgeborenen der Eintritt in diese unendliche, wohlgegründete Mythenwelt zugleich so beflügelnd, befreiend und wahrhaft wohltätig.

Sollte man nicht einer gewissen, nur persönlichen Erkenntnis ohne Verantwortung nachhängen dürfen, die den gleichen Vorgang, der jemals etwas wie eine Tragödie oder Komödie schuf, als Ursprung des ganzen Götterolymps, als Ursprung des gesamten, jenem angenäherten Kreises von Heroen und Helden sieht? Wo sollte man jemals zu dergleichen den Mut gewinnen, wenn nicht auf einem Schiffe im Golf von Korinth, im Angesichte des Helikon? Warum hätte sonst Pan getanzt, als Pindar geboren worden war? und welche Freude muß unter den Göttern des Olymps, von Zeus bis zu Hephaistos und Aidoneus hinunter, ausgebrochen sein, als Homer und mit ihm die Götterwelt aufs neue geboren wurde.

Die ersten Gestalten des ersten Dramas, das je im Haupte des Menschen gespielt wurde, waren „ich“ und „du“. Je differenzierter das Menschenhirn, um so differenzierter

wurde das Drama! um so reicher auch an Gestalten wurde es und auch um so mannigfaltiger, besonders deshalb, weil im Drama eine Gestalt nur durch das, was sie von den übrigen unterscheidend absetzt, bestehen kann. Das Drama ist Kampf und ist Harmonie zugleich, und mit der Menge seiner Gestalten wächst auch der Reichtum seiner Bewegungen: und also, in steter Bewegung Gestalten erschaffend, in Tanz und Kampf miteinander treibend, wuchs auch das große Götterdrama im Menschenhirn, zu einer Selbständigkeit, zu einer glänzenden Schönheit und Kraft empor, die jahrtausendelang ihren Ursprung verleugnete.

Polytheismus und Monotheismus schließen einander nicht aus. Wir haben es in der Welt mit zahllosen Formen der Gottheit zu tun, und jenseit der Welt mit der göttlichen Einheit. Diese eine, ungeteilte Gottheit ist nur noch ahnungsweise wahrnehmbar. Sie bleibt ohne jede Vorstellbarkeit. Vorstellbarkeit ist aber das wesentliche Glück menschlicher Erkenntnis, dem darum Polytheismus mehr entspricht. Wir leben in einer Welt der Vorstellungen, oder wir leben nicht mehr in unserer Welt. Kurz: wir können irdische Götter nicht entbehren, wenngleich wir den Einen, Einzigen, Unbekannten, den Alleinen, hinter allem wissen. Wir wollen sehen, fühlen, schmecken und riechen, disharmonisch harmonisch das ganze Drama der Demiurgen, mit seinen olympischen und plutonischen Darstellern. Im „Christentum" macht der Sohn Gottes einen verunglückten Besuch in dieser Welt, bevor er sie aufgibt und also zertrümmert. Wir aber wollen sie nicht aufgeben, unsere Mutter, der wir verdanken, was wir sind, und wir bleiben im Kampf, verehren die kämpfenden Götter, die menschennahen; freilich vergessen wir auch den menschenfernen, den Gott des ewigen Friedens nicht.

Ein kalter Gebirgswind empfängt uns bei der Einfahrt in die Bucht von Galaxidhi, den alten Krisäischen Meerbusen, und überraschenderweise scheint es mir, als liefe unser Schiff

in einen Fjord und wir befänden uns in Norwegen, ſtatt in Griechenland. Beim Anblick der Nadelwälder, von denen die ſteile Flanke der Kiona bedeckt iſt, erfüllt mich das ganze ſtarke und geſunde Bergglück, das mir eingeboren iſt. Es zieht mich nach den Gipfeln der waldreichen Kiona hinauf, wohin ich die angeſtrengten Blicke meiner Augen ausſende, als vermöchte ich dort noch heut einen gottſelig begeiſterten Schwarm raſender Bacchen zwiſchen den Stämmen aufzuſtöbern. Es liegt in mir eine Kraft der Zeitloſigkeit, die es mir, beſonders in ſolchen Augenblicken, möglich macht, das Leben als eine große Gegenwart zu empfinden: und deshalb ſtarre ich immer noch forſchend hinauf, als ob nicht Tauſende von Jahren ſeit dem letzten Auszug bacchiſcher Schwärme vergangen wären, und es klingt in mir ununterbrochen:

Dahin leite mich, Bromios, der die bacchiſchen Chöre führt!
Da ſind Chariten, Liebe da,
Da dürfen frei die Bacchen Feſte feiern.

Wer hält es ſich immer gegenwärtig, daß die Griechen ein Bergvolk geweſen ſind? Während wir uns Itea nähern, tiefer und tiefer in einen ernſten Gebirgskeſſel eingleitend, erlebe ich dieſe Tatſache innerlich mit beſonderer Deutlichkeit. Die Luft gewinnt an erfriſchender Stärke. Die Formen der Gipfel ſtehen im tiefen und kalten Blau des Himmels kalt und klar, und jetzt erſtrahlt uns zur Rechten, hoch erhaben über der in abendlichen Schatten dämmernden Bucht, hinter gewaltig vorgelagerten, dunkel zerklüfteten, kahlen Felsmaſſen, ein ſchneebedecktes parnaſſiſches Gipfelbereich.

Nun, wo die Sonne hinter der Kiona verſunken iſt und chthoniſche Nebel langſam aus den tiefen Flächen der Felſentäler, Terraſſen und Riſſe verdüſternd aufſteigen, ſteht der Höhenſtreif des heiligen Berges Parnaß noch in einem unwandelbar makelloſen und göttlichen Licht. Mehr und mehr, indes das Schiff bereits ſeinen Lauf verlangſamt hat, erdrückt mich eine faſt übergewaltige Feierlichkeit.

Man fühlt zugleich, daß man hier nicht mehr im Ober-

flächenbereich der griechiſchen Seele iſt, ſondern den Urſprüngen nahe kommt, nahe kommt in dem Maße, als man ſich dem Kern der griechiſchen Landſchaft annähert.

Man findet ſich hier einer großen Natur gegenübergeſtellt, die nordiſche Rauheit und nordiſchen Ernſt mit der Weichheit und Süße des Südens vereinigt, die hier und dort ringsumher beſchneite Berggipfel in den nahen Höhenäther gehoben hat, deren Flanken bis zur Fläche des ſüdlichen Golfes herabreichen, bis an die Kriſäiſche Talſohle, die in gleicher Ebene, einen einzigen, weitgedehnten Ölwald tragend, den Grund des Tales von Kriſa erfüllt. Man fühlt, man nähert ſich hier den Urmächten, die ſich den erſchloſſenen Sinnen eines Bergvolks, nicht anders wie das Waſſer der Felſenquellen, die Frucht des Ölbaums oder des Weinſtocks, darboten, ſo daß der Menſch, gleichwie zwiſchen Bergen und Bäumen, zwiſchen Abgründen und Felswänden, zwiſchen Schafen und Ziegen ſeiner Herden oder im Kampf, zwiſchen Raubtieren, auch allüberall unter Göttern, über Göttern und zwiſchen göttlichen Mächten ſtand.

Wir ſteigen, angelangt in Itea, in einen Wagen, vor den drei Pferde geſpannt ſind. Die Fahrt beginnt, und wir werden durch Felder grüner Gerſte in das Tal von Kriſa hineingeführt. Im Getreide tauchen hier und da Ölbäume auf, und mehr und mehr, bis ſie zu Hainen zuſammentreten und wir zu beiden Seiten der ſtaubigen Straße von Olivenwäldern begleitet ſind. Im Halblicht unter den Wipfeln liegen quadratiſch begrenzte Waſſerflächen. Nicht ſelten ſteigt ein gewaltiger Baum daraus empor, ſcheinbar mit ſeinem Stamme in einem glattpolierten Spiegel aus dunklem Silber wurzelnd, einem Spiegel, der einen zweiten Olivenbaum, einen rötlichen Abendhimmel und einen anderen, nicht minder ſtrahlenden Parnaſſiſchen Gipfel zeigt.

Bauern, die aus den Feldern heimwärts nach den Woh-

nungen im Gebirge ſtreben, werden von uns im Dämmer der Waldſtraße überholt. Es ſcheint ein in mancher Beziehung veredelter deutſcher Schlag zu ſein, ſo überaus vertraut in Haltung, Gang und Humor, in den Proportionen des Körpers, ſowie des Angeſichts, mit dem blonden Haar und dem blauen Blick, wirken auf mich die Trupps der Landleute. Wir laſſen zur Linken ein eilig wanderndes und mit einer dunklen Genoſſin plauderndes, blondes Mädchen zurück. Sie iſt friſch und derb und germaniſch kernhaft. Die Art ihres übermütigen Grußes iſt zugleich wild, verwegen, ungezogen und treuherzig. Sie würde ſich von der jungen und ſchönen deutſchen Bauernmagd, wie ich ſie auf den Gütern meiner Heimat geſehen habe, nicht unterſcheiden, wenn ſie nicht doch ein wenig geſchmeidiger und wenn ſie nicht eine Tochter aus Hellas wäre.

Und ich gedenke der Pythia.

Religiöſes Empfinden hat ſeine tiefſten Wurzeln in der Natur; und ſofern Kultur nicht dazu führt, mit dieſem Wurzelſyſtem ſtärker, tiefer und weiter verzweigt in die Natur zu dringen, iſt ſie Feindin der Religion. In dieſem großen und zugleich urgeſunden Bereich des nahen, großen Myſteriums denkt man nicht an die Götterbilder der Blütezeit, ſondern höchſtens an primitive Holzbilder, jene Symbole, die, durch Alter geheiligt, der Gottheit menſchliche Proportionen nicht aufzwangen. Man gedenkt einer Zeit, wo der Menſch mit allen ſtarken, unverbildeten Sinnen noch gleichſam voll ins Geheimnis hinein geboren war: in das Geheimnis, von dem er ſich zeit ſeines Lebens durchaus umgeben fand und das zu enthüllen er niemals wünſchte.

Nicht der Weltweiſe war der Erſehnte oder Willkommene unter den Menſchen jener Zeit, außer wenn er ſich gleich dem Jäger oder dem Hirten — der wahre Hirt iſt Jäger zugleich! — zur ach ſo wenig naiven Verehrung eines Idoles, einer beliebigen Rätſelerſcheinung, der nur im Rätſel belebten Natur, verſtand, ſondern erſehnt und willkommen war

immer wieder nur das Leben, das tiefere Leben, das den Rausch erzeugende Rätsel.

Immer jedoch ist der Mensch dem Menschen Träger und Verkünder der tiefsten Rätsel zugleich gewesen und so ward das Rätsel stets am höchsten verehrt, wenn es sich durch den Menschen verkündigte, die Gottheit, die durch den Menschen spricht. Und um so höher ward es unter jenen Menschen verehrt, ward die Gottheit verehrt, je mehr sie den schlichten Mann, das gewöhnliche Weib aus dem Hirten- und Jägervolke gewaltsam vor aller Augen umbildete, so daß es von Grund auf verändert, von einem Gott oder Dämon beherrscht, als Rätsel erschien.

Ein so verändertes Wesen war vor urdenklichen Zeiten die erste bäurische Pythia, und sie erschien in den Händen des bogenführenden Jägers und Rinderherden besitzenden Hirten, in den Händen des Jäger- und Hirtengottes Apollon willenlos. Den Willen des Menschen zerbrach der Gott, wie man ein Schloß zerbrechen muß, das die Tür eines fremden Hauses verschließt, will man als Herrscher und Herr in dieses eintreten; und nicht der menschliche Wille, sondern gleichsam die Knechtschaft im göttlichen, nicht Vernunft, sondern Wahnsinn besaß vor den Menschen damals allein die Staunen und Schauder verbreitende Autorität.

Die Pferde beginnen bergan zu klimmen. Mehr und mehr, während wir aus den dunklen Olivenwäldern emportauchen, verdichtet sich um uns die Dämmerung. Die Luft ist warm und bewegungslos. Es ist eine Art tierischer Wärme in der Luft, die aus dem Erdboden, aus den Steinblöcken um uns her, ja überall her zu dunsten scheint. Überall klettern Ziegenherden. Ziegenherden kreuzen den Weg oder trollen ihn mit Geläut zu Tal. Ich fühle auf einmal, wie hier das Hirten- und Jägerleben nicht mehr nur als Idyll zu begreifen ist. In dieser brütenden Atmosphäre, wie sie über den schwarzen Olivenwäldern der Tiefe, in dem weiten, gewaltig zerklüfteten

Abgrund zwiſchen den Wällen ſchroffer Gebirge ſteht, wird mein Blut überdies zu einem ſeltſamen Fieber erregt, und es iſt mir, als könne aus dieſer buhleriſch warmen, ſtehenden Luft die Frucht des Lebens unmittelbar hervorgehen. Das Geheimnis iſt ringsum nahe um mich. Faſt bang empfinde ich ſeine Berührungen. Es iſt, als trennte — ſagen wir von den „Müttern"! nur eine dünne Wand oder als läge das ganze Geheimnis, in dem wir ſchlummern, in einem zurückgehaltenen, göttlichen Atemzug, deſſen leiſeſtes Flüſtern uns eine Erkenntnis eröffnen könnte, die über die Kraft des Menſchen geht.

Ich habe in dieſem Augenblick mehr als je zu bedauern, daß mir der muſikaliſche Ausdruck verſchloſſen iſt, denn alles um mich wird mehr und mehr zu einer einzigen, großen, ſtummen Muſik. Das am tiefſten Stumme iſt es, was der erhabenſten Sprache bedarf, um ſich auszudrücken. Allmählich verbreitet ſich jenes magiſche Leuchten in der Natur, das alles vor Eintritt völliger Dunkelheit noch einmal in traumhafter Weiſe verklärt. Aber Worte beſagen nichts, und ich würde, mit der wahrhaft dionyſiſchen Kunſt begabt, nach Worten nicht ringen müſſen.

Ich empfinde inmitten dieſer grenzenlos ſpielenden Schönheit, die von einem grunderhabenen düſteren Glanze geſättigt iſt, immer eine faſt ſchmerzhafte Spannung, als ob ich mich einem redenden Brunnen, einem Urbrunnen aller chthoniſchen Weisheit gleichſam annäherte, der, wiederum einem Urmunde gleich, unmittelbar aus der Seele der Erde geöffnet ſein würde.

Niemals, außer in Träumen, habe ich Farben geſehen, ſo wie hier auf dem Marktplatze von Chryſo, in deſſen Nähe das alte Kriſa zu denken iſt. In dieſem Bergſtädtchen werden unſere Zugtiere getränkt. In Eimern holt man das Waſſer aus dem nahen ſtädtiſchen Brunnen, der im vollen, magiſchen Licht des Abends ſich, aus dem Felſen rauſchend, in ſein ſteinernes Becken ſtürzt. Hier drängen ſich griechiſche Mädchen,

Männer und Maultiere, während im Schatten des Hauses gegenüber würdige Bauern und Hirten beim Weine von den Laſten des Tages ausruhen. Alles dieſes wirkt feierlich ſchattenhaft. Es iſt, als beſtünde in dem Menſchengedränge des kleinen Platzes die geheiligte Übereinkunft, die innere Sammlung der delphiſchen Pilger nicht durch laute Worte zu ſtören.

Unter den ſchweigſam Trinkenden, die uns mit Würde beobachten und ganz ohne Zudringlichkeit, fällt manche edle Erſcheinung auf. Von einem Weißbart vermag ich mein Auge lange nicht abzuwenden. Er iſt der geborene Edelmann. Die Haltung des ſchlanken Greiſes, der ſeine eigene Schönheit durchaus zu ſchätzen weiß, iſt durchdrungen von einem Anſtand, der eingeboren iſt. Aus ſeinem Antlitz ſprechen Güte und Menſchlichkeit: ich ſehe in ihm das Gegenbild aller Barbarei. An dieſem Hirten legt jede Wendung des Hauptes, jede gelaſſene Bewegung des Armes von edler Herkunft Zeugnis ab: von einer Jahrtauſende alten, verfeinerten Hirtenwürde! denn wo wäre die Freiheit der Haltung, die ſtolze Gewohnheit des Selbſtgenügens, die Würde des Menſchen vor dem Tier, weniger geſtört, als im Hirtenberuf.

Es iſt, nachdem wir die Stadt verlaſſen haben und weiter die ſteilen Kehren aufwärts dringen, als ſänke ſich von allen Seiten, dichter und dichter, Finſternis über das Geheimnis, dem wir entgegenziehen, ſchützend herein. Es iſt wie eine Art Unſchlüſſigkeit in der Natur, als deren bevorzugtes Kind ſich der gläubige Grieche fühlen muß, die ſich mir aber dahin umdeutet, als ſollte erſt durch die volle Erkenntnis einengender Finſternis der volle Durſt zum Orakelbrunnen erzeugt werden.

Noch immer iſt die ſtehende Wärme auch in der faſt völligen Dunkelheit verbreitet um mich. Der Himmel hat rötlich zuckende Sterne enthüllt, aber der Blick iſt von nun an be-

engt und eingeſchloſſen. Die große Empfindung der Götternähe weicht einer gewiſſen heimlich ſchleichenden Spukhaftigkeit, und ſo will ich nun auch eine Vorſtellung dieſer ſpukhaften Art aus dem Erlebnis der unvergleichlichen Stunden feſthalten.

Mehrmals und immer wieder kam es mir vor, als ſtiege der Schatten eines einzelnen Mannes mit uns nach dem gleichen Ziele hinan, und zwar auf einem Fußſteige immer die Kehren der großen Straße abſchneidend. Kamen wir bis an die Kreuzungsſtelle heran, ſo ſchien es, als ſei er ſchon vorüber, oder er war zurückgeblieben und ſtieg weit unten, ſchattenhaft über die Böſchung der tieferen Straßenſchlinge herauf. Auch jetzt unterliege ich wieder dem Zwang dieſer Vorſtellung.

Es iſt unumgänglich, daß ein bis ins tiefſte religiös erregter, chriſtlich erzogener Menſch, auch wenn er das innere Auge abwendet, gleichſam mittels des peripheriſchen Sehens doch immer auf die Geſtalt des Heilands treffen muß: und dies war mir und iſt mir noch jetzt jener Schatten. Etwas wie Unruhe, etwas wie Haſt und Beſorgnis ſcheint ihn den gleichen Weg zu treiben, und etwas, wie der gleiche, immer noch ungeſtillte Durſt.

Und iſt nicht auch er wiederum ein Hirt? Sah er ſich ſelbſt nicht am liebſten unter dem Bilde des Hirten? Sehen ihn nicht die Völker als Hirten? Und verehren ihn nicht die prunkhaften Hohenprieſter von heut, mit dem Symbole des Hirtenſtabes in der Hand, als göttlichen Hirten, als Hirtengott?

Heut, am frühen Morgen aus meiner Herberge tretend, befinde ich mich auf der ſonnigen Dorfſtraße eines alpinen Dörfchens. Wenn ich die Straße nach rechts entlang blicke, wo ſie, nach mäßiger Steigung, in einiger Ferne abbricht oder in den weißlichen, heißen und wolkenloſen Himmel auszulaufen ſcheint, ſo bemerke ich die Spitze eines entfernteren Schneeberges, der ſie überragt.

Die Straße läuft meist dicht am Abhang hin. Von ihrem Rande ermesse ich die gewaltige Tiefe eines schluchtartigen Tales, mit steilen Felswänden gegenüber. Die grauen Steinmassen sind durch Thymiansträucher dunkel gefleckt.

Der Grund der Schlucht scheint ein Bachbett zu sein, und wie sich Wasser von seiner hochgelegenen Quelle herniederwindet, bis es am Ende der verbreiterten Schlucht in den weiten See eines größeren Tales tritt, ergießen sich hier, gleichsam wie Wogen aus dunklem Silber, Olivenwaldungen in die Tiefe, wo sie die Fülle des ölreichen Tales von Krisa aufnimmt.

Es ist eine durchaus nur schlichte und ganz gesunde alpine Wonne, die mich erfüllt, jener Zustand des bergluftseligen Müßigganges, indem man so gern das Morgenidyll dörflichen Lebens beobachtet.

Hähne und Tauben machen das übliche Morgenkonzert. Es wird in der Nähe ein Pferd gestriegelt. Beladene Maultiere trappen vorüber. Alles ist von jener erfrischenden Nüchternheit, die wiederum die gesunde Poesie des Morgens ist.

Kastri heißt das Dorf, in dem wir sind und genächtigt haben. Einige Schritte auf der mit grellstem Lichte blendenden Landstraße um einen Felsenvorsprung herum, und der heilige Tempelbezirk von Delphi soll sich enthüllen.

In diesem Felsenvorsprung, den wir nun erreichen, sind die offenen Höhlen ehemaliger Felsgräber. Nahe dabei haben Wäscherinnen ihren Kessel über ein aromatisches Thymianfeuer gestellt, das uns mit Schwaden erquickenden Weihrauchs umquillt. Schwalben schrillen an uns vorüber, Fliegen summen, irgendwoher dringt das Hungergeschrei junger Nestvögel, und die Sonne scheint, triumphierend gleichsam, bis in die letzten Winkel der leeren Gräber hinein.

Eine zahlreiche Herde schöner Schafe begegnet uns, und minutenlang umgibt uns das freudige Alpergeräusch ihrer Glocken. Ich beobachte eine dicke Glockenform mit tiefem

Klang, von der man ſagt, daß ſie antikem Vorbild entſpreche. Inmitten der Herde bewegt ſich der dienende Hirt und ein herrenhaft-heiter wandelnder Mann in der knappen, vorwiegend blauen Tracht der Landleute.

Dieſer Mann erſcheint zugleich jung und alt: inſofern jung, als er ſchlank und elaſtiſch iſt, inſofern alt, als ein breiter, vollkommen weißer Bart ſein Geſicht umrahmt. Doch es iſt die Jugend, die in dieſem Manne triumphiert: das beweiſt ſein ſchalkhaft blitzendes Auge, beweiſt der freie, übermütige Anſtand der ganzen Perſönlichkeit, eine Art behaglich fröhlichen Stolzes, der weiß, daß er unwiderſtehlich faſziniert.

Als Staub und Geläut uns am ſtärkſten umgeben, bemerken wir, wie dieſer ſchöne und glückliche Mann, der übrigens ſeine Jagdbüchſe über der Schulter trägt, den langen Stab aus der Hand ſeines Hirten nimmt. Gleich darauf tritt er uns entgegen und bietet uns, wirklich aus heiterem Himmel, eben denſelben Stab als Gaſtgeſchenk.

Die Wendung des Weges iſt erreicht. Die Straße zieht, ſich in einem weiten Bogen eng unter mächtigen roten Felswänden hin, und der erſte Blick in dieſes ſchluchtartige delphiſche Tal ſucht vergeblich nach einer geeigneten Stätte für menſchliche Anſiedelung. Von den roten, ſenkrecht ſtarrenden Rieſenmauern der Phädriaden iſt ein Böſchungsgebiet abgebröckelt, das ſteil und ſcheinbar unzugänglich über uns liegt. Überall in den Alpen trifft man ähnliche Schutt- und Geröllhalden, auf denen man, ebenſo wie hier, höchſtens weidende Ziegen klettern ſieht. Selten bemerkt man dort, etwa in Geſtalt einer beſonders ärmlichen Hütte, Spuren menſchlicher Anſiedelung, während hier der unwahrſcheinliche Baugrund für ein Gewirr von Tempeln, tempelartigen Schatzhäuſern, von Prieſterwohnungen, von Theater und Stadion, ſowie von zahlloſen Bildern aus Stein und Erz zu denken iſt.

Wir ſchreiten die weiße Straße langſam fort. Wir ſcheuchen

eine anderthalb Fuß lange, grüne Eidechſe, die den Weg, ein Wölkchen Staub vor uns aufregend, überquert. Ein Eſel, klein, mit einem Berge von Ginſter bepackt, begegnet uns: es heißt, daß die Bauern aus Ginſter Körbe zur Aufbewahrung für Käſe flechten. Ein Maultier ſchleppt eine Laſt von bunten Decken gegen Kaſtri heran, begleitet von einer Handelsfrau, die während des Gehens nicht unterläßt, von dem Wocken aus Ziegenhaar fleißig denſelben Faden zu ſpinnen, aus dem jene Decken gewoben ſind.

Immer die ſteile Böſchung des delphiſchen Tempelbezirks vor Augen, drängt ſich mir der Gedanke auf, daß alle die einſtigen Prieſter des Apoll ſowohl als die des Dionyſos, alle dieſe Tempel, Theater und Schatzhäuſer von ehemals, alle dieſe zahlloſen Säulen und Statuen den Ziegen und einer gewiſſen Ziegenhirtin gefolgt und nachgeklettert ſind.

Das Hirtenleben iſt in den meiſten Fällen ein Leben der Einſamkeit. Es begünſtigt alſo alle Kräfte viſionärer Träumerei. Ruhe der äußeren Sinne und Müßiggang erzeugen die Welt der Einbildung, und es würde auch heut nicht ſchwer halten, etwa in den Irrenhäuſern der Schweiz ländliche Mädchen zu finden, die, befangen in einem religiöſen Wahn, von ähnlichen Dingen überzeugt ſind, von ähnlichen Dingen „mit raſendem Munde“ ſprechen, als die erſte Seherin, die Sibylle oder ihre Nachfolgerin zu Delphi, tat. Dieſe hielten ſich etwa für die angetraute Gattin Apolls, oder für ſeine Schweſter, oder erklärten ſich für Töchter von ihm.

Wir klettern die ſteile Straße innerhalb des Tempelbezirkes empor. Überall zwiſchen den Fundamenten ehemaliger Tempel, Schatzhäuſer, Altäre und Statuen blüht die Kamille in großen Büſchen, ebenſo wie in Eleuſis und auf der Akropolis. Die Steine der alten und ſteilen Straße ſind glatt, und mit Mühe nur dringen wir, ohne rückwärts zu gleiten, hinan.

Nicht weit von dem Felſenvorſprung, den man den Stein der Sibylle nennt, ruhe ich aus. In heiß duftenden Büſcheln

der Kamille, zwiſchen die ich mich niedergelaſſen habe, tönt ununterbrochen Bienengeſumm. Wer möchte an dieſer Stelle mit Fug behaupten wollen, daß ihm die ungeheure Vergangenheit dieſer ſteilen Felslehne in allem Beſonderen gegenwärtig ſei. Der chthoniſche Quell, jene, verwirrende Dämpfe ausſtrömende Felsſpalte, die Corethas entdeckte, quillt, wie es heißt, nicht mehr, und ſchon zur Zeit des großen Periegeten hatten die Dämonen das Orakel verlaſſen. Werden ſie jemals wiederkehren? Und wird, wie es heißt, wenn ſie wiederkehren, das Orakel gleich einem lange ungenutzten Inſtrument göttlichen Ausdrucks aufs neue erſchallen?

Die architektoniſchen Trümmer umher erregen mir einſtweilen nur geringe Aufmerkſamkeit. Die Kunſt inmitten dieſer gewaltigen Felsmaſſen hatte wohl immer, nur im Vergleich mit ihnen, Pygmäencharakter. Durchaus überragend in wilder, unbeirrbarer Majeſtät bleibt hier die Natur, und wenn ſie auch mit Langmut oder auf Göttergebot die Siedelungen der menſchlichen Ameiſe duldet, die ſich, nicht ohne Verwegenheit, hier einniſtete, ſo bleibt die Gewalt ihrer Ruhe, die Gewalt ihrer Sprache, die überragende Macht ihres Daſeins, das unter allem, hinter allem, über und in allem Gegenwärtige.

Man denkt an Apoll, man denkt an Dionyſos, aber an ihre Bilder aus Stein und Erz denkt man in dieſer Umgebung nicht: eher wiederum an gewiſſe Idole, die uralten Holzbilder, deren keines leider auf uns gekommen iſt. Man ſieht die Götter da und dort, leuchtend, unmaterialiſch, viſionär, hauptſächlich aber empfindet man ſie in der Kraft ihrer Wirkungen. Hier bleiben die Götter das, was unſichtbar gegenwärtig iſt: und ſo bevölkern ſie, bevölkern unſichtbare Dämonen die Natur.

Iſt wirklich der chthoniſche Quell verſiegt? Haben die Dämonen wirklich die Orakel verlaſſen? Sind gar die meiſten von ihnen tot, wie es heißt, daß der große Pan geſtorben iſt? Und iſt wirklich der große Pan geſtorben?

Ich glaube, daß eher jeder andere Quell des vorchriſtlichen Lebensalters verſchüttet iſt als der pythiſche und glaube, daß der große Pan nicht geſtorben iſt: nicht aus Schwäche des Alters und ebenſowenig unter den jahrtauſendelangen Verfluchungen einer chriſtlichen Kleriſei. Und hier, zwiſchen dieſen ſonnenbeſchienenen Trümmern, iſt mir das ganze totgeglaubte Myſterium, ſind mir Dämonen und Götter ſamt dem totgeſagten Pan gegenwärtig.

Noch heut ſind unter den „vielen Strömen, die unſere Erde nach oben ſendet", viele, die in den Seelen der Menſchen eine Verwirrung und Begeiſterung hervorrufen, wie in dem Hirten Corethas jener, der in Delphi zutage trat, auch wenn wir dieſer Begeiſterung wenig achten und die tiefen Weihen nicht mehr allgemein machen wollen, die mit dem heiligen Rauſch verbunden ſind.

Dieſer Parnaß und dieſe ſeine roten Schluchten ſind Quellgebiet: Quellgebiet natürlicher Waſſerſtröme und Quellgebiet jenes unverſiegbaren, ſilbernen Stromes der Griechenſeele, wie er durch die Jahrtauſende fließt. Es iſt ein anderer Reiz und Geiſt, der die Quellen, ein anderer, der den Laſten und Wimpel tragenden Strom umgibt. Seltſam, wie der Urſprung des Stromes und ſeine Wiege dem urewig Alten am nächſten iſt: das ewig Alte der ewigen Jugend. Man kann ſolche Quellgebiete nicht einmal mit Fug allein griechiſch nennen, denn ſie ſind meiſt, im Gegenſatz zu den Strömen, die ſie nähren, namenlos.

Gegenüber, jenſeit des Taleinſchnitts, tönen von der Felswand, dem Ruf des Hornes von Uri nicht unähnlich, gewaltige Laute eines Dudelſacks, hervorgerufen von Hirten, die unerkennbar mit ihren Ziegen in den Felſen umherſteigen. Dieſe geſegneten Quellgebiete waren und ſind noch heute von Hirten umwohnt. Platon nennt die Seele einen Baum, deſſen Wurzeln im Haupte des Menſchen ſind und der von dort aus mit Stamm, Äſten und Blättern ſich in das Bereich des Himmels ausdehnt. Ich betrachte die Welt der Sinne

als einen Teil der Seele und zugleich ihr Wurzelgebiet, und verlege in das menſchliche Hirn einen metaphyſiſchen Keim, aus dem dann der Baum des Himmels mit Stamm, Äſten, Blättern, Blüten und Früchten empordringt.

Nun ſcheint es mir, daß die Sinne des Jägers, die Sinne des Hirten, die Sinne des Jägerhirten, ſagen wir, die feinſten und edelſten Wurzeln ſind und daß ein Hirten- und Jägerleben auf Berghöhen der reichſte Boden für ſolche Wurzeln, und alſo die beſte Ernährung für den metaphyſiſchen Keim im Menſchen iſt.

Zwiſchen den Trümmern des ſteilen Tempelbezirks von Delphi umherzuſteigen, erfordert einige Mühe und Anſtrengung. Am höchſten von allen Baulichkeiten lag wohl das Stadion; ein wenig tiefer, doch mit ſeinen oberſten Sitzen an die unzugängliche Felswand ſtoßend, iſt das Theater dem Felsgrunde abgetrotzt.

Der Eindruck der natürlichen Szenerie, die es umgibt, iſt drohend und großartig. Ich empfinde eine Art beengender Bangigkeit in dieſer übergewaltigen Nähe der Natur, dieſer geharniſchten, roten Felsbaſtionen, die den furchtbarſten Ernſt blutiger Schauſpiele von den Menſchen zu fordern ſcheinen.

In das Innere dieſer Felsmaſſen ſcheint übrigens ein dämoniſches Leben hineingebannt. Sie wiederholen, in die tiefe Stille über den rötlichen Sitzreihen, die Stimmen unſichtbarer Kinder weit unten im Tal, ſie laſſen geſpenſtige Herdenglocken, wie in einem hallenden Saale, durch ſich hin läuten und geben die klangvolle Stimme des fernen Hirten aus der Nähe und geläutert zurück. Aus ihrem Innern dringt Hundegebell, und ein fernes und ſchwaches Dröhnen, aus dem Tale von Kriſa her, erregt in ihr einen klangvoll breiten, feierlich muſikaliſchen Widerhall.

Das ununterbrochene, mitten im heißen Lichte des Mittags gleichſam nächtliche Rauſchen der kaſtaliſchen Waſſer dringt aus der Schlucht der Phädriaden herauf.

Die Götter waren grauſame Zuſchauer. Unter den Schauſpielen, die man zu ihrer Ehre — man ſpielte für Götter und vor Göttern, und die griechiſchen Zuſchauer auf den Sitzreihen trieben, mit ſchaudernder Seele gegenwärtig, Gottesdienſt! — unter den Schauſpielen, ſage ich, waren die, die von Blute trieften, den Göttern vor allen anderen heilig und angenehm. Wenn zu Beginn der großen Opferhandlung, die das Schauſpiel der Griechen iſt, das ſchwarze Blut des Bocks in die Opfergefäße ſchoß, ſo wurde dadurch das ſpätere höhere, wenn auch nur ſcheinbare Menſchenopfer nur vorbereitet: das Menſchenopfer, das die blutige Wurzel der Tragödie iſt.

Blutdunſt ſtieg von der Bühne, von der Orcheſtra in den brauſenden Krater der ſchaudernden Menge und über ſie in die olympiſchen Reihen blutlüſterner Götterſchemen hinauf.

Anders wie im Theater von Athen, tiefer und grauſamer und mit größerer Macht, offenbart ſich hier, in der felſigten Pytho, unter der Glut des Tagesgeſtirns, das Tragiſche, und zwar als die ſchaudernde Anerkennung unabirrbarer Blutbeſchlüſſe der Schickſalsmächte: keine wahre Tragödie ohne den Mord, der zugleich wieder jene Schuld des Lebens iſt, ohne die ſich das Leben nicht fortſetzt, ja, der zugleich immer Schuld und Sühne iſt.

Gleich einem zweiten Corethas brechen mir überall in dem großen parnaſſiſchen Seelengebiet — und ſo auch in der Tiefe des roten Steinkraters, darin ich mich eben befinde! — neue chthoniſche Quellen auf. Es ſind jene Urbrunnen, deren Zuflüſſe unerſchöpflich ſind und die noch heute die Seelen der Menſchen mit Leben ſpeiſen: derjenige aber unter ihnen, der dem inneren Auge der Seele und gleicherweiſe dem leiblichen Auge vor allen anderen ſichtbar und myſtiſch iſt, bleibt immer der ſpringende Brunnen des Bluts.

Ich fühle ſehr wohl, welche Gefahren auf den Pilger in ſolchen parnaſſiſchen Brunnengebieten lauern, und vergeſſe nicht, daß die Dünſte aller chthoniſchen Quellen von einem

furchtbaren Wahnſinn ſchwanger ſind. Oft treten ſie über dünnen Schichten mürben Grundes ans Tageslicht, unter denen glühende Abgründe lauern. Der Tanz der Muſen auf den parnaſſiſchen Gipfeln geſchah, da ſie Göttinnen waren, mit leichten, die Erde nicht belaſtenden Füßen: das ihnen Verbürgte nimmt uns die Schwere des Körpers, die Schwere des Menſchenſchickſals nicht.

Auch aus der Tiefe des Blutbrunnens unter mir ſtieg dumpfer, betäubender Wahnſinn auf. Indem man die grauſame Forderung des ſonſt wohltätigen Gottes im Bocksopfer ſinnbildlich darſtellte, und im darauffolgenden, höheren Sinnbild gotterfüllter dramatiſcher Kunſt, gaben die Felſen den furchtbaren Schrei des Menſchenopfers unter der Hand des Rächers, den dumpfen Fall der rächenden Axt, die Chorklänge der Angſt, der Drohung, der ſchrecklichen Bangigkeit, der wilden Verzweiflung und des jubelnden Bluttriumphes zurück.

Es kann nicht geleugnet werden, Tragödie heißt: Feindſchaft, Verfolgung, Haß und Liebe als Lebenswut! Tragödie heißt: Angſt, Not, Gefahr, Pein, Qual, Marter, heißt Tücke, Verbrechen, Niedertracht, heißt Mord, Blutgier, Blutſchande, Schlächterei — wobei die Blutſchande nur gewaltſam in das Bereich des Grauſens geſteigert iſt. Eine wahre Tragödie ſehen hieß, beinahe zu Stein erſtarrt, das Angeſicht der Meduſa erblicken, es hieß, das Entſetzen vorwegnehmen, wie es das Leben heimlich immer, ſelbſt für den Günſtling des Glücks, in Bereitſchaft hat. Der Schrecken herrſchte in dieſem offenen Theaterraum, und wenn ich bedenke, wie Muſik das Weſen einfacher Worte, irgendeines Liedes, erregend erſchließt, ſo fühle ich bei dem Gedanken an die begleitenden Tänze und Klänge der Chöre zu dieſer Mordhandlung eiſige Schauder im Gebein. Ich ſtelle mir vor, daß aus dem vieltauſendköpfigen Griechengewimmel dieſes Halbtrichters zuweilen ein einziger, furchtbarer Hilfeſchrei der Furcht, der Angſt, des Entſetzens, gräßlich betäubend zum

Himmel der Götter aufſteigen mußte, damit der grauſamſte Druck, die grauſamſte Spannung ſich nicht in unrettbaren Wahnſinn überſchlug.

Man muß es ſich eingeſtehen, das ganze Bereich eines Tempelbezirks, und ſo auch dieſe delphiſche Böſchung, iſt blutgetränkt. An vielen Altären vollzog ſich vor dem verſammelten Volk die heilige Schlächterei. Die Prieſter waren vollkommene Schlächter, und das Röcheln ſterbender Opfertiere war ihnen die gewöhnlichſte und ganz vertraute Muſik. Die Jammertöne der Schlachtopfer machten die Luft erzittern und weckten das Echo zwiſchen den Tempeln und um die Statuen her: ſie drangen bis ins Innere der Schatzhäuſer und in die Geſpräche der Philoſophen hinein.

Der Qualm der Altäre, auf denen die Ziege, das Schaf mit der Wolle verbrannt wurde, wirbelte quellend an den roten Felſen hinauf, und ich ſtelle mir vor, daß dieſer Qualm, ſich zerteilend, das Tal überdeckte und ſo die Sonne verfinſterte. Der Opferprieſter, mit Blut beſudelt, der einem Zyklopen gleich das geſchlachtete Tier zerſtückte und ihm das Herz aus dem Leibe riß, war dem Volk ein gewöhnlicher Anblick. Er umgoß den ganzen Altar mit Blut. Dieſe ganze Schlachthausromantik in ſolchen heiligen Bezirken iſt ſchrecklich und widerlich, und doch iſt es immer vor allem der ſüßliche Dampf des Bluts, der die Fliegen, die Götter des Himmels, die Menge der Menſchen, ja ſogar die Schatten des Hades anzieht.

In alledem verrät ſich mir wiederum der Hirtenurſprung der Götter, ihrer Prieſter und ihres Gottesdienſtes, denn das Blutmyſterium mußte ſich den Jägerhirten zuerſt aufſchließen und dem Hirten mehr als dem Jäger in ihm, wenn er, friedlich, friedlich von ihm gehütete, zahme Tiere abſchlachtete, zuerſt das Grauſen und hernach den feſtlichen Schmaus genoß.

Wir ſind den ſteilen Abhang des delphiſchen Tempelbezirks bis an den oberſten Rand emporgeklommen. Ich bin erſtaunt, hier, wo aus dem ſcheinbar Unzugänglichen die rote unzugängliche Felswand ſich erhebt, auf eine ſchöne, eingeſchloſſene Fläche zu ſtoßen, hier oben, gleichſam in der Gegend der Adlerneſter, zwiſchen Felſenklippen, auf ein Stadion.

Es iſt ſtill. Es iſt vollkommen ſtill und einſam hier. Das ſchöne Oblong der Rennbahn, eingeſchloſſen von den roten Steinen der Sitzreihen, iſt mit zarten Gräſern bedeckt. Inmitten dieſer verlaſſenen Wieſe hat ſich eine Regenlache gebildet, darin man die roten Umfaſſungsmauern des Felſendomes, mit vielen gelben Blumenbüſcheln widergeſpiegelt ſieht.

Iſt nicht das Stadion dann am ſchönſten, wenn der Lärm der Ringer und Renner, wenn die Menge der Zuſchauer es verlaſſen hat? Ich glaube, daß der göttliche Prieſter Apolls, Plutarch, oft, wie ich jetzt, im leeren Stadion der einzige Zuſchauer war und den Geſichten und Stimmen der Stille lauſchte.

Es ſind Geſichte von Jugend und Glanz, Geſichte der Kraft, Kühnheit und Ehrbegier, es ſind Stimmen gottbegeiſterter Sänger, die unter ſich wetteifernd den Sieger oder den Gott preiſen. Es iſt der herrlichſte Teil der griechiſchen Phantasmagorie, die hier für den nicht erloſchen iſt, der gekommen iſt, Geſichte zu ſehen und Stimmen zu hören.

Die ſchrecklichen Dünſte des Blutbrunnens drangen nicht bis in dieſes Bereich, ebenſowenig das Todesröcheln der Menſchen- und Tieropfer. Hier herrſchte das Lachen, hier herrſchte die freie, von Erdenſchwere befreite, kraftvolle Heiterkeit.

Nur im Stadion, und ganz beſonders in dem zu Delphi, das über allen Tempeln und allen Altären des Götterbezirks erhaben iſt, atmet man jene leichte, reine und himmliche Luft, die unſeren Heroen die Bruſt mit Begeiſterung

füllte. Der Schrei und Ruf, der von hier aus über die Welt erſcholl, war weder der Ruf des Hirten, der ſeine Herde lockt, noch war es der wilde Jagdruf des Jägers: es war weder ein Racheſchrei noch ein Todesſchrei, ſondern es war der wild glückſelige Schrei und Begeiſterungsruf des Lebens.

Mit dieſem göttlichen Siegesruf der lebendigen Menſchenbruſt begrüßte der Grieche den Griechen über die Fjorde und Fjelle ſeines herrlichen Berglands hinweg, dieſes Jauchzen erſcholl von Spielplatz zu Spielplatz: von Delphi hinüber nach Korinth, von Korinth nach Argos, von Argos bis Sparta, von Sparta hinüber nach Olympia, von dort gen Athen und umgekehrt.

Ich glaube, nur vom Stadion aus erſchließt ſich die Griechenſeele in alledem, was ihr edelſter Ruhm und Reichtum iſt; von hier aus geſehen, entwickelt ſie ihre reinſten Tugenden. Was wäre die Welt des Griechen ohne friedlichen Wettkampf und Stadion? Was ohne olympiſchen Ölzweig und Siegerbinde? eben das gleiche erdgebundene Chaos brütender, ringender und quellender Mächte, wie es auch andere Völker darſtellen.

Es wird mir nicht leicht, dieſen ſchwebenden und verſteckten Spielplatz zwiſchen parnaſſiſchen Klippen zu verlaſſen, der ſo wundervoll einſam und wie für Meditationen geſchaffen iſt. Hier findet ſich der ſinnende Geiſt gleichſam in einen nährenden Glanz verſenkt, und der Reichtum deſſen, was in ihn ſtrömt, kann in ſeiner Überfülle kaum bewahrt und behalten ſein.

Man müßte vom Spiel reden. Man müßte das eigene Denken der Kinder- und Jünglingsjahre heraufrufen und jener Wegeswendung ſich erinnern, wo man in eine mißmutige und freudloſe Welt einzubiegen gezwungen war, die das Spiel, die höchſte Gabe der Götter, verpönt. Man könnte hervorheben, daß bei uns mehr Kinder gemordet werden, als jemals in irgendeinem Bethlehem von irgendeinem Herodes gemordet worden ſind: denn man läßt nie

das Kind bei uns groß werden, man tötet das Kind im Kinde schon, geschweige, daß man es im Jüngling und Manne leben ließe.

Nackt wurde der Sieger, der Athlet oder Läufer dargestellt, und ehe Praxiteles, ehe Skopas seine Statuen bildete, entstanden ihre Urbilder hier im Stadion. Hier ist für die Schönheit und den Adel der griechischen Seele, für Schönheit und Adel des Körpers der Muttergrund. Hier wurde das schon Geschaffene umgeschaffen, das Umgeschaffene zum ewigen Beispiel und auch als Ansporn für höhere Artung in Erz oder Marmor dargestellt. Hier hatte die Bildung ihre Bildstätte, wenn anders Bildung das Werk eines Bildners ist.

Wer je sein Ohr an die Wände jener Werkstatt gelegt hat, deren Meister den Namen Goethe trug, der wird erkennen, daß nicht nur Wagner, der Famulus, den Menschen mit Götterſinn und Menschenhand zu bilden und hervorzurufen versuchte: alles Sinnen, Grübeln, Wirken, Dichten und Trachten des Meisters war eben demselben Endzweck rastlos untertan. Und wer nicht in jedweder Bildung seines Geistes und seiner Hände das glühende Ringen nach Inkarnation des neuen und höheren Menschen spürt, der hat den Magier nicht verstanden.

Es ist bekannt, wie gewissen griechischen Weisen, und so dem Lykurg! Bildung ein Bilden im lebendigen Fleische, nicht animalisch unbewußt, sondern bewußt „mit Götterſinn und Menschenhand" bedeutete. Was wäre ein Arzt, der seine Kranken bekleidet sieht, und was ein Erzieher, dem jener Leib samt dem Geiste, dem er höhere Bildung zu geben beabsichtigt, nicht nackt vor der Seele stünde? Aus dem Grunde der Stadien sproßten, nackt, die athletischen Stämme einer göttlichen Saat des Geistes hervor. Und hier, auf dem Boden des delphischen Stadions, gebrauche ich nun zum ersten Male in diesen Aufzeichnungen das Wort Kultur: nämlich als eine fleischliche Bildung zu kraftvoll gefestigter, heiterer, heldenhaft freier Menschlichkeit.

Zwei Vögel, unſern Zeiſigen ähnlich, ſtürzen ſich plötzlich aus irgend einem Schlupfloch der Felſen quirlend herab und löſchen den Durſt aus dem Spiegel der Lache vor mir im Stadion. Ihr piepſendes Spiel weckt Widerhall, und das winzige Leben, der ſorgloſe, dünne Lärm der kleinen Geſchöpfe, die niemand ſtört, offenbaren erſt gleichſam das Schickſal dieſer Stätte in ſeiner ganzen Verwunſchenheit.

Während ich auf die grüne Erde hinſtarre und der Füße jener zahlloſen Läufer und Kämpfer gedenke, aller jener göttergleichen, jugendlich kraftvoll ſchönen Hellenen, die ſie erdröhnen machten, vernehme ich wiederum aus den Felſen den gewaltigen Widerhall von Geräuſchen, die mir verborgen ſind. Aus irgend einem Grunde erhebe ich mich, rufe laut und erhalte ein ſechsfaches mächtiges Echo: ſechsfach ſchallt der Name des delphiſchen Gottes, des Python-Beſiegers, aus dem Innern der Berge zurück.

Ich bin allein. Die dämoniſche Antwort der alten parnaſſiſchen Wände hat bewirkt, daß mich die Kraft der Vergangenheit mit ihren triumphierenden Gegenwarts-Schauern durchdringt und erfaßt und daß ich etwas wie ein Bad von Glanz und Feuer empfinde. Beinahe zitternd horche ich in die neu hereingeſunkene, faſt noch tiefere Stille hier oben hinein.

Der Morgen iſt friſch. Wir ſchrieben den erſten Mai ins Fremdenbuch. Vor der Türe des Gaſthauſes warten ſchäbige Eſel und Maultiere, die uns nach Hoſios Lukas bringen ſollen. Ins Freie tretend, beginne ich mit letzten Blicken Abſchied zu nehmen. Ich begrüße die Kiona, den weißen Gipfel des Korax-Gebirges, dort, wo die Dorfſtraße, wie es ſcheint, in den Luftraum verläuft. Ich begrüße drei kleine Mädchen, die, trödelnd, ebenſo viele Schäfchen vor ſich her treiben, begrüße ſie mit einer ihnen unverſtändlichen Herzlichkeit. Eines der hübſchen Kinder küßt mir zum Dank für ein kleines, unerbetenes Geſchenk die Hand.

Wir laſſen die Mäuler voranklingeln. Wieder ſchreiten wir an den Felſen vorüber, mit den Höhlungen leerer Gräber darin, und wieder erſchließt ſich dem Auge die ſteinigte Böſchung des delphiſchen Tempelbezirks. Wer alles dieſes tiefer begreifen wollte, müßte mehr als ein flüchtiger Wanderer ſein. Immerhin ſind mir auch hier die Steine nicht ſtumm geweſen.

Wir haben den Grund von Delphi, der Stadt, die unterhalb unſeres Weges lag, über allerlei Mauern und Treppchen kletternd, durchſtreift, und während wir jetzt unſere Reiſe fortſetzen, zieht uns das Leuchten der Tempeltrümmer, zwiſchen tauſendjährigen Ölbäumen, zieht uns der weiße Marmor umgeſtürzter Säulen an. An den kaſtaliſchen Waſſern nehmen wir wiederum einen kleinen Aufenthalt. Ich habe mich auf einen großen Felsblock niedergelaſſen, in der wundervoll hallenden und rauſchenden Kluft, den Felſenbaſſins jenes alten Brunnen- und Baderaums gegenüber, wo die delphiſchen Pilger von einſt ſich reinigten.

Ein Tempelchen, mit Niſchen der Nymphen, war grottenartig in die Felswand geſtellt.

Heut ſind die Bachläufe arg verunreinigt, die Waſſerbecken mit Schlamm gefüllt. Oben durch die feuchte und kalte Klamm fliegen lange Turmſchwalben und jagen einander mit raubvogelartigem, zwitſcherndem Pfiff.

Wir wiegen uns nun bereits eine gute Weile auf unſeren Maultieren. Der Weinſtock, das Gewächs des Dionyſos, begleitet uns in wohlgepflegten, wohlgeordneten Feldern die parnaſſiſchen Höhen hinan. Immer wieder begegnen uns wollige Herden mit ihren Hirten. Ich bemerke plötzlich den mir vor geſtern bekannten ſtattlichen Weißbart auf dem Bauche im Graſe liegend am Straßenrand und empfinde mit ihm, was ſein leiſe ironiſches, überlegen lachendes Antlitz zum Ausdruck bringt. Hinter dem Patriarchen ſteigen ſeine Herden zwiſchen Rainen, Steinen und ſaftigen Gräſern

umher und füllen die Luft mit der Glockenmusik seines reichen Besitzes. Die Sonne strahlt, der Tag wird heiß.

Schon im Altertum wurden solche Wege wie diese auf Maulern zurückgelegt. So wird auch das Um und An einer Bergreise, an Rufen, Geräusch und Empfindungen, nicht anders gewesen sein, als es heute ist. Maultiere haben die Eigentümlichkeit, am liebsten nicht in der Mitte des Weges, sondern immer womöglich an steilen Rändern zu schreiten: was dem ungewohnten Reiter zuweilen natürlich Schwindel erregt. Allmählich gewinne ich im Vertrauen auf das sich mehr und mehr entfaltende Klettertalent meines Reittieres eine gewisse, schwindelfreie Sorglosigkeit. Immer wilder und einsamer wird die Berggegend, bis hinter Arachova die Einöde, das heißt die parnassische Höhenzone beginnt. Von der gesamten südlichen Flora ist nichts übrig geblieben. Der letzte Weinstock, der letzte Feigenbaum, die letzte Olive liegt hinter uns. Nun aber tut sich ein weiter und grüner Gebirgssattel vor uns auf, von jener gesunden, alpinen Schönheit, die ebenso heimatlich, als über alles erquickend ist.

Der weite Paß, mit flach geschweifter, beinahe ebener Grundfläche, ist Weideland: das heißt, ein saftiger Wiesenplan, auf dem der Huf des schreitenden Maultiers lautlos wird und der Pfad sich verliert. Das helle, ruhige Grün dieser schönen Alm ist eine tiefe Wohltat für Auge und Herz, und der starke, düster-trotzige Föhrenstand, der die steile Flanke einer nahen Bergwand hinaufklettert, fordert heraus, ihm nachzutun. Ich weiß nicht, was in dieser Landschaft so fremdartig sein sollte, daß man es nicht in den deutschen Alpengebirgen, um diese oder jene Sennhütte her, ebenso antreffen könnte, und doch würde der gesunde Jodler des einsamen Sennen hier einen Zauber vernichten, der unaussprechlich ist.

Das hurtige Glöckchen des Maultieres klingelt am Rand einer teichartig weit verbreiteten Wasserlache dahin, die, in den hellen Smaragd der Bergwiese eingefügt, den blauen Ab-

grund des griechiſchen Himmels, die ernſte Wand der wetterharten Apolloföhren, und das haſtende, kleine Vögelchen in einem ruhigen Spiegel wiedergibt.

Über die Art, wie für den, der ſich einmal in das Innere des Mythos hineinbegeben hat, jeder neue ſinnliche Eindruck wiederum ganz unlöslich mit dieſem Mythos verbunden wird und ihn zu einer faſt überzeugenden Wahrheit und Gegenwart ſteigert, möchte manches zu ſagen ſein. Es beträfe nicht nur den Prozeß eines gläubigen Wiedererweckens, ſondern jenen, durch den die menſchliche Schöpfung der Welt überhaupt entſtanden iſt, es beträfe das Weſen jener zeugenden Kraft, die im dichtenden Genius eines Volkes lebendig iſt und darin ſich die Seele des Volkes verklärt.

Plötzlich taucht in der paniſch beinahe beängſtigenden, nordiſchen Viſion von Bergeinſamkeit die wilde Geſtalt eines bärtigen Hirten auf, der uns in ſchneller Gangart, fünf ſchwarze Böcke vor ſich hertreibend, von jenſeit, über die grüne Matte entgegenkommt. Die ſchönen Tiere, die von gleicher Größe und, wie geſagt, ſchwarz wie Teufel ſind, machen den überraſchendſten Eindruck. Noch niemals ſah ich ein ſo unwahrſcheinliches Fünfgeſpann. Wer wollte da, wenn eine auserleſene Koppel ſolcher Böcke, wie zum Opfer geführt, ihm entgegenkommt, und zwar über einen parnaſſiſchen Weidegrund, die Nähe des Gottes ableugnen, der einſt durch Zeus in die Geſtalt eines Bockes verwandelt ward, um ihn vor Heres Rache zu ſchützen, und dem dieſe Höhen geheiligt ſind.

Wie dieſe Tiere einhertrotten, unwillig, durch die rauhen Treiber mehr geſtört als in Angſt verſetzt, mit dem böſe funkelnden Blick beobachtend, jeder mit ſeinem zottligen Bart, jeder unter der Laſt und gewundenen Krönung eines gewaltigen Hörnerpaares, ſcheinen ſie ſelber inkarnierte Dämonen zu ſein, und in weſſen Seele nur etwas von dem alten Urväter-Hirten-Drama noch rumort, der fühlt in

dieſem klaſſiſchen Tier einen wahrhaft dämoniſchen Ausdruck zeugender Kräfte, dem es leider auch ſeinen Blocksberg-Verruf in der verderbten Weltanſchauung der chriſtlichen Zeit zu verdanken hat.

Wir beſteigen nach kurzer Raſt unſere Maultiere, die wiederum mager, ſchäbig und ſcheinbar kraftlos, wie zu Anfang der Reiſe daſtehen. Das unſcheinbare Äußere dieſer Tiere täuſcht uns nicht mehr über den Grad ihrer Zähigkeit.

Zur Linken haben wir nun eine rötlich graue, ſenkrechte Wand parnaſſiſcher Felsmaſſen, deren Rand einen Gießbach aus großer Höhe herabſchüttet. Es iſt ein lautloſer Waſſerfall, der, ehe er noch den Talgrund erreicht, in Schleiern verweht.

Die Maultiere müſſen neben dem Lauf eines ausgetrockneten Felſenflußbettes abwärts klettern und erweiſen, mehr und mehr erſtaunlich für uns, ihre wundervolle Geſchicklichkeit. Man würde vielleicht von dieſen Felstälern ſagen können, daß ſie Einöden ſind, wenn ihre zitternde, leuchtende und balſamiſche Luft nicht überall von den waſſerartig gluckſenden Lauten zahlloſer Herdengeläute erfüllt wäre.

Der Paris artige Knabe, der vorhin, während wir Raſt hielten, mit zwitſchernden Lauten unſere Aufmerkſamkeit beanſpruchte, war ein Hirt. Hoch auf der Spitze eines vereinzelten Felskegels, der an der Kreuzungsſtelle einiger Hochtäler ſich erhebt, ſteht, gegen den Himmel ſcharf abgegrenzt, wiederum ein romantiſch drapierter Ziegenhirt, mit dem landesüblichen Hirtenſtabe. Sofern uns ein Menſch begegnet, iſt es ein Hirt, ſofern unſer Auge in der felſigten Wildnis Menſchengeſtalt zu unterſcheiden vermag, unterſcheidet es auch ringsum ſogleich ein Gewimmel von Schafen oder Thymian rupfenden Ziegen.

In einem Engpaß, durch den wir müſſen, hat ſich ein Strom von dicker, wandelnder Wolle geſtaut, der ſich, wohl oder übel, vor den Hufen des langſam ſchreitenden Maul-

tiers teilen muß. Der Reiter ſtreift mit den Sohlen über die braunen Vlieſe hin, nachdem die Leitböcke ihre gewaltigen, tiefgetönten Glocken antiker Form, feurig glotzend, ungnädig pruſtend, vorüber getragen haben.

Dieſe ſteinigten Hochtäler, zwiſchen Parnaß und Helikon, erklingen — nicht von Kirchengeläut! — aber ſie ſind beſtändig und überall durchzittert vom Klange der Herdenglocken. Sie ſind von einer Muſik erfüllt, die das überall gluckſende, rinnende, plätſchernde Element einer echten parnaſſiſchen Quelle iſt. Ob nicht vielleicht die Glocke unter dem Halſe des weidenden Tieres, die Mutter der Glocke im Turme der Kirche iſt, die ja, ins Geiſtige übertragen, den Parallelismus zum Hirtenleben nirgend verleugnen will? Dann wäre es von beſonderem Reiz, den apolliniſchen Klang zu empfinden, den alten parnaſſiſchen Weideklang, der in dem Gedröhne ſtädtiſcher Sonntagsglocken enthalten ſein müßte.

Im Klangelement dieſer parnaſſiſchen Quelle, dieſes Jungbrunnens, bade ich. Es beſchleicht mich eine Bezauberung. Ich fühle Apollon unter den Hirten und zwar in ſchlichter Menſchengeſtalt, als Schäferknecht, wie wir ſagen würden, ſo, wie er die Herden des Laomedon und Admetos hütete. Ich ſehe ihn, wie er in dieſer Geſtalt jede gewöhnliche Arbeit des Hirten verrichten muß, dabei gelegentlich Mäuſe vertilgt und den Eidechſen nachſtellt. Ich ſehe ihn weiter, wie er, ähnlich mir, in der lieblich monotonen Muſik dieſer Täler gleichſam aufgelöſt und verſunken iſt und wie es ihm endlich, beſſer als mir, gelingt, die Chariten auf ſeine Hand zu nehmen. Chariten, muſiſche Inſtrumente tragend, auf der Hand, war er zu Delphi dargeſtellt.

Vorſichtig ſchreitet mein Reittier über eine große Schildkröte, die von den Treibern nicht beachtet wird; ich laſſe ſie aufheben und die lachenden Agogiaten reichen mir das, zwiſchen gewaltigen Schildpattſchalen, lebhaft proteſtierende Tier. Ich ſehe an den Mienen der Leute, daß die Schildkröte

unter ihnen ſich der Popularität eines allbeliebten Komikers zu erfreuen hat, eines luſtigen Rats, über den man lacht, ſobald er erſcheint und bevor er den Mund öffnet. In das Vergnügen der Leute miſcht ſich dabei eine leiſe Verlegenheit, wie ſie den ernſten Landmann unverkennbar überſchleicht, der auf den Holzbänken einer Jahrmarktsbude ſein Entzücken über die albernen Späße des Hanswurſt nicht zu verbergen vermag. Auch fühlt man heraus, wie das ſchöne Tier nicht minder geringſchätzt, ja verachtet iſt, als beliebt: eine Verachtung, eine Geringſchätzung, die in ſeinem friedlichen Weſen und ſeiner Hilfloſigkeit gegenüber den Menſchen, trotz ſeines doppelten Panzers, ihren Urſprung hat.

„Als er ſie ſah, da lacht er alsbald und ſagte die Worte:
Du glückbringendes Zeichen, ich ſchmähe dich nicht, ſei willkommen.
Freudegeberin heil! Geſellin des Tanzes und Schmauſes".

„Als er ſie ſah, da lacht er alsbald!" nämlich Hermes, der Gott, vor Zeiten. Ganz ſo ergreift unſere kleine Reiſegeſellſchaft beim Anblick des klaſſiſchen Tieres unwiderſtehliche Heiterkeit.

Wir ziehen weiter, nachdem wir das alte homeriſche Lachen, das Lachen des Gottes, zu Ende gelacht haben. Aber wir töten nicht, wie Hermes, das Tier, ſondern nehmen es lebend unter unſeren Gepäckſtücken mit. Ich denke darüber nach, wie wohl die Leier ausgeſehen und wie wohl geklungen hat, die Hermes aus dem Panzer der Schildkröte und aus Schafsdärmen bildete und die in den Händen Apolls ihren Himmel und Erde durchhallenden Ruhm gewann.

Aber wir ſind nun in ſengenden Gluten des Mittagslichts zu einem wirklichen, reichlich Waſſer ſpendenden parnaſſiſchen Brunnen gelangt, aus dem die Tiere und Treiber gierig trinken. Dicke Strahlen köſtlichen Waſſers ſtürzen aus ihrer gemauerten Faſſung hervor und rauſchend und brauſend in das ſteinerne Becken hinein. Es iſt wie ein Reichtum, der ſich

hier ausschüttet, der nirgends so, als in einem heißen und wasserarmen Lande empfunden wird.

Wir ruhen aus in dem wohligen Lärm und dem kühlen Gestäube des lebenspendenden Elementes.

Das Kloster Hosios Lukas bietet uns Quartier für die Nacht. Vom behäbigen Prior empfangen, geleitet von dienstfertigen Mönchen, treten wir, durch ein kleines Vorgärtchen, ohne Treppen zu steigen, ins Haus. Gleich linker Hand ist ein Zimmer, das uns überwiesen wird. Auf den gebrechlichen Holzaltan des Zimmerchens tretend, blicken wir in den tiefen Klosterhof und zugleich über die Dächer der Mönchskasernen in das vollkommen einsame, wilde Hochtal hinaus.

Eng und nur wenig Hofraum lassend, sind die Klostergebäude in, wie es scheint, geschlossenem Kreis um eine alte byzantinische Kirche gestellt, die sie zugleich beschützen und liebevoll einschließen. Das Hauptportal der Kirche liegt schräg in der Tiefe unter uns. Wir können mit den nahen Wipfeln alter Zypressen Zwiesprache halten, die seit Jahrhunderten Wächter vor diesem Eingang sind.

Der Prior wünscht uns die Kirche zu zeigen, die innen ein trauriges Bild der Verarmung ist. Reste von Mosaiken machen wenig Eindruck auf mich, desto mehr ein Geldschrank, der, an sich befremdlich in diesem geweihten Raum, zugleich ein wunderlicher Kontrast zu seinem kahlen, ausgepoverten Zustand ist.

Dem Prior geht ein jugendlich schöner Mönch mit weiblicher Haartracht an die Hand. Er öffnet Truhen und Krypten mit rostigen Schlüsseln. Das Auge des jungen Mönchs verfolgt uns unablässig mit bohrendem Blick. Als wir jetzt wiederum auf dem Balkon unseres Zimmers sind, taucht er auf einem nahen Altane neugierig auf.

Während über den Dächern und in der Wildnis draußen noch Helle des sinkenden Tages verbreitet ist, liegt der Hof

unter uns bereits in nächtlicher Dämmerung. Ich horche minutenlang in die wundervolle Stille hinunter, die durch das Geplätscher eines lebendigen Brunnens nur noch tiefer und friedlicher wird. Mit einem Male ist es, als sei die Seele dieser alten winkligen Gottesburg aus tausendjährigem Schlummer erwacht. Arme werden hereingelassen und es wird von den Brüdern unterm Klosterportale ziemlich geräuschvoll Brot verteilt.

Nach einigem Rufen, Treppengehen und Türenschließen tritt wieder die alte verwunschene Stille ein, mit den einsamen Lauten des Röhrenbrunnens. Dann klappert die dicke Bernsteinkette des freundlichen Priors unten im Hof. Man hört genau, wie er sein Spielwerk gewohnheitsmäßig bearbeitet, das heißt die Bernsteinkugeln ununterbrochen durch die Finger gleiten läßt und gegeneinander schiebt.

Ich gehe zur Ruhe, im Ohre feierlich summenden Meßgesang, der schwach aus dem Innern der Kirche dringt.

Der Aufbruch von Hosios Lukas geschieht unter vielen freundlichen Worten und Blicken der Mönche, die um uns versammelt sind. Ich komme eben von einer schönen Terrasse des Klosters zurück, die, inmitten der steinigten Ödenei, von alten, vollbelaubten Platanen beschattet ist. Terrassen für den Gemüsebau setzten sich in die Tiefe fort und hie und da sind dem Felsenschutt des verlassenen Tales Wiesen und Ackerstreifen abgerungen. Ich sah die kleinen „Mädchen für alles" der älteren Brüder und Patres mit Besen und Wassereimern in lebhafter Tätigkeit, die Patres selber, wie sie rotkarrierte Betten auf ihren morschen Balkonen ausbreiteten. Die kleinen „Mädchen für alles" sind junge Lehrlinge, deren schönes, langes Haar, wie das von Mädchen, im Nacken zu einem Knoten aufgenommen ist. Es ist ein wolkenlos heiterer Morgen mit einer frühlingshaften Wonne der Luft, die göttlich ist und die in jedem Auge wiederleuchtet. Noch klingt mir der Gruß des Bruders Küper, sein frisches *Καλημερα* im

Ohr, womit er mich grüßte, als ich unten am Brunnen vorüberging, wo er trällernd ein Weinfaß reinigte. Es war ein Gruß, der ebenfalls von dem frischen Glück dieses Morgens widerklang.

Kaum hat unsere kleinere Karawane sich nur ein wenig, zwischen Gebüschen von Steineichen hintrottend, aus dem Bereich des Klosteridylls entfernt und schon umgiebt uns wieder das alte ewige Hirtenidyll. Ich unterscheide mit einem Blick vier einzelne Schafherden, deren Geläute herüberdringt, und plötzlich erscheinen, Wölfen gleich, gewaltige Schäferhunde über uns an der Wegböschung. Man scheucht sie mit großen Steinen zurück.

Wir biegen nach einem längeren Ritt in ein abwärts führendes, enges Tal, das, wie es scheint, recht eigentlich das Dionysische ist. Wir müssen zunächst durch eine gedrängte Herde schwarzer Ziegen förmlich hindurchschwimmen, unter denen sich prächtige Böcke auszeichnen, jenen ähnlich, die ich auf der Höhe des Passes sah. Und wie ich die Blicke über die steinigten Talwände forschend ausschicke, sehe ich sie mit schwarzen Ziegen, wie mit überall hängenden, kletternden, kleinen schwarzen Dämonen bedeckt.

Der Eingang des schwärzlich wimmelnden Tales wird von dem vollen Glanz des Parnasses beherrscht, der aber endlich dem Auge entschwindet, je weiter wir in das Tal hinabdringen: das Tal der Dämonen, das Tal des Dionysos und des Pan, das immer mehr und mehr von gleichmäßig schwarzen Ziegen wimmelt. Wohl eine Viertelstunde lang und länger ziehen wir mitten durch die Herden dahin, die zu beiden Seiten unseres gestrüppreichen Pfades schnauben, Steineichenblätter abrupfen und hie und da leise meckern dazu. Überall raschelt, reißt, stampft und prustet es zwischen den Felsen, in den Gebüschen: da und dort wird ein Glöckchen geschlenkert. Mitunter kommen wir in ein ganzes Glocken-

konzert hinein, deſſen Lärm das geſprochene Wort verſchlingt.

Ich habe, auf meinem Maultier hängend, Augenblicke, wo mir dies alles nicht mehr wirklich iſt. Ein alter Knecht und Geſchichtenerzähler fällt mir ein, der mir in ländlichen Winterabenden ähnliche Bilder als Viſionen geſchildert hat. Er war ein Trinker, und als ſolcher ja auch verknüpft mit Dionyſos. In ſeinen Delirien ſah er die Welt, je nachdem, von ſchwarzen Ziegen oder Katzen erfüllt, wobei er von alpdruckartiger Angſt gepeinigt wurde.

Der Schritt des Maultiers, die Glocke des Maultiers, allüberall das Eindringen dieſer fremden Welt, dazu die ungewöhnliche Lichtfülle, die Exiſtenz in freier Luft, Ermüdung des Körpers durch ungewöhnliche Reiſeſtrapazen, jagen auch mir einen Anflug von Angſt ins Blut. Ich habe vielleicht eine Viſion und es iſt mir manchmal, als müſſe ich dieſe zahlloſen ſchwarzen Ziegen vor meinen Augen wegwiſchen, denen mein Blick nicht entgehen kann.

Ein weites Quertal nimmt uns auf und wie ein Spuk liegt nun die Viſion der ſchwarzglänzenden Ziegen hinter mir. Wir überholen einen reiſenden Kaufmann, deſſen Maultier von einem kleinen Jungen getrieben wird. So ſchön und vollſtändig, wie nie zuvor, ſteht der Parnaß, von dem wir bereits Abſchied genommen hatten, vor uns aufgerichtet: ein breiter ſilberner Wall mit weißen Gipfeln. Ich gewinne den Eindruck, der apolliniſch ſtrahlende Glanz ſtrömt in das Tal, das der Berg beherrſcht.

Wir reiſen nun ſchon ſeit einiger Zeit durch die Ebene hin. Neben flacheren Felsgebieten und einem verzweigten Flußbett, das mit Gebüſchen bewachſen iſt, breiten ſich Flächen grüner Saat, über denen klangreich die Lerche zittert.

Es iſt faſzinierend, zu ſehen, wie der Parnaß nun wiederum dieſe Ebene überragt. Auf breiteſter Baſis ruhend, baut ſich der göttliche Berg aus eitel Glanz in majeſtätiſcher Schön-

heit auf. Hier wird es deutlich, wie die bezwingende Gegenwart ſolcher Höhen göttlichen Ruhm vor den Menſchen, die ſie umwohnen, durchſetzen und behaupten muß. Ich empfinde nicht anders, als ſtammte der trillernde Rauſch des Lerchengeſchmetters, das leuchtende Grün der Saaten, der zitternde Glanz der Luft von dieſem geheiligten Berge ab und nähre ſich nur von ſeinem Glanze.

Oftmals wende ich mich auf meinem Maultier nach der verlaſſenen Felſenwelt der Hirten und Herden zurück, während ſich über mir Parnaß und Helikon mit dem Glanz ihrer ſilbernen Helme über die weite Ebene grüßen. Flöſſen doch alle Quellen dieſer heiligſten Berge wieder reichlich voll und friſch in die abgeſtorbenen Gebiete der europäiſchen Seele hinein! Möchte das ſtarre Leuchten dieſer olympiſchen Viſion wiederum in ſie hineinwachſen und den übelriechenden Dunſt verzehren, mit dem ſie, wie ein ſchlecht gelüftetes Zimmer, beladen iſt.

Nun ſitze ich, von der glühenden Sonne nicht ganz geſchützt, unterm Vordach einer Weinſchenke. Parnaſſiſche Hirten und Hirtenhunde umgeben mich, unter den wettergebräunten Männern ſind blonde Köpfe, deren antiker Schnitt unverkennbar iſt. Der kühne Blick verrät dionyſiſches Feuer im Blut. Der Bartwuchs, ohne gepflegt zu ſein, ähnelt in Form, Dichte und Kräuſelung durchaus gewiſſen antiken Plaſtiken, die Helden oder Halbgötter darſtellen.

Ich teile die Reſte meiner Mahlzeit mit einem weißen, gewaltigen Schäferhund. Und nachdem wir einen Blick auf den ſchmerzvoll grinſenden Löwen von Chaeronea geworfen, iſt der parnaſſiſche Hirtentraum zu Ende geträumt. Doch nein, an der kleinen Halteſtelle der Eiſenbahn, die wir erreicht haben, und die von einem Sumpfe voll quakender Fröſche umgeben iſt, finden wir ein gefeſſeltes ſchwarzes Lamm. Es hat, mit dem Rücken nach unten, am Sattel eines Maultieres hängend, eine Reiſe von zehn Stunden, durch die Hochtäler des Parnaß, von Delphi her, im Sonnenbrande zurückgelegt.

Es trägt den Ausdruck hoffnungsloſer Fügung im Angeſicht. Sein Eigentümer iſt jener Kaufmann, den wir überholten, und deſſen Maultier ein Knabe trieb. Er wird um ſein Oſterlamm beneidet und Bahnbeamte treten hinzu, fühlen es ab nach Preis und Gewicht und Fettgehalt. Schließlich legt man das arme, unſäglich leidende, ſchwarze parnaſſiſche Lamm, mit zuſammengebundenen Füßen dicht an die Geleiſe, damit es leicht zu verladen iſt. Ich ſehe noch, wie es an ſeinen Feſſeln reißt und verzweifelt emporzuſpringen verſucht, als die Maſchine herandonnert und gewaltig an ihm vorüberdröhnt.

Wir haben Athen verlaſſen, um über Korinth, Mykene, Argos und andere klaſſiſchen Plätze ſchließlich nach Sparta zu gelangen. Am Nachmittag iſt Korinth erreicht, nach längerer Bahnfahrt, die uns nun ſchon bekannte Bilder wiederum vor die Augen geführt hat, darunter flüchtige und doch warme Eindrücke von Eleuſis, Megara, dem ſchönen Iſthmus und der Aeginetiſchen Bucht.

Ein Wagen führt uns unweit vom Rande des Golfes, dem Fuße von Akrokorinth entgegen, einer drohenden Felsmaſſe, die von den Reſten roher Befeſtigungen verunziert iſt.

Über den Golf herüber weht eine friſche, faſt nordiſche Luft, aus der Gegend des Helikon, deſſen leuchtender Gipfel ſchemenhaft ſichtbar bleibt. Der Wagen rollt auf ſchlechten Feldwegen zwiſchen grünen Saaten dahin.

Der korinthiſche Knabe hatte für Körper und Geiſt einen weiten, unſäglich mannigfaltigen Tummelplatz. Den furchtbarſten Burgfelſen über ſich, ſchwamm er im Lärm und Getriebe einer Hafenſtadt, die im weiten Kreiſe von grünen oder nackten Hügeln umgeben war. Überall erlangte ſein Blick die geheiligten Höhen der Götter- und Hirtenwelt, die wiederum bis in das Herz der Stadt hineinreichte. Für Wanderungen oder Fahrten taten ſich Peloponnes und Iſthmus auf und auf dieſem herrlichen Erdenfleck genoß er

die gleichsam geborgene Schönheit eines südlichen Alpensees und auch die grenzenlose Wonne des freieren Meeres.

Wir besteigen Pferde, und diese erklettern nun mühsam den Felsen von Akrokorinth, der mehr und mehr, je weiter wir an ihm hinaufkriechen, wie eine verdammte Stätte erscheint: ein düsteres Tor durch einen Ring von Befestigungsmauern, führt in ein ödes Felsenbereich.

Wir sind — die Pferde haben wir vor dem ersten Tore zurückgelassen! — einer zweiten Ringmauer gegenübergestellt, die abermals ein Tor durchbricht. Eilig klimmen wir weiter aufwärts: eine weißliche Sonne hat sich schon nahe bis an den Horizont herabgesenkt. Kalter Bergwind fegt durch ein zweites ungeheures Trümmerbereich, und wir finden uns vor dem engsten jener Mauerringe, die den Gipfel des Festungsberges einschließen. Diesen Gipfel erklettern wir nun durch ein drittes Tor. Es ist eine Wüstenei, ein Steinchaos. Fremd und schon halb und halb in Schatten gesunken, liegt die gewaltige Bergwelt des Peloponnes unter uns. Wir eilen, aus dieser entsetzlichen Zwingburg durch die Trümmerhöfe wieder hinabzukommen. Wirkliches Grauen, wirkliche Angst tritt uns an.

Nach den geheiligten Hügeln und Bergen, deren Bereich ich in den letzten Wochen betrat oder wenigstens mit dem Blick erreichte, ist dies der erste, der unter einem unabwendbaren Fluch verödet scheint.

Seltsam wie das bange Gefühl, was der nahende Abend einflößt, mit dem kleinen Kreis sonderbar banger Phantasiegestalten in Einstimmung ist, die für mich, seitdem ich ein bewußteres Leben führe, mit dem Namen Korinth verbunden sind. Schon vor etwa achtundzwanzig Jahren, während einer kurzen akademischen Studienzeit, drängten sich mir die rätselvollen Gestalten des Periander, seiner Gattin Melissa und des Lykophron, seines Sohnes, auf. Ich darf wohl

ſagen, daß die Tragödie dieſer drei Menſchen in ihrer unſäglich bitterſüßen Schwermut all die Jahre meine Seele beſchäftigt hat.

Periander! Meliſſa! Lykophron!

Periander, auf dem Burgfelſen hauſend, Tyrann von Korinth, allmählich ähnlich wie Saul, ähnlich wie der ſpartaniſche König Pauſanias, in einen finſteren Wahnſinn verſinkend. Leidend an jenem unausbleiblichen Schickſal großer Herrſchernaturen, die nach erreichtem Ziel von jenen Dämonen verfolgt werden, die ihnen dahin lockend voranſchritten. Er hatte die Einwohnerſchaft Korinths von den furchtbaren Felſen herunter terroriſiert und dezimiert. Er hatte Lyſide, die Tochter des Tyrannen Prokles, geheiratet, der zu Epidaurus ſaß. Die Gattin, zärtlich von ihm Meliſſa genannt, ward ſpäter von ihm aus unbekannten Gründen heimlich ermordet: zum wenigſten wurde ihr Tod Periandern zur Laſt gelegt. Prokles, Lyſidens Vater, ließ eines Tages vor den beiden inzwiſchen herangewachſenen Enkeln, Kypſelos und Lykophron, den Söhnen Meliſſens und Perianders, Worte fallen, die beſonders dem Lykophron eine Ahnung von dem Verbrechen des Vaters aufgehen ließen, und dieſe Ahnung bewirkte nach und nach zwiſchen Sohn und Vater den tiefſten Zerfall.

Der große Brite hat die Tragödie eines Sohnes geſchrieben, deſſen Mutter am Morde ihres Gatten, ſeines Vaters, beteiligt war. Er hat die pſychologiſchen Möglichkeiten, die in dem Vorwurf liegen, nicht bis zu jeder Tiefe erſchöpft. Wie denn ein ſolcher Gegenſtand ſeinem Weſen nach überhaupt unerſchöpflich iſt, derart zwar, daß er ſich ſelber in immer neuen Formen, aus immer neuen Tiefen manifeſtieren kann. Vielleicht iſt das Problem Periander Lykophron noch rätſelvoller und furchtbarer, als es das Rätſel Hamlets und ſeiner Mutter iſt. Dabei hat dieſer göttliche Jüngling Lykophron mit dem Dänenprinzen Ähnlichkeit... man könnte ihn als den korinthiſchen, ja den griechiſchen Hamlet bezeichnen.

Gleichwohl war in seiner Natur ein Zug von finstrer Entschlossenheit.

Während Periander in der wesentlichen Vereinsamung der Herrschbegier — denn der Herrschende will allein herrschen und wenn er auch andere Herrscher dulden muß, so erreicht er doch die Trennung von allen, das Alleinsein, immer gewiß. Er gräbt sich meistens jeden gemütischen Zufluß der Seele ab, wodurch sie denn, wie ein Baum bei Dürre, qualvoll langsam zugrunde geht.

Also während Periander, sagte ich, vereinsamt, als Herrscher von Korinth, in seinem Palast auf dem öden Burgfelsen, mit den Dämonen und mit dem Schatten Melissens rang, hatte sich Lykophron nicht nur von ihm abgekehrt, sondern von Grund aus alles und jedes, außer das Leben! was er ihm zu verdanken hatte — alles und jedes, was ihm durch Geburt an Glanz und Prunk mit dem Vater gemeinsam war, dermaßen gründlich von sich getan, daß er, obdachlos und verwahrlost, in den Hallen und Gassen des reichen Korinth umherlungernd, von irgendeinem anderen Bettler nicht mehr zu unterscheiden war.

Hier noch wurde er aber von dem allmächtigen Vater mit rücksichtsloser Strenge verfolgt, dann wieder mit leidenschaftlicher Vaterliebe; doch weder Härte noch Zärtlichkeit vermochten den qualvollen Trotz der vergifteten Liebe abzuschwächen.

Die Tat des Periander wurde mit dem Schicksale dieses Lykophron zum Doppelmord: zum Morde der Gattin und des Sohnes. Und hierin liegt die Eigenart der Tragik, die in der Brust Perianders wütete, daß er einen geliebten und bewunderten Sohn, das köstlichste Gut seines späteren Lebens, plötzlich und unerwartet durch den Fluch seiner häßlichen Tat vernichtet fand. Damit war ihm vielleicht der einzige Zustrom seines Gemütes abgeschnitten und das Herz des alternden Mannes ward von dem Grauen der großen Leere, der großen Öde umschränkt.

Ich bin überzeugt, daß tiefe Zwiste unter nahen Verwandten unter die grauenvollsten Phänomene der menschlichen Psyche zu rechnen sind. In solchen Kämpfen kann es geschehen, daß glühende Zuneigung und glühender Haß parallel laufen — daß Liebe und Haß in jedem der Kämpfenden gleichzeitig und von gleicher Stärke sind: das bedingt die ausgesuchten Qualen und die Endlosigkeit solcher Gegensätze. Liebe verewigt sie, Haß allein würde sie schnell zum Austrag bringen. Was könnte im übrigen furchtbarer sein, als es die Fremdheit derer, die sich kennen, ist?

Periander sendete Boten an das Totenorakel am Acheron, um irgendeine Frage, die ihn quälte, durch den Schatten Melissens beantwortet zu sehen. Melissa dagegen beklagte sich, statt Antwort zu geben und erklärte, sie friere, denn man habe bei der Bestattung ihre Kleider nicht mit verbrannt.

Als die Boten heimkehrten, hierher nach Korinth, konnte Periander nicht daran zweifeln, daß wirklich der Schatten Melissens zu ihnen geredet hatte, denn sie brachten in rätselhaften Worten die Andeutung eines Geheimnisses, dessen einziger Hüter Periander zu sein glaubte.

Durch dieses Geheimnis wurde ein perverses Verbrechen des Gatten verdeckt, der seine Gattin nicht allein getötet, sondern noch im Leichnam mißbraucht hatte: eine finstere Tat, die das schreckliche Wesen des Tyrannen gleichsam mit einem höllischen Strahle der Liebe verklärt.

Er ließ nun in einem Anfall schwerer Gewissensangst die Weiber Korinths, wie zum Fest in den Tempel der Hera berufen. Dort rissen seine Landsknechte ihnen gewaltsam Zierat und Festkleider ab und diese wurden zu Ehren Melissens und um ihren Schatten zu versöhnen, in später Totenfeier verbrannt.

Periander, Melissa, Lykophron. Es hat immer wieder, während beinahe dreier Jahrzehnte, Tage gegeben, wo ich diese Namen lebendig in mir, ja oft auf der Zunge trug. Sie waren es auch, die, Sehnsucht erweckend, vor mir her schwebten, als ich das erstemal den Anker gehoben hatte, um

hierher zu ziehen. Auch während der kleinen Schiffsreise jüngst, durch den Golf von Korinth, hat mein Mund zuweilen diese drei Namen lautlos geformt, nicht minder oft auf der Fahrt nach Akrokorinth. Und hier, im fröstelnden Schauder heftiger Windstöße, auf dem gespenstischen Gipfel des Burgfelsens, habe ich im kraftlosen Licht einer bleichen Sonne, die unterging, die fröstelnden Schatten Periander, Melissens und Lykophrons dicht um mich gespürt.

Unten, im Dämmer der Rückfahrt, während die Feldgeister über der in Gerstenhalmen wogenden Gräberstätte des alten Korinth sich zu regen beginnen, zuckt im Rädergeroll der nächtlichen Fahrt ein und das andere Bild der lärmenden alten Stadt vor der Seele auf. Mitunter ist alles plötzlich von einer so tosenden Gegenwart, daß ich Geschwätz und Geschrei des Marktes um mich zu hören glaubte, und alles dieses mit dem Anblick weiter abgelegener Felder verquickt, die sich rings um den übermächtig hineingelagerten, finsteren Gewalttäterfelsen wie Leichentücher weit umherbreiten.

Und ohne daß dieser tote Dämmer, dieses ewig teilnahmlose Gegenwartsbild verändert wird, sehe ich die Lohe der Totenfeier Melissens nächtlich hervorbrechen und fühle das Fieber, das die leidenschaftliche Kraft des großen Periander auf die Bewohner der geknechteten Stadt überträgt. Der Heratempel ist vom Geschrei der Weiber erfüllt, denen die Bravi die Kleider vom Leibe reißen, die Gassen vom Geschrei jener anderen, die nackt und beraubt entkommen sind. Nicht weit vom Tempel, den Blick in den rötlichen Schein der Feuersbrunst mit einem starren Lächeln gerichtet, steht Lykophron: durch Schmerz und die Wollust der Selbstkasteiung fast irrsinnig, das Antlitz durch Hunger und innere Wut verzerrt, aber in diesem Augenblick nicht nur vom Widerscheine des Feuers, sondern von einem bösen Triumphe verklärt. Rings lärmen und brüllen die Leute um ihn: es ist durch Verordnung Periander aufs strengste verboten, ihn anzureden.

Als aber am folgenden Tage Periander ſelbſt dies zu tun unternimmt, erhält er von ſeinem Sohne nur dieſe Antwort: man wird dich in Strafe nehmen, weil du mit Lykophron geſprochen haſt.

Gegen zwölf Uhr mittags, nachdem wir am Morgen Korinth verlaſſen haben, befinde ich mich in einer Herberge, von der aus man die argiviſche Ebene überſieht. Sie iſt begrenzt von gewaltigen peloponneſiſchen Bergzügen und augenblicklich durchbrauſt von einem heißen Wind, der in der blendenden Helle des Mittags die Saatfelder wogen macht.

Der Raum, in dem die Kuriere das Frühſtück auftragen, hat den geſtampften Boden einer Lehmtenne. Er iſt zugleich Kaufladen und Weinausſchank. Es riecht nach Kattun. Blaue Kattune ſind in den Wandregalen aufgeſtapelt. Dank den Kurieren, die in Athen eine Korporation bilden, herrſcht in den Herbergen, die ſie bevorzugen, eine gewiſſe Sauberkeit.

Ich bin vor die Tür des kleinen Wirtshauſes getreten. Die von den Bergen Arkadiens eingeſchloſſene Ebene iſt noch immer durchbrauſt von Sturm und ſteht noch immer in weißer Glut. In weißlich blendendem Dunſt liegt der Himmel über uns. Die Burg von Argos, Lariſſa, iſt in der Talferne ſichtbar, der Boden des Tals iſt in weite Gewände abgegrenzt, die teils von wogender Gerſte bedeckt, teils unbeſtellt und die trockene rote Scholle zeigend, daliegen.

Dieſe Landſchaft erſcheint auf den erſten Blick ein wenig kahl, ein wenig nüchtern in ihrer Weiträumigkeit. Ich bin nicht geneigt, ſie als Heimat jener blutigen Schatten anzuſprechen, die unter den Namen Agamemnon, Klytämneſtra, Aegiſth und Oreſtes ruhelos durch die Jahrtauſende wandern. Ihre Heimat war im Haupte des Äſchylos und des Sophokles.

Die Geſtalten der großen Tragödiendichter der Alten ſind von einem Element des Grauens getragen und in ihm

zu körperlosen Schatten aufgelöst. Es ist in ihnen etwas von den Qualen abgeschiedener Seelen enthalten, die durch die unwiderstehliche Macht einer Totenbeschwörung, zu einer verhaßten Existenz im Lichte gezwungen sind. Auf diese Weise wecken sie die Empfindung in uns, als stünden sie unter einem Fluch, der ihnen aber, so lange sie noch als Menschen unter Menschen ihr Leben lebten, nicht anhaftete. Der schlichte Eindruck einer realen landschaftlichen Natur bei Tageslicht widerlegt jeden Fluch und zwingt der bis zum Zerreißen überspannten Seele den Segen natürlicher Maße auf.

Den Tragikern bleibt in dieser Beziehung Homer vollkommen gesondert gegenübergestellt. Seine Dichtungen sind keine Totenbeschwörungen. Über seinen Gedichten ist nirgend das Haupt der Medusa aufgehängt. Gleicht das Gedicht des Tragikers einem Klagegesang — seines gleicht überall einem Lobgesang, und wenn das Kunstwerk des Tragikers von dem Element der Klage, wie von seinem Lebensblute durchdrungen ist, so ist das Gedicht Homers eine einzige Vibration der Lobpreisung. Die dichtende Klage und heimliche Anklage und das dichtende Lob, wer kann mir sagen, welches von beiden göttlicher ist?

Die Tragödie ist immer eine Art Höllenzwang. Die Schatten werden mit Hilfe von Blut gelockt, gewaltsam eingefangen und brutal, als ob sie nicht Schatten wären, durch Schauspieler ins reale Leben gestellt: da müssen sie nun nichts anderes als ihre Verbrechen, ihre Niederlagen, ihre Schande und ihre Bestrafungen öffentlich darstellen. Hierin verfährt man mit ihnen erbarmungslos.

Seit Beginn meiner Reise liegt mir eine wundervolle Stelle der Odyssee im Sinn. Der Sonnengott, dem man seine geliebte Rinderherde getötet hat, klagt die Frevler, die es getan haben, die Genossen des Odysseus, im Kreise der Götter an und droht, er werde, sofern man ihn nicht an den Tätern räche, fortan nicht mehr den Lebenden, sondern den Toten leuchten:

„Büßen die Frevler mir nicht vollgültige Buße des Raubes;
Steig' ich hinab in Aides Reich, und leuchte den Toten!"

Wer wollte dieſe erhabenſte und zugleich herrlichſte Drohung in ihren überwältigenden Aſpekten nicht empfinden. Es iſt nicht mehr und nicht weniger als der ganze Inhalt eines künftigen Welt-Epos, deſſen Dante geboren werden wird. Aber wenn nicht mit der ganzen apolliniſchen Lichtgewalt, ſo doch mit einem Strahle davon erſcheinen die Geſtalten Homers beglückt und ſind damit aus dem Abgrund der Toten zu neuem Leben geweckt worden und es iſt nicht einzuſehen, warum der Gott nicht auch dem dramatiſchen Dichter einen von ſeinen Strahlen leihen ſollte. Iſt doch das Dramatiſche und das Epiſche niemals rein getrennt, ebenſowenig wie die Tendenzen der Zeit und des Ortes. Und wer wüßte nicht, wie das Epos Homers zugleich auch das gewaltigſte Drama und Mutter zahlloſer ſpäterer Dramen iſt.

Wenn wir einen Durchbruch des apolliniſchen Glanzes in die Bereiche des Hades als möglich erachteten, ſo möchte ich die Tragödie, cum grano salis, mit einem Durchbruch der unterirdiſchen Mächte, oder mit einem Vorſtoß dieſer Mächte ins Licht vergleichen. Ich meine damit die Tragödie ſeit Äſchylos, von dem es heißt, daß er es geweſen iſt, der den Erinnyen Schlangen ins Haar geflochten hat.

Nehmen wir an, die Tragödie habe dem gleichen Inſtinkt gedient, wie das Menſchenopfer. Dann trat allerdings an Stelle der blutigen Handlung der unblutige Schein. Trotzdem in Wahrheit aber Menſchenblut nicht vergoſſen wurde, hatte die bange und ſchreckliche Wirkung an Macht gewonnen und ſich vertieft: derart, daß erſt jetzt eine chthoniſche Wolke gewaltſam laſtend und verdüſternd in den olympiſchen Äther ſtieg, deren grauenerregende Formen mit den homeriſchen Lichtgewölken olympiſchen Urſprungs rangen, und ſchließlich den ganzen Olymp der Griechen verdüſterten.

Wir brechen auf, um die Trümmer von Mykene und die unterirdiſchen Bauten zu ſehen, die man Schatzhäuſer nennt. Ich bin durchaus homeriſch geſtimmt, wie denn mein ganzes Weſen dem Homeriſchen huldigt, auch wenn ich nicht des wundervollen Schatzes gedenken müßte, der im Muſeum zu Athen geborgen liegt und der aus den Gräbern von Mykene gehoben iſt. Wo iſt das Blutlicht, mit dem Äſchylos und Sophokles durch die Jahrhunderte rückwärts dieſe Stätte beleuchteten? Es iſt von der Sonne Homers getilgt. Und ich ſehe in dieſem Augenblick die Greueltaten der Klytämneſtra, des Aegiſth und des Oreſt höchſtens mit den Augen des Menelaos in Sparta an, als er dem jugendlichen Telemach, der gekommen iſt, nach Odyſſeus, ſeinem Vater, zu forſchen, davon erzählt.

„Aber indeſſen erſchlug mir meinen Bruder ein anderer
Heimlich mit Meuchelmord durch die Liſt des heilloſen Weibes . . .
Dennoch, wie ſehr ich auch traure, bewein' ich alle nicht ſo ſehr
Als den einen . . .“

womit er Odyſſeus — nicht einmal Agamemnon! — meint den lange Vermißten.

Wer, der die kerngeſunde Königsidylle jenes Beſuches lieſt, den Telemach in Sparta abſtattet, könnte dagegen des Glaubens ſein, daß der erprobte Held, Mann und Bruder ſich ſophokleiſchen Blutträumen überlaſſen hätte? Zumal, wenn er ſagt:

„Laßt uns alſo des Grams und unſerer Tränen vergeſſen“

oder wenn Helena bei ihm ruhte, noch immer „Die Schönſte unter den Weibern.“

Das Löwentor, der mykenaiſche Schutthügel und die Hügel ringsum ſind von Sonne durchglüht und von Sturm umbrauſt. Überall füllt Duft von Thymian und Myrrhen die Luft. Ganz Griechenland duftet jetzt von Thymian und Majoran. In den Kalkſteintrümmern der alten Stadt ſchreien Eulen einander zu, wach und lebhaft, trotz hellblen-

dender Sonne. Weiß wie Schlacke liegt Trümmerstück an Trümmerstück.

Die Burg hat eine raubnestartige Anlage: in Hügeln versteckt und von höheren felsigen Bergen gedeckt, übersah sie das ganze rossenährende Argos. Zur Seite hatte sie eine wilde Kluft, die jeden Zugang verhinderte.

Es ist von eigentümlichem Reiz, sich nach den mykenaischen Gräberfunden in dieser Umgebung ein Leben in Üppigkeit und Luxus vorzustellen: Männer und Frauen, die sich schnürten, und besonders Frauen, deren Toiletten an Glanz und Raffinement der Toilette einer spanischen Tänzerin, die in einem Pariser Theater tanzt, gleichgekommen sind. Aber schließlich ist es wieder Homer, der überall den Sinn für Komfort und Luxus entwickelt und nie vergißt, Bäder, duftende Betten, reinliches Linnen, hohe und hallende Säle, Schmuck und Schönheit der Weiber, ja sogar den Wohlgeschmack des Getränks und der Speisen gebührend zu würdigen.

Die unterirdischen Kuppelbauten, die Pausanias Schatzhäuser nennt, sind ihrer eigentlichen Bestimmung nach noch heute ein Rätsel. Sie waren bekannt, wie es scheint, durch das ganze griechische Altertum und wahrscheinlich, so weit sie frei lagen, wie noch heute, erfüllt von Bienengesumm. Das „Schatzhaus des Atreus" ist vollkommen freigelegt. Die weiche, sausende Chormusik der kleinen honigmachenden Priesterinnen der Demeter, die den unterirdischen Bau erfüllt, verbreitet mystische Feierlichkeit. Sie scheinen im Halblicht der hohen Kuppel umherzutaumeln. Sie fliegen, an den unbestrittenen Besitz dieser Räume gewöhnt, gegen die Köpfe der Eintretenden. Ihr sonorer Flug bewegt sich mit Gehen und Kommen in eine niedrige Nebenkammer, die sehr wohl eine Grabkammer sein könnte. Aber die Menge der Schatzhäuser würde durch eine Bestimmung als unterirdische Tempelgräber, für Totenopfer und Totenkult, nicht

erklärt. Ich ſtelle mir aber gern inmitten dieſes ſogenannten Atreusſchatzhauſes einen Altar vor und das Feuer darauf, das den Raum erleuchtet und lärmend belebt und deſſen Rauch durch die kleine runde Öffnung der Kuppel abzieht und oben ſcheinbar aus der Erde ſelber hervordringt.

Drei Schimmel ziehen unſern Wagen im Galopp durch die Vorſtädte von Tripolitza in die arkadiſche Landſchaft hinaus. Der wolkenloſe Himmel iſt über weite Ackerflächen geſpannt, auf denen Reihen bunter, griechiſcher Landleute arbeiten. Der Tag wird heiß. Die Luft iſt erfüllt von Froſchgequak.

Nun, nach einer längeren Fahrt durch kleine Ortſchaften, verlaſſen wir die Ebene von Tegea. Die ſchöne Landſtraße ſteigt bergan, und ſtatt der Felder haben wir rötlich-graue Maſſen kahlen Geſteins zur Rechten und Linken, die ſpärlich mit Thymianſträuchern bewachſen ſind. Es beginnt damit ein Arkadien, das mehr einer Wüſtenei, als dem Paradieſe ähnlich ſieht. Nach einiger Zeit iſt in der Höhe ein Dorf zu ſehen, mit einigen langen, dünn belaubten Pappeln, die das Auge hungrig begrüßt. Nur wenig löſen ſich die Häuſer der Ortſchaft von ihrem ſteinigten Hintergrund, der mit ſchmalen Gartenſtreifen rötlicher Erde durchſetzt iſt.

Die Spitzen des Parnon werden zur Linken ſichtbar, auf denen der Schnee zu ſchwinden beginnt. Ein kühler Wind ſetzt ein und erquickt inmitten dieſer arkadiſchen Wüſte.

Ich hatte hier einen womöglich noch größeren Reichtum an Herden zu ſehen gehofft, als zwiſchen Parnaß und Helikon: aber auf weitgedehnten, endloſen Trümmerhalden und auf der Landſtraße begegnet nur ſelten Herde und Hirt. Die Gegend iſt arm und ausgeſtorben, die ehemals das waldreiche Paradies der Jäger und Hirten geweſen iſt.

Die Straße wendet ſich auf einer freien Paßhöhe rechts und tritt in das Gebiet von Lakonika. Der Taygetos liegt nun breit und mächtig mit weißen Gipfeln vor uns da.

Aus einer ärmlichen Schenke ertönt Gesang. Und zwar ist es eine Musik, die an das Kommersbuchtreiben deutscher Studentenkneipen erinnert. Die Stimmen gehören Gymnasiallehrern aus Sparta an, die, noch im Osterferien-Rausch, fröhlich dorthin zurückreisen.

Es erscheinen jetzt Acker, Gartenflächen, Wiesen und Bäume vasenartig. Die Erde zwischen Felsen und Bäumen ist rot, und hier und da stehen rötliche Wasserlachen.

Der Parnon verschwindet und taucht wieder auf. Die Gegend gewinnt, nachdem wir die Paßhöhe überschritten haben, an Großartigkeit. Einige der vielen steinigten Hochtäler, die man übersieht, zeigen Baumwuchs inselartig in ihrer Tiefe. Es ist mir, so lange mein Auge durch diese uferlosen, kochenden Wüsteneien schweift, als ob ich das traurig-nackte, ausgetrocknete Griechenland mit einem Mantel grüner Nadelwälder bedecken müßte, und meine Träumereien führen Armeen tätiger Menschen hierher, die vom sorglich gepflegten Saatkamp aus, in geduldiger Arbeit Arkadien aufforsten. Mit tiefem Respekt gedenke ich der zähen Kraft und Tüchtigkeit jener Männer und Frauen meiner engeren Heimat, auch derer mit krummgezogenem Rücken, die den Forst ernähren, mehr wie sie der Forst ernährt, und mit Staunen vergegenwärtige ich die Schöpferkraft, die in der harten Faust der Arbeit liegt.

Wir halten Rast. Die Herberge ist an eine Krümmung der Bergstraße gestellt. Unter uns liegt ein weites Tal, das der Taygetos mit einer Kette von Schneegipfeln mächtig beherrscht. Der Himmel glüht in einer fast weißen Glut. Hügelige Abhänge in der Nähe, von Olivenhainen bestanden, erscheinen ausgebrannt.

Unsere Herberge hat etwas Japanisches. Das Schilfdach über der schwankenden Veranda, auf der wir stehen, ist durch dünne Stangen gestützt. Unten klingeln die müden Pferde mit ihren Halsglöckchen. Die trinkfrohen Lehrer aus

Sparta haben uns eingeholt und ſitzen lärmend unten im Gaſtzimmer. Wir werden in ein oberes Zimmer geführt, deſſen Dielen dünn wie Oblaten ſind. Durch fingerbreite Fugen zwiſchen den Brettern können wir zu den Lehrern hinabblicken. Der Kurier trägt ein Frühſtück auf. Indeſſen ſchwelgen die Augen und ruhen zugleich im jungen Blättergrün eines Pappelbaums, der, vom heißen Winde bewegt, jenſeits der Straße ſchwankt und rauſcht.

Nachdem wir gegeſſen haben, ruhen wir auf der Veranda aus. Bei jedem Schritt, den wir etwa tun, ſchaukelt die ganze Herberge. Zwei Schwalben ſitzen nahe bei mir unter dem Schilfdach auf der Geländerſtange. Überall um uns iſt lebhaftes Fliegengeſumm.

Wir haben vor etwa einer Stunde das Chani verlaſſen, wo uns die Lehrer aus Sparta eingeholt hatten. Ihr Einſpännerwägelchen ſtand, als wir abfuhren, vor der Tür und wartete auf die indeſſen luſtig zechenden Gäſte. Sonderbar, wie in dieſem heißen, ſtillen und menſchenleeren Lande die brave Turnerfidelitas anmutete, die immer wieder in einem gewaltigen Rundgeſang gipfelte!

Die Straße beginnt ſich ſtärker zu ſenken. Wir fahren weite Schlingen und Bogen an tiefen Abſtürzen hin, die aber jetzt den Blick in eine immer reicher ausgeſtaltete Tiefe ziehen. Wir nähern uns der Gegend von Sparta, dem ſchönen Tal des Eurotas an.

Es iſt eine wundervolle Fahrt, durch immer reicher mit Wein, Feigenbäumen und Orangenhainen beſtandene Abhänge. Ziegen klettern zur Linken über uns und zur Rechten unter uns. Lieblich gelegene Anſiedelungen mit weißem Gemäuer mehren ſich, bis wir endlich das flache Adergeflecht des Eurotas und zugleich die weite Talſohle überblicken können.

Faſt wie Vögel ſenken wir uns aus gewaltiger Höhe auf das moderne Sparta herab, das, mit weißen Häuſern, aus

Olivenhainen, Orangengärten und Laubbäumen, weiß heraufleuchtet. Es ist mir dabei, als beginne das strenge und gleichsam erzene Wort Sparta, sich in eine entzückende, ungeahnte südliche Vision aufzulösen. Eine augenblendende Vision von Glanz und Duft.

Ich kann nicht glauben, daß irgendein Land an landschaftlichen Reizen und in der Harmonie solcher Reize mit dem griechischen wetteifern könnte. Es zeigt den überraschendsten Wechsel an Formen und überall eine bestrickende Wohnlichkeit. Man begreift sogleich, daß auch dieses Tal von Sparta eine festgeschlossene Heimat ist, mit der die Bewohner, ähnlich wie mit einem Zimmer, einem Hause verwachsen mußten.

Ich möchte behaupten, daß der Reichtum der griechischen Seele zum Teil eine Folge des eigenartigen Reichtums der griechischen Muttererde ist. Wobei ich von dem landschaftlichen Sinn der Alten den allerhöchsten Begriff habe. Natürlich nicht einem landschaftlichen Sinn in der Weise moderner Malerei, sondern als einer Art Empfindsamkeit, die eine Seele immer wieder zum unbewußten Reflex der Landschaft macht.

Zweifellos war die Phantasie im Geiste des Menschen die erste und lange Zeit alleinige Herrscherin, aber das im Wechsel der Tages- und Jahreszeiten feste Relief des Heimatsbodens blieb in einem gewissen Sinne ihr Tummelplatz. Was an bewegten Gestalten von ihr mit diesem Boden verbunden wurde, das hatte dieser Boden auch miterzeugt.

Das unbewußte Wirken des Geistes, im Kinde so wie im Greise, ist immer wesentlich künstlerisch, und Bildnertrieb ist eine allgemein verbreitete Eigenschaft, auch wo er sich nie dem äußeren Auge sichtbar kundgibt. Auch der Naivste unter den Menschen wohnt in einer Welt, an deren Entstehung er den hauptsächlichsten Anteil hat und die zu ergründen ebenso reizvoll sein würde, als es die Bereisung irgendeines unentdeckten Gebietes von Tibet ist. Unter diesen Naivsten aber ist wiederum keiner, der nicht das Beste, was er geschaffen

hat, mit Hilfe des kleinen Stückchens Heimat geschaffen hätte, dahinein er geboren ist.

Ich befinde mich im Garten eines kleinen Privathauses zu Sparta. Vor etwa einer Stunde sind wir hier angelangt. Ich habe mich beeilt, aus dem dürftigen Zimmerchen, das man uns angewiesen hat, wieder ins Freie zu gelangen. Es war eine sogenannte gute Stube, und es fehlte darin nicht einmal das Makartbukett.

Irgendwie, ich weiß zunächst nicht wodurch, bin ich in diesem Grasegarten an längst vergangene Tage erinnert. Eindrücke meines frühen Jünglingsalters steigen auf. Ich vergesse minutenlang, daß die verwilderte Rasenfläche unter meinen Füßen der Boden von Sparta ist. Dann kommt es mir vor, als wandle ich in jenem kleinen Obstgarten, der an das Gutshaus meines Onkels stieß, und etwas vom Tanze der nackten Mädchen Spartas und erster Liebe ginge mir durch den Kopf.

Es ist aber wirklich ein Garten in Sparta und nicht das Gehöft meiner guten Verwandten, wo ich jetzt bin. In der nahen Gartenzisterne quakt ein spartanischer Frosch, ich schreite an einer spartanischen Weißdornhecke hin und spartanische Sperlinge lärmen.

Auf der Konsole des Nußbaumspiegels, dessen sich das Quartier meiner Gastfreunde rühmen kann, fand ich unter anderen Photographien auch ein Bild, — das Bild eines hübschen ländlichen Mädchens! — das mir sogleich ins Auge fiel. Sie mag wohl längst gestorben sein oder ist etwa vor dreißig Jahren jung gewesen, um jene Zeit, als auch das Mädchen, an das ich mich jetzt erinnern muß, siebzehnjährig durch Garten, Hof und Haus meiner schlesischen Anverwandten schritt.

Die Bergwand des Taygetos ist zum Greifen nahe. Die Sonne versinkt soeben hinter die hohe Kammlinie und beinahe das ganze Tal des Eurotas ist in Schatten gelegt.

Die Landſchaft ringsum iſt zu dieſer Stunde zugleich heroiſch und anheimelnd.

Plötzlich finde ich mich mit lebhaftem Griechiſch angeredet. Ein Mann hat mich zwiſchen Stachelbeer- und Johannisbeerſträuchern entdeckt, iſt herzugetreten und ſetzt voraus, daß ich Griechiſch verſtehe. Kurze Zeit bin ich hilflos gegen ſeine neuſpartaniſche Zudringlichkeit, dann aber wird im Giebel unſeres Häuschens — das übrigens, windſchief, wie es iſt, von außen betrachtet unbewohnbar ſcheint — ein Fenſter geöffnet, und das ſchöne Mädchen, die ſchöne Spartanerin, noch ganz ſo jung, wie das Bild ſie zeigte, lehnt ſich heraus.

Der Mann von der Straße wird nun durch eine tiefe, ſonore Frauenſtimme zurecht-, das heißt aus dem Garten gewieſen, und ich habe, mit gebundener Zunge, Antlitz und Blick der hübſchen Spartanerin über mir.

„Gott grüß euch ſchönes Jungfräulein
„Wo bind ich mein Röſslein hin? —
„Nimm du dein Röſslein beim Zügel, beim Zaum,
„Binds an den Feigenbaum.“

Der irrationale Wunſch und Zwang, eine Stätte wie die des alten Sparta zu ſehen, erklärt ſich zwar nicht durch den Namen Lykurg, aber doch iſt es vor allem der Genius dieſes Namens, der Genius, deſſen Wirken eine ſo unvergleichliche Folge hatte, den man in dieſer Landſchaft ſucht. Man konnte nicht hoffen oder erwarten wollen, hier irgendein Jugendidyll, auch nur in Erinnerung, ſich erneuern zu ſehen: dennoch nimmt mich, ſtatt jeder hiſtoriſchen Träumerei, eine ſolche Erinnerung jetzt in Beſitz.

Nicht zweimal ſchwimmſt du durch die gleiche Welle, ſagt Heraklit, und es iſt nicht dieſelbe, die um mich und durch mich flutet, als jene Frühlingswoge, durch die ich vor Jahren geſchwommen bin: aber es iſt doch auch wieder etwas von ewiger Wiederkehr in ihr.

Ich ſage mir, daß Lykurg wiederum nichts weiter, als ein großer Hirte, ein großer Schäfer geweſen iſt, der den Nachwuchs ſeines Volkes in „Herde“ teilte. Daß ſeine Gedanken in der Hauptſache ſehr entſchloſſene Züchtergedanken geweſen ſind, wie ſie aus den Erfahrungen eines Hirtenlebens ſich ergeben und zwar mit Notwendigkeit. Lykurg, der trotzdem mit Delphi Verbindung hatte, war überwiegend ein Mann der kalten Vernunft, geſteh ich mir, und wußte, wie keiner außer ihm, das zeitliche Leben vom ewigen und ihre Zwecke rein zu ſondern. Allein durch alle dieſe Erwägungen vermag ich meine Seele nicht von dem ſpartaniſchen Ebenbilde meiner ländlichen Jugendliebe abzuwenden.

Jungens, nicht anders wie Jungens ſind, gucken über den Zaun, der hier allerdings von dem krebsſcherenartig, ſtachlig-grünen Gerank der Agave gebildet iſt. Sie ſind neugierig, werfen Steine in blühende Obſtbäume, ſuchen etwas für ihre Tatkraft, ſtören mich. Der gleiche Fall veranlaßte mich vor Jahren, an einem denkwürdigen Tage, aus begreiflichen Gründen zu vergeblicher Heftigkeit, dagegen gelang es dem deutſchen Urbilde der Spartanerin, das damals neben mir durch den Graſegarten ſchritt, die Knaben mit wenigen gütigen Worten zu bewegen, von ihren Störungen abzulaſſen.

Nun iſt das ſchöne Mädchen im Garten erſchienen. Ich grüße ſie und werde dann magiſch in die gleiche Richtung gezogen, die ſie eingeſchlagen hat, und durch dasſelbe Pförtchen im Heckenzaun, durch das ſie verſchwunden iſt.

Ich ſtehe auf einer kleinen begraſten Halbinſel hinter dem Garten, um die der ſtarke Bergbach eilig ſein klares und rauſchendes Waſſer trägt. Es kommt, eisfriſch, vom Taygetus. Kaum fünf Schritt von mir entfernt haben Zigeuner ihr Zelt aufgeſchlagen. Der Vater ſteht in gut erhaltener kretenſiſcher Tracht, mit ruhiger Würde, pfeiferauchend, am Bachesrand. Die Mutter, von zwei Kindern umſpielt, hockt an der Erde und ſchnitzelt Gemüſe für die Abendſuppe

zurecht, die allbereits über einem bescheidenen Feuerchen brodelt. Zwischen den braunen, halbnackten Kindern springt ein zähnefletschendes Äffchen umher: Dies alles, besonders das kleine Äffchen, wird mit kindlicher Freude bewundert von meiner Dorfschönen.

Ich sehe nun, sie ist kräftig gebaut und jünger, als ich nach dem Bilde, nach der Erscheinung am Fenster und nach den Lauten ihrer Stimme geurteilt hatte, wahrscheinlich nicht über fünfzehn Jahre alt. Sie erinnert mich an den derben Schlag der Deutsch-Schweizerin. Die Zigeunermutter hat, sobald sie meiner ansichtig wurde, ihrem singenden, springenden Lausetöchterchen das Tamburin zugeworfen, womit es sich augenblicklich klirrend vor mir im Tanze zu drehen beginnt. In der Freude darüber trifft sich mein Blick mit dem der jungen Spartanerin.

Inzwischen ist alles um uns her mehr und mehr in abendliche Schatten gesunken. Die Glocke einer nahen Kirche wird angeschlagen. Gebrüll von Rindern dringt von den dämmrigen Weideflächen am Fuß des Taygetus. Das ganze Gebirge ist nur noch eine einzige, ungeheure, blauschwarze Schattenwand, die, scheinbar ganz nahe, den Bach zu meinen Füßen zu speisen scheint, dessen Wasser blauschwarz und rauschend, wie flüssiger Schatten heranwandelt.

Grillen zirpen. Ein märchenhaftes Leuchten ist in der Luft. Kalte und warme Strömungen machen die Blätter der Pappeln und Weiden flüstern, die, zu ernsten, ja feierlichen Gruppen gesellt, die Ränder des breiten Baches begleiten.

Es ist ein Uhr nachts, aber in der Mondeshelle draußen herrscht trotzdem dämonischer Lärm. Hühner und Hähne piepsen und krähen laut, Hunde kläffen und heulen ununterbrochen. Mitunter klingt es wie Stimmen von Kindern, die mit lautem Geschrei lustig und doch auch gespenstisch ihr nächtliches Spiel treiben. In der Gartenzisterne quakt oder trillert immer der gleiche Frosch.

Die alten Spartaner befolgten jahrhundertelang eine Züchtungsmoral. Es hat den Anschein, als wenn die Moral des Lykurg in einem größeren Umfang noch einmal aufleben wollte. Dann würde sein kühnes und vereinzeltes Experiment, mit allen seinen bisherigen Folgen vielleicht nur der bescheidene Anfang einer gewaltigen Umgestaltung des ganzen Menschengeschlechtes sein.

Wenn etwas vorüber ist, so ist es am Ende für unsere Vorstellungskraft gleichgültig, ob es gestern geschah, oder vor mehr als zweitausend Jahren, besonders, wenn es menschlich voll begreifliche Dinge sind. Ob also die spartanischen Mädchen gestern nackt auf der Wiese getanzt haben, damit die Jünglinge ihre Zuchtwahl treffen konnten, oder vor dreitausend Jahren, ist einerlei. Ich nehme an, es sei gestern gewesen. Ich nehme an, daß man noch gestern hier die Willenskraft, den persönlichen Mut, die Disziplin, Gewandtheit, Körperstärke und jedwede Form der Abhärtung vor allem gepflegt und gewürdigt hat. Und daß meinethalben die Epheben noch heute nacht im Heiligtum des Phöbus, draußen auf den dämmrigen Wiesen, wo ich sie nicht sehe, wie unsre Zigeuner dem Monde, einen Hund opfern.

Ihr Gesetzgeber war Lykurg, ihr Ideal Herakles. Die Standbilder beider Heroen standen auf beiden Brücken, die über den Wassergraben zum Spielplatz bei den Platanen führten. Leider ging es auf eine sinnlose Weise roh, mit Treten, Beißen und Augenausbohren, bei diesen Ephebenkämpfen zu.

Immer noch herrscht im Mondschein draußen derselbe dämonische Höllenlärm. Durch Ort, Stunde, Mondschein und Reiseermüdung aufgeregt, bevölkert sich meine Phantasie mit einer Menge wechselnder Vorstellungen, gleichsam einem altspartanischen Gespenster- und Kirchhofsspuk. Bald sehe ich zappelnde Säuglinge im Taygetus ausgesetzt, bald löffle ich selbst bei der gemeinsamen öffentlichen Männer-

mahlzeit die greuliche, ſchwarze Suppe ein, bald bin ich gleichzeitig dort, wo ein Ephebe zu Ehren der Artemis nackt im Tempel gegeißelt wird und ſehe auf dem entfernten Stadion Odyſſeus mit den erſten Freiern der jungfräulichen Penelope wettlaufen.

Zaudern iſt, wie es ſcheint, ſchon damals eine Schwäche des edlen Weibes geweſen: ich führe auch die Mißwirtſchaft der Freier, im Hauſe des Gatten, auf ſie zurück. Ikarios, der Vater Penelopes, wollte ſie aus dem Elternhauſe in Sparta nicht mit Odyſſeus ziehen laſſen und folgte dem Paare, als es nun doch nicht zurückzuhalten war, im Wagen nach. Dem Odyſſeus aber, der das Herz ſeines Weibes noch auf der Reiſe ſchwankend ſah, iſt, nach einem Bericht des Pauſanias, die Geduld geriſſen, und er hat kurzer Hand ſeinem Weibe an einer gewiſſen Stelle des Weges zur Wahl geſtellt: entweder nun entſchloſſen mit ihm nach Ithaka, oder mit ihrem Vater und einem Abſchied für immer wieder nach Sparta heimzureiſen.

Der Spuk der Nacht iſt dem Lichte des Tages gewichen. Unten im Garten graſen Ziegen und eine Kuh. Das Zigeunermädchen ſucht nach irgend etwas die Hecken ab. Man hört drei- oder viermal die Pauke der Zigeuner anſchlagen. Es iſt kein Tropfen Tau gefallen in der Nacht. Ich ſchreite trockenen Fußes durchs hohe Gras.

Der Zigeuner und ſeine Frau hocken auf Decken vor ihrem Zelt. Er hat den roten Schal des Kretenſers bereits um die Hüften und ſchmaucht behaglich, indes die zerlumpte Gattin Knöpfe an ſeiner geöffneten Weſte, mit Zwirn und Nadel, ſorgſam feſtmacht. Der Bergfluß rauſcht um die Lagerſtatt.

Herr Allan J. B. Wace, Pembroke College, Cambridge, hat die Freundlichkeit, uns im kleinen Muſeum von Sparta mit Erklärungen an die Hand zu gehen. Er geleitet uns durch ausgedehnte Olivenhaine, trotz brennender Sonnen-

glut, zur Ausgrabungsstätte am Eurotas. Zu hunderten, ja zu tausenden werden hier in den Fundamenten eines Athenatempels Figürchen nach Art unserer Bleisoldaten aufgefunden. Diese Figürchen, von denen viele zutage lagen, so daß die spartanischen Kinder mit ihnen spielten, verrieten das unterirdische Heiligtum.

Gegen Mittag besteigen wir Maultiere, nicht ohne Mühe, weil diese spartanischen Mulis besonders tückisch sind. Die schöne Tochter unseres Gastfreundes, die uns noch gestern abend, mit tremolierender Stimme etwas zur Laute sang, lehnt im Fenster der kleinen Baracke, nicht sehr weit über uns, und beobachtet die Vorbereitungen für unsere Abreise mit kalter Bequemlichkeit. Das hübsche, naive Kind von gestern, dessen Gegenwart mir die Erinnerung eines zarten Jugendidylls erneuern konnte, ist nur noch eine träge, unempfindliche Südländerin.

Ich erinnere mich — und schon ist dieses Gestern wieder Erinnerung! — wie mir die Kleine nochmals im Garten begegnete, mir ins Gesicht sah und mich anlachte, mit einer offenen Lustigkeit, die keine Schranke mehr übrig läßt. Nun aber blickt sie über mich fort, als ob sie mich nie gesehen hätte, mit vollendeter Gleichgültigkeit.

Wir frühstücken gegen ein Uhr mittags im Hofe eines byzantinischen Klosters — einer Halbruine unter Ruinen! — an den steilen Abhängen der Ruinenstätte Mistra.

Der quadratische Hof ist an drei Seiten von Säulengängen umgeben. Sie tragen eine zweite, offene Galerie. Die vierte Seite des Hofes ist nur durch eine niedrige Mauer vom Abgrund getrennt und eröffnet einen unvergleichlichen Blick in die Ferne und Tiefe des Eurotastales hinab.

Den kurzen Ritt von Sparta herauf haben wir unter brennender Sonne zurückgelegt. Hier ist es kühl. Eine Zypresse, uralt, ragt jenseits der niedrigen Mauer auf. Sie hat

ihre Wurzeln hart am Rande der Tiefe eingeſchlagen. Ich ſuche den Lauf des Eurotas und erkenne ihn an ſeiner Begleitung hoher und friſchgrüner Pappeln. Ich verfolge ihn bis zu dem Ort, wo das heutige Sparta liegt: mit ſeinen weißen Häuſern in Olivenwäldern, unter Laubbäumen halb verſteckt.

Dieſes mächtige, überaus glanzvolle ſüdliche Tal, mit den fruchtreichen Ebenen ſeiner Grundfläche, widerſpricht dem ſtrengen Begriff des Spartanertums. Es iſt vielmehr von einer großgearteten Lieblichkeit und ſcheint zu ſorgloſem Lebensgenuſſe einzuladen.

Herr Adamantios Adamantiu, Ephor der Denkmäler des Mittelalters in Miſtra, ſtellt ſich uns vor und hat die Freundlichkeit, ſeine Begleitung durch die Ruinen anzutragen. Seine Mutter und er bewohnen einige kleine Räume eben desſelben ausgeſtorbenen Kloſters, in dem wir jetzt ſind.

Oben, auf einer der Galerien, hat ſich ein luſtiger Kreis gebildet. Es ſind die gleichen, lebensluſtigen Pädagogen, denen wir bereits auf dem Wege nach Sparta mehrmals begegnet ſind. Sie befinden ſich noch immer im Enthuſiasmus des Weins und ſingen unermüdlich griechiſche, italieniſche, ja ſogar deutſche Trinklieder.

Ich kann nicht ſagen, daß dieſer Studentenlärm nach deutſchem Muſter, mir an dieſer Stätte beſonders willkommen iſt, und doch muß ich lachen, als einer der fröhlichen Zecher, ein älterer Herr, im weinſelig-rauhen Sologeſang ausführlich darlegt, daß er weder Herzog, Kaiſer noch Papſt, ſondern, lieber als alles, Sultan ſein möchte.

Der lebensluſtige Sänger, ſpartaniſcher Gymnaſialprofeſſor, ſpricht mich unten im Hofe an. Er macht mir die Freude, zu erklären, ich ſei ihm ſeit lange kein Unbekannter, was mir begreiflicherweiſe hier, an dem entlegenen Abhange des Taygetus, ſeltſam zu hören iſt.

Die Herren Lehrer haben Abſchied genommen und ſich entfernt. Herr Adamantios Adamantiu hat mittels eines altertümlichen Schlüſſels ein unſcheinbares Pförtchen geöffnet und wir ſind, durch einen Schritt, aus dem hellen Säulengang in Dunkelheit und zugleich in ein liebliches Märchen verſetzt.

Der blumige Dämmer des kleinen geheiligten Raumes, in den wir getreten ſind, iſt erfüllt von dem Summen vieler Bienen. Es ſcheint, die kleinen heidniſchen Prieſterinnen verwalten ſeit lange in dieſer verlaſſenen Kirche Chriſti allein den Gottesdienſt. Allmählich treten Gold und bunte Farben der Moſaiken mehr und mehr aus der Dunkelheit. Die kleine Kanzel, halbrund und graziös, erſcheint, mit einer bemalten Hand verziert, die eine zierliche, bunte Taube, das Symbol des heiligen Geiſtes, hält.

Dieſes enge, byzantiniſche Gotteshaus iſt zugleich im zarteſten Sinne bezaubernd und ehrwürdig. Man findet ſich nach dem derben Schmollistreiben der Herren Lehrer ganz unvermutet plötzlich in ein unterirdiſches Wunder der Scheherazade verſetzt, gleichſam in eine liebliche Gruft, eine blumige Kammer des Paradieſes, abgeſchieden von dem rauhen Treiben irdiſcher Wirklichkeit.

Herr Adamantios Adamantiu, der Ephor, liebt die ihm anvertrauten Ruinen mit Hingebung, und was mich betrifft, ſo empfinde ich ſchmerzlich in dieſem Augenblick, daß ich mich ſchon im nächſten von dem reinen Vergnügen dieſes Anblicks trennen muß. Reichtum und Fülle köſtlichen Schmucks wird hier vollkommener Ausdruck des Traulichſten, Ausdruck der Einfalt und einer blumigen Religioſität. Das byzantiniſche Täubchen am Rande der Kanzel verkörpert ebenſowohl einen häuslichen, als den heiligen Geiſt.

Es ſcheint, daß Herr Adamantios Adamantiu keinen heißeren Wunſch im Herzen trägt, als dauernd dieſe Ruinen zu hüten: und ich bin überraſcht, im Laufe der Unterhaltung wahrzunehmen, wie ſehr verwandt der Geiſt des lauteren Mannes mit jenem iſt, der dieſes Kirchlein ſchuf und erfüllt.

Mit leuchtenden Augen erklärt er mir, daß ich, glücklicher als der große Goethe, diese Stätten mit leiblichen Augen sehen kann, wo Faust und Helena sich gefunden haben.

In dieses Heiligtum gehört keine Orgel noch Bachsche Fuge hinein, sondern durchaus nur das Summen der Bienen, die von den zahllosen Blüten der bunten Mosaiken Nektar für ihre Waben zu ernten scheinen.

Sparta und Helena scheinen einander auszuschließen. Was sollte ein Gemeinwesen mit der Schönheit als Selbstzweck beginnen, wo man den Wert eines Suppenkochers höher als den eines Harfenspielers einschätzte? Was hätte Helena mit der spartanischen Strenge, Härte, Roheit, Nüchternheit und Tugendboldigkeit etwa gemein?

Ein junger Spartaner rief, als man beim Gastmahl eine Lyra herbeibrachte: Solche Tändeleien treiben sei nicht lakonisch. Wer möchte nun, da Helena und die Leier Homers nicht zu trennen sind, behaupten wollen, daß Sparta Helenen eine wirkliche Heimat sein konnte?

Herr Adamantios Adamantiu geleitet uns stundenlang auf mühsamen Fußpfaden durch die fränkisch-byzantinisch-türkische Trümmerstadt, die erst im Jahre 1834 durch Ibrahim Pascha zerstört worden ist. Das alte Mistra war an die schwindelerregenden Felswände des Taygetus wie eine Ansiedelung von Paradiesvogelnestern festgeklebt. Einzelne Kirchen werden durch wenige Arbeiter unter Aufsicht des Herrn Ephoren sorgsam, Stein um Stein, wieder hergestellt: Baudenkmäler von größter Zartheit und Lieblichkeit, deren Zerstörung durch die Türken einen unendlich beklagenswerten Verlust bedeutet.

Überall von den Innenwänden der Tempel spricht uns das Zierliche, Köstliche, Höfische an, in dem sich der Farbenreichtum des Orients mit dem zarten Kultus der Freude des deutschen Minnesanges durchdrungen zu haben scheint. Die Reste herrlicher Mosaiken, soweit sie der Brand und die

Spieße der Türken übriggelaſſen haben, ſcheinen, auch wenn ſie heilige Gegenſtände behandeln, nur immer die Themen: Ritterdienſt, Frauendienſt, Gottesdienſt durcheinander zu flechten.

Mittels eines naſſen Schwammes bringt der Herr Ephor, auf einer Leiter ſtehend, eigenhändig die erblindeten Moſaiken zu einem flüchtigen Leuchten im alten Glanz.

„Ein innerer Burghof, umgeben von reichen, phantaſtiſchen Gebäuden des Mittelalters" iſt der Schauplatz, in dem Helena ſich gefangen fühlt, bevor ihr Fauſt, im zweiten Teil des gleichgenannten Gedichts, in ritterlicher Hoftracht des Mittelalters entgegentritt. Und mehr als einmal umgibt mich hier das Urbild jener geheiligten Szenerie, darin ſich die Vermählung des unruhig ſuchenden deutſchen Genius mit dem weiblichen Idealbild griechiſcher Schönheit vollzog.

Herr Adamantios Adamantiu, der etwa dreißig Jahre alt und von zarter Geſundheit iſt, ſtellt uns auf einer der Galerien des Kloſterhofes ſeiner würdigen Mutter vor. Dieſe beiden lieben Menſchen und Gaſtfreunde wollen uns, wie es ſcheint, nicht mehr fortlaſſen. Die Mutter bietet meiner Reiſegefährtin für die Nacht ihr eigenes Lager an, ihr Sohn dagegen das ſeine mir.

Von ſeinem Zimmerchen aus überblickt man die ganze Weite und Tiefe des Eurotastales, bis zu den weißen Gipfeln des Parnon, die hineinleuchten: das Zimmer ſelber aber iſt klein, und enthält nichts weiter als ein kleines Regal für Bücher, Tiſch, Stuhl und Feldbettſtelle, dazu im Winkel ein ewiges Lämpchen unter einem griechiſch-katholiſchen Gnadenbild. Natürlich, daß in einem verlaſſenen Kloſter die Fenſter undicht, die Wände ſchlecht verputzt — und daß in den rohen Bretterdielen klaffende Fugen ſind.

Ganz Sohnesliebe, ganz Vaterlandsliebe und ganz von ſeinem beſonderen Beruf erfüllt: der Pflege jener vaterländiſchen Altertümer! bringt Herr Adamantios Adamantiu

in weltentsagender Tätigkeit seine jungen Jahre zu und beklagt es, daß manche seiner Mitbürger so leicht die mütterliche Scholle aufgeben mögen, die ihrer Kinder so sehr bedarf.

Der hingebungsvolle Geist dieses jungen Griechen erweckt in meiner Seele wärmste Bewunderung und ich rechne die Begegnung mit ihm zu den schönsten Ereignissen meiner bisherigen Reise durch Griechenland. Wie er unverdrossen und mit reinster Geduld Werkstück um Werkstück aus dem Schutt der Verwüstung zu sammeln sucht, um in mühsamen Jahren hier und da etwas Weniges liebevoll wieder herzustellen, von der ganzen, beinahe in einem Augenblicke vernichteten, unersetzlichen Herrlichkeit, das legt von einem Idealismus ohnegleichen Zeugnis ab.

Wir nehmen Abschied von unsern Wirten, um noch vor Einbruch der Nacht den Ritt bis Tripi zu tun: Tripi am Eingang jener mächtigen Schlucht, die sich in die Tiefe des Taygetus fortsetzt, den wir übersteigen wollen.

Unsere Maultiere fangen wie Ziegen oder Gemsen zu klettern an: bald geht es fast lotrecht in die Höhe, bald ebenso lotrecht wieder hinab, so daß ich mitunter die Überzeugung habe, unsere Tiere hätten den eigensinnigen Vorsatz gefaßt, um jeden Preis auf dem Kopfe zu stehen. Wenn man, mit den Blicken vorauseilend, als Unerfahrener die drohenden Schwierigkeiten des Weges im Geiste zu überwinden sucht, so glaubt man mitunter verzagen zu sollen, denn es eröffnet sich scheinbar nur selten für ein Weiterkommen die Möglichkeit.

Aber das Maultier nimmt mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit jedes Hindernis: über Böschungen rutschen wir an steinige Bäche hinunter und jenseits des Wassers klettern wir wieder empor. In einem Bachbett steigen wir lange Zeit von einem kantigen Block zum andern bergan und zwar bereits von der Dunkelheit überrascht, bis wir das Wasser am Aus-

gang der Langada in dem ſteilen Tale von Tripi rauſchen hören. Über eine Gerölhalde geht es alsdann in gefährlicher Eile hinab, bis wir, die Lichter von Tripi vor Augen, auf einer breiten, geſicherten Straße geborgen ſind.

Gegen vier Uhr des Morgens wecken mich die Nachtigallen von Tripi. Ich glaube, daß alle Singvögel der ganzen Welt den Aufgang der Sonne mit einem kurzen Konzert begrüßen. Zweifellos iſt dies Gottesdienſt.

Unſer Haus iſt in ſchwindelerregender Höhe über der Talwand erbaut. Wir haben in einem Raume übernachtet, der drei Wände von Glas ohne Vorhänge hat. Büſche reichen bis zu den Fenſtern. Mächtige Wipfel alter Laubbäume ſind unter uns und bekleiden die ſteilen Wände der Schlucht.

Während das einſame Licht zunimmt, ſchlagen die Nachtigallen lauter aus dem Abgrund herauf. Nach einiger Zeit beginnen alle Hähne des Dorfes einen lauten Sturm, der die Nachtigallen ſofort verſtummen macht.

Auf einem Felſen, ſcheinbar unzugänglich, inmitten der Schlucht, erſcheint die Kirche von Tripi im Morgenlicht. Die Pfade von Tripi, die ganze Anlage dieſes Ortes ſind ebenſo maleriſch wie halsbrecheriſch.

Die Maultiere klettern ſchwindelerregende Pfade. Sie halten ſich meiſtens am Rande der Abgründe. Die Langada beginnt großartig, aber kahl und baumlos. Die Geſteinmaſſen des Bachbettes, auf dem Grunde der gewaltigen Schlucht, liegen bleich, verwaſchen und trocken da. Das Tal iſt tot. Kein Vogellaut, kein Waſſerrauſchen!

Indem wir ein wenig höher gelangen, zeigt ſich geringe Vegetation. Einige Vögel beginnen zu piepſen. Nach einiger Zeit fällt uns der Ruf eines Kuckucks ins Ohr.

Weiter oben erſchließt ſich ein Tal, auf deſſen Sohle lebendiges Waſſer rauſcht. Wir ſteigen in dieſes Tal, das eigentlich eine Schlucht iſt, hinunter. Die Abhänge ſind von Ziegen-

herden belebt. Eng in die Felswände eingeschlossen, schallen die Herdenglocken laut.

Bis hierher war es, trotz der Frühe, ziemlich heiß. Nun werden wir von erquickenden Winden begrüßt. Erfrischt von der gleichen Strömung der Luft, winken die grünen Wedel der Steineichen von den Felsspitzen. Plötzlich haben wir nickende Büsche überall. Efeuranken klettern wohl hundert Meter und höher die Steinwand hinauf.

Immer wasserreicher erscheinen die Höhen, in die wir aufdringen. Mehrmals werden reißende Bäche überquert. Eine erste, gewaltige Kiefer grüßt vom Abhange. Anemonen, blendend rote, zeigen sich. Kleine Trupps zarter Alpenveilchen. Aus Seitenschachten stürzen klare Wasser über den Weg und ergießen sich in das Sammelbett des größeren Baches.

Wir halten die erste Rast, etwa 2300 Meter hoch im Taygetus, unter einem blühenden Kirschbaum vor der Herberge, genannt zur kleinen Himmelsmutter. Der Bergstrom rauscht. Kirschblüten fallen auf uns herunter. Wir haben herrliche Abhänge gegenüber, die mit starken Aleppokiefern bewaldet sind.

Es ist köstlich hier, entzückend der Blick durch die tiefgesenkten Blütenzweige in die ebenso wilde als wonnige Bergwelt hinein.

Man fühlt hier oben das unbestrittene Reich der göttlichen Jägerin Artemis, die in Lakonien vielfach verehrt wurde. Hier ist für ein freies, seliges Jägerleben noch heut der eigentlich arkadische Tummelplatz. Hier oben fanden auch Opfer statt. Und zwar jene selben Sonnenopfer, die bei den alten Germanen üblich gewesen sind und bei denen die Spartiaten, nicht anders wie unsere Vorfahren, Pferde schlachteten.

Wir haben den Hochpaß überstiegen und nach einem ermüdenden Ritt, meist steil bergab, das Dörfchen Lada erreicht. Ein Bergstrom hat die steinige Straße der Ortschaft mit seinen stürzenden Wellen überschwemmt und niemand denkt daran, ihn in sein Bett zurückzuleiten. Mit Ausnahme

eines kleinen Bezirks um die Anſiedelungen Ladas, iſt das weite Tal eine einzige Steinwüſte.

Träge, faſt unwillig, öffnet auf das Klopfen unſeres Führers eine derbe, blonde, noch nicht zwanzigjährige Bäuerin die Tür zur Herberge. Ein Ferkel wühlt zwiſchen Tiſch und Bank, in einem finſteren, kellerartigen Raum, deſſen Hintergrund ein Lager mit gewaltigen Fäſſern ausfüllt. In einer hölzernen Schlachtermulde auf dem Tiſche ſchläft ein neugebornes Kind.

Die Jachten der Königin von England und des Königs von Griechenland liegen im Hafen zur Abfahrt bereit. Eben hat ſich die „Galata“ des Norddeutſchen Lloyd in Bewegung geſetzt, die uns nach Konſtantinopel führen ſoll. Die Häuſer des Pyräus ſtehen im weißen Licht.

Athen iſt das Licht, das Auge, das Herz, das Haupt, die atmende Bruſt, die Blüte von Griechenland: heute des neuen, wie einſt des alten! Ich empfand das lebhaft, trotz aller großen Landſchaftseindrücke meiner peloponneſiſchen Fahrt, als ich nach ununterbrochener Reiſe von Kalamata wieder hier anlangte. Athen iſt durch ſeine Lage geſchaffen, und Griechenland ohne Athen wäre niemals geworden, was es war und was es uns iſt. Der freie attiſche Götterflug hat den freien attiſchen Geiſtesflug hervorgerufen.

Indem wir, Abſchied nehmend, die Küſte zur Linken, hingleiten, vorüber an dem kleinen Hafen Munichia, vorbei an den Siedelungen von Neu-Pharleron, ſteigt noch einmal das ganze attiſche Wunder vor uns auf.

Dieſer Hymettos, dieſer Pentele, dieſer Lykabettos, dieſer Fels der Akropolis ſind keine Zufälligkeit. Alles dieſes trägt den Adel ſeiner Beſtimmung im Angeſicht.

Wir trinken gierig den Hauch des herrlichen Götterlandes, ſolange er noch herüberdringt und ſaugen uns mit den Blicken in ſeine ſilberne Anmut feſt, bis alles unſeren Augen entſchwindet.

Atlantis

Roman

Copyright 1912 S. Fiſcher, Verlag, Berlin.

Der deutsche Post- und Schnelldampfer „Roland“ verließ Bremen am 23. Januar 1892. Er war eines der älteren Schiffe der Norddeutschen Schiffahrtsgesellschaft, unter denen, die den Verkehr mit New York vermittelten.

Die Bemannung des Schiffes bestand aus dem Kapitän, vier Offizieren, sechs Maschinisten, einem Proviant- und einem Zahlmeister, einem Proviant- und einem Zahlmeister-Assistenten, dem Ober-Steward, dem zweiten Steward, dem Oberkoch und dem zweiten Koch und schließlich dem Arzt. — Außer diesen Leuten, denen das Wohl des gewaltigen, schwimmenden Hauses anvertraut war, waren Matrosen, Stewards, Stewardessen, Küchengehilfen, Kohlenzieher und andere Angestellte an Bord, mehrere Schiffsjungen und eine Krankenpflegerin.

Das Schiff führte von Bremen aus nicht mehr als hundert Kajütpassagiere. Das Zwischendeck war mit etwa vierhundert Menschen belegt.

Auf diesem Schiff wurde für Friedrich von Kammacher von Paris aus telegraphisch ein Kajütplatz belegt. Eile tat not. Der junge Mann mußte, kaum anderthalb Stunden, nachdem ihm ein Platz gesichert war, den Schnellzug besteigen, mit dem er dann gegen zwölf Uhr nachts in Le Havre anlangte. Von hier aus trat er die Überfahrt nach Southhampton an, die ohne Zwischenfall vor sich ging und die er in der Koje eines schrecklichen Schlafsaales verschlief.

Bei Morgengrauen war er an Deck, als die Küsten Englands sich, einigermaßen gespenstisch, mehr und mehr annäherten, bis schließlich der Dampfer in den Hafen Southhamptons einlief, wo Friedrich den „Roland“ erwarten sollte.

Im Schiffsbureau sagte man ihm: Es l'ege am Kai ein kleiner Salondampfer zur Abfahrt bereit, die dann erfolge, sobald der „Roland“ draußen gesichtet werde. Man empfahl Herrn von Kammacher, sich gegen Abend mit Sack und Pack auf eben diesem Salondampferchen einzufinden.

Er hatte nun viele müßige Stunden vor ſich, in einer fremden und öden Stadt. Dabei war es kalt, zehn Grad unter Null. Er entſchloß ſich, ein Gaſthaus aufzuſuchen und, wenn irgend möglich, einen beträchtlichen Teil der Zeit zu verſchlafen.

In einem Schaufenſter ſah er Zigaretten von Simon Arzt in Port Said ausgelegt. Er ging in den kleinen Laden, den gerade eine Magd auskehrte, und kaufte mehrere hundert Stück davon.

Dies war eigentlich mehr ein Akt der Pietät, als daß er beſondere Raucherfreuden geſucht hätte.

Friedrich von Kammacher trug ein Portefeuille aus Krokodilshaut in der Bruſttaſche. Dieſes Portefeuille enthielt, unter andren Papieren, auch einen Brief, den Friedrich vor kaum vierundzwanzig Stunden erhalten hatte. Er lautete ſo:

Lieber Friedrich!

Es hat nichts geholfen. Ich bin aus dem Sanatorium im Harz als ein verlorener Mann in das Haus meiner Eltern zurückgekehrt. Dieſer verfluchte Winter im Heuſcheuer Gebirge! Ich hätte nicht ſollen nach meiner Rückkehr aus tropiſchen Gegenden gleich einem ſolchen Winter in die Klauen geraten. Das Schlimmſte war allerdings der Pelz meines Kollegen, dieſes verfluchte Möbel, das der Oberteufel in der Hölle beſonders verbrennen ſoll, und dem ich den ganzen Hundejammer verdanke: lebwohl! Ich habe mich natürlich auch mit Tuberkulin ſpritzen laſſen und daraufhin beträchtlich Bazillen geſpuckt. Enfin: es ſind noch genug zurückgeblieben, um mir den baldigen Exitus letalis zu gewährleiſten.

Nun aber das Weſentliche, mein guter Freund. Ich muß meinen Nachlaß regeln. Da finde ich nun, ich ſchulde Dir dreitauſend Mark. Du haſt es mir ſeinerzeit ermöglicht, mein ärztliches Studium zu vollenden, das mich nun allerdings recht elend im Stiche läßt. Doch dafür kannſt

Du natürlich nichts, und es ist auch kurios genug, daß jetzt, wo alles verloren ist, mich gerade die schlimme Erkenntnis besonders quält, Dir leider gar nichts vergelten zu können. — Sieh mal: mein Vater ist ein städtischer Hauptlehrer, der seltsamerweise etwas erspart, aber dafür auch, ohne mich, fünf unversorgte Kinder hat. Er betrachtete mich als sein Kapital und wandte an mich beinahe mehr, als zulässig war, in der Hoffnung auf reichliche Zinsen. Heute sieht er, als praktischer Mann, Kapital und Zinsen verloren.

Kurz: er ängstet sich vor Verbindlichkeiten, die leider nicht mit mir hinübergehen in die — Pfui! Pfui! Pfui! — (dreimal ausspucken!) — bessere Welt. Was soll ich tun? Würdest Du auf die Rückzahlung meiner Schuld verzichten können?

Übrigens war ich schon einige Male fast hinüber, alter Freund. Und es bleiben für Dich Aufzeichnungen über den Verlauf solcher Zustände, die vielleicht wissenschaftlich nicht ohne Interesse sind. Sollte es mir, nach dem großen Moment, aus dem Jenseits irgend möglich sein, mich bemerklich zu machen, so hörst Du später noch mehr von mir.

Wo bist Du eigentlich? Lebewohl! In den fulminanten Orgien meiner nächtlichen Träume schaukelst Du nämlich immer auf hoher See. Willst Du vielleicht auch Seereisen machen?

Es ist Januar. Liegt nicht wenigstens ein gewisser Vorteil darin, wenn man das Aprilwetter nicht mehr zu fürchten braucht? — Ich drück Dir die Hand, Friedrich Kammacher!

Dein Georg Rasmussen.

Diesen Brief hatte der Empfänger von Paris aus sogleich telegraphisch beantwortet, in einem Sinne, der dem heroisch sterbenden Sohn die Sorge um seinen gesunden Vater vom Herzen nahm.

Im Readingroom von Hofmanns Hotel am Hafen schrieb Friedrich die Antwort für den sterbenden Freund:

Lieber Alter!

Meine Finger sind klamm. Ich tauche eine geborstene Feder unermüdlich in schimmelige Tinte. Wenn ich aber nun nicht schreibe, so kannst Du früher als in drei Wochen von mir keine Nachricht erhalten: denn ich gehe heut abend an Bord des „Roland" von der Norddeutschen Schiffahrtsgesellschaft.

Deine Träume scheinen mir wirklich nicht ohne zu sein, denn es ist ganz ausgeschlossen, daß Dir jemand von meiner Seereise etwas verraten haben kann. Zwei Stunden, bevor Dein Brief mich erreichte, wußt' ich ja selbst noch nichts davon.

Übermorgen jährt sich der Tag, wo Du nach Deiner zweiten Weltreise direkt von Bremen zu uns in die Heuscheuer kamst, einen Sack voll Geschichten, Photographien und die Zigaretten von Simon Arzt mitbrachtest. Ich hatte kaum den Boden Englands betreten, als ich unsere geliebte Marke, zwanzig Schritt weit vom Landungsplatz, im Schaufenster fand. Natürlich kauft' ich sie, und zwar sogleich massenweise und rauche sogar eben eine zur Erinnerung. Leider wird der entsetzliche Readingroom, in dem ich schreibe, nicht wärmer davon.

Vierzehn Tage warst Du bei uns, da pochte in einer Winternacht an meine Haustür das Schicksal an. Gleich stürmten wir beide vor die Türe, und da haben wir uns erkältet, wie es scheint. Was mich betrifft, so habe ich heut mein Haus verkauft, meine Praxis aufgegeben, meine drei Kinder in Pension geschafft; und was meine Frau betrifft, so wirst Du ja wissen, was über sie hereingebrochen ist.

Teufel nochmal! es ist manchmal hübsch gruselig, zurückzudenken. Es war uns beiden doch eigentlich recht, als Du die Vertretung unseres kranken Kollegen bekamst. Ich

sehe Dich noch in seinem Fuchspelz und Schlitten auf der Praxis herumgondeln. Und als er starb, da hatte ich eigentlich nichts dagegen, Dich als biederen Landarzt in unmittelbarer Nähe ansässig zu sehen: obgleich wir uns über eine solche Landarzt-Hungerpraxis von jeher gehörig lustig machten.

Nun, alles ist recht sehr anders gekommen.

Weißt Du noch, mit welcher Monotonie wir unsere Witze über die Goldammern machten, die damals scharenweise in die verschneite Heuscheuer einfielen. Man näherte sich einem kahlen Strauch oder Baum, und plötzlich war's, als ob er sich schüttelte und zahllose goldene Blätter um sich stäubte und abwürfe. Wir deuteten das auf Berge von Gold. — Des Abends speisten wir dann auch Goldammern, weil sie von Sonntagsjägern in Menge angeboten und von meiner schnapsfrohen Köchin vorzüglich gebraten wurden. Du schwurest damals, Du bliebest nicht Arzt, außer der Staat stelle Dir die Vorräte eines riesigen Magazins zu Verfügung, arme Kranke mit Mehl, Wein, Fleisch und allem Nötigen zu versorgen. Und nun hat Dir dafür der böse Dämon der Ärztezunft was ausgewischt. Aber Du mußt mir wieder gesund werden.

Ich reise jetzt nach Amerika. Warum? das wirst Du erfahren, wenn wir uns wiedersehen. Ich kann meiner Frau, die bei Binswanger ist, also in ausgezeichneter Pflege, nichts mehr nützen. Ich habe sie vor drei Wochen besucht. Sie hat mich nicht einmal wiedererkannt. — Im übrigen habe ich mit dem Ärzteberuf, auch mit der bakteriologischen Forschung, tatsächlich abgeschlossen. Du weißt, es ist mir ein Unglück passiert. Mein wissenschaftlich geachteter Name ist ein bißchen schlimm zerzaust worden. Es wird behauptet, ich hätte statt des Milzbranderregers Fäserchen im Farbstoff untersucht und in meiner Arbeit beschrieben. Es kann ja sein, doch ich glaube es nicht. Schließlich und endlich ist es mir gleichgültig.

Ich bin mitunter recht angewidert von den Hanswurſtiaden dieſer Welt: dadurch fühle ich mich dem engliſchen Spleen ſehr nahe gerückt. Beinahe die ganze Welt, jedenfalls aber Europa iſt für mich eine ſtehengebliebene kalte Schüſſel auf einem Bahnhofsbüfett, die mich nicht mehr reizt.

Doktor Friedrich von Kammacher gab dieſem Brief einen herzlichen Abſchluß, adreſſierte und überreichte ihn einem deutſchen Hausknecht zur Beförderung. Hierauf ſtieg er in ſein Zimmer hinauf, deſſen Fenſter gefroren waren, und legte ſich bei eiſiger Temperatur in ein großes, froſtiges Doppelbett hinein.

Der Zuſtand eines Reiſenden, der eine nächtliche Überfahrt hinter ſich hat und im Begriffe ſteht, die Reiſe über den Ozean anzutreten, iſt an ſich nicht beneidenswert. Allein die Verfaſſung, in der ſich der junge Arzt befand, enthielt ein Wirrſal von ſchmerzlichen, zum Teil einander bekämpfenden Erinnerungen. Sie traten vor ſein Bewußtſein, einander verdrängend, in einer unabläſſigen Jagd. Er wäre gern eingeſchlafen, um für die kommenden neuen Dinge ein wenig geſtärkt zu ſein, aber er ſah, mit offenen Augen oder die Lider darüber deckend, alles in gleicher Helligkeit.

Sein Leben hatte ſich durch ein Jahrzehnt, vom zwanzigſten bis zum dreißigſten Jahr, auf bürgerliche Weiſe entwickelt. Eifer und große Befähigung in ſeiner beſonderen Wiſſenſchaft trugen ihm die Protektion großer Lehrer ein. Er war Aſſiſtent bei Koch geweſen. Aber auch bei deſſen Gegner Pettenkofer in München hatte er eine Reihe von Semeſtern zugebracht.

So kam es, daß er, ſowohl in München als in Berlin, auch ſonſt in Kreiſen der bakteriologiſchen Wiſſenſchaft, als einer der fähigſten Köpfe galt, deſſen Karriere eigentlich nicht mehr in Zweifel ſtand. Höchſtens trug ihm eine gewiſſe

Neigung zur Schöngeisterei bei den trockenen Herren Kollegen hie und da leise-bedenkliches Kopfschütteln ein.

Heut, nachdem die verunglückte Arbeit Friedrich von Kammachers erschienen war und das große Fiasko erlitten hatte, hieß es in Fachkreisen allgemein: Zersplitterung durch Nebeninteressen hätte den jungen, hoffnungsvollen Geist zur Selbstvernichtung geführt.

Friedrich war eigentlich nach Paris gereist, um eine Leidenschaft loszuwerden, aber ihr Gegenstand, die sechzehnjährige Tochter eines Mannes aus der Artistenwelt, hielt ihn fest. Seine Liebe war eine Krankheit geworden, und diese Krankheit hatte deshalb vielleicht einen so hohen Grad erreicht, weil der Befallene nach den trüben Vorfällen jüngst vergangener Zeit für das Gift der Liebe besonders empfänglich war.

Das geringe Gepäck Doktor von Kammachers deutete nicht auf eine sorgfältig vorbereitete Seereise. Der Entschluß dazu wurde in einem Verzweiflungsrausche gefaßt, oder eigentlich mehr durch einen leidenschaftlichen Ausbruch erzwungen: als die Nachricht kam, der Artist und seine Tochter hätten sich am dreiundzwanzigsten Januar in Bremen auf dem Post- und Schnelldampfer „Roland", mit dem Ziel New York, eingeschifft.

Der Reisende hatte nur etwa eine Stunde bekleidet im Bett gelegen, als er aufstand, sich, nachdem er das Eis des Waschkruges eingeschlagen, ein wenig wusch und in die unteren Räume des kleinen Hotels hinunterstieg. Im Readingroom saß eine jugendlich-hübsche Engländerin. Ein weniger hübscher und weniger junger israelitischer Kaufmann trat herein, der sich bald als Deutscher entpuppte. Die Öde der Wartezeit bewirkte die Annäherung. Der Deutsche war in Amerika ansässig und wollte mit dem „Roland" über den großen Teich dorthin zurück.

Die Luft war grau, das Zimmer kalt, die junge Dame

schritt unruhig auf und ab, an dem ungeheizten Kamin vorüber, und das Gespräch der neuen Bekannten verlor sich bald in Einsilbigkeit.

Die Zustände eines unglücklich Liebenden sind für seine Umgebung entweder verborgen oder lächerlich. Ein solcher Mensch wird abwechselnd von lichten Illusionen verzückt oder von dunklen gefoltert. Ruhelos trieb es den jungen Narren der Liebe trotz Wind und Kälte ins Freie hinaus und durch die Straßen und Gassen des Hafenstädtchens. Er dachte daran, wie ihn sein Landsmann andeutungsweise nach dem Zweck seiner Reise ausgeforscht, und wie er selber, nicht ohne Verlegenheit, einiges hatte vorbringen müssen, um nur mit seinem geheimen Zweck nicht preisgegeben zu sein. Von jetzt ab würde er sagen, beschloß er bei sich, falls etwa wiederum Fragee sich zudrängten, er reise hinüber, um den Niagara und den Yellowstone-Park zu sehen und dabei einen Studienfreund zu besuchen.

Während des schweigsamen Mittagessens im Hotel wurde bekannt, daß der „Roland" wahrscheinlich bereits gegen fünf bei den Needles eintreffen werde. Nachdem Friedrich mit seinem neuen Bekannten, der für sein eigenes Geschäft in der Konfektionsbranche reiste, Kaffee getrunken und einige Zigaretten von Simon Arzt geraucht hatte, begaben sich beide Herren, mit allem Gepäck, auf den Salondampfer, der übrigens seinem pompösen Titel durchaus nicht entsprach.

Hier gab es nun einen stundenlangen, höchst ungemütlichen Aufenthalt, während der niedrige Schornstein schwarzen Qualm in den schmutzigen gelben Nebel, der alles bedrückte, aufsteigen ließ. Von Zeit zu Zeit klang die Schaufel des Heizers aus dem Maschinenraum. Nach und nach kamen fünf oder sechs Passagiere, alle recht schweigsam, mit ihren Gepäckträgern. Die Kajüte des Tenders lag über Deck. Im Innern, unter den Fenstern — eigentlich war der Raum ein Glaskasten! — lief eine Bank mit roten Plüschpolstern.

Keiner der Reiſenden hatte Ruhe genug, ſich irgendwo dauernd niederzulaſſen. Die Unterhaltung geſchah in einem bänglichen Flüſterton. Drei junge Damen, die mittelſte war jene junge Engländerin aus dem Readingroom, gingen unermüdlich hin und her, der ganzen Länge nach durch die Kajüte, mit bleichen Geſichtern und fortwährend tuſchelnd. „Ich mache die Reiſe hin und zurück ſchon zum achtzehnten Mal," erklärte jetzt plötzlich ungefragt der Konfektionskaufmann.

Jemand erwiderte: „Leiden Sie an der Seekrankheit?" — „Ich bin," gab der Konfektionär zurück, „und zwar jedesmal, kaum daß ich das Schiff betreten habe, eine Leiche."

Endlich, nach langem vergeblichem Warten, ſchien ſich im Innern des Tenders und an ſeinem Steuer etwas vorzubereiten. Die drei Damen umarmten und küßten einander. Die mittelſte, hübſcheſte, die aus dem Readingroom, blieb auf dem Schiffe zurück, die andern faßten Fuß auf der Kaimauer.

Aber das Tenderchen wollte noch immer nicht in Bewegung geraten. Endlich wurden die Troſſen von den eiſernen Ringen der Kaimauer losgemacht. Es gellte ein herzzerreißender Pfiff, und die Schraube begann, wie zur Probe, langſam das ſchwarze Waſſer zu quirlen. Inzwiſchen war ringsum die Nacht, ſtockfinſter, zur Herrſchaft gelangt.

Im letzten Augenblick wurden Friedrich noch einige Telegramme überbracht. Seine Eltern wünſchten ihm glückliche Reiſe. Sein Bruder hatte einige herzliche Worte aufgeſetzt. Zwei andre Depeſchen ſtammten: die eine von ſeinem Bankier, die andere von ſeinem Rechtsanwalt.

Nun hatte der junge Doktor von Kammacher weder einen Freund noch einen Verwandten, nicht einmal einen Bekannten am Kai von Southampton zurückgelaſſen, und doch entſtand, ſobald er fühlte, wie das Tenderchen in Bewegung kam, ein Sturm in ihm. Er hätte nicht ſagen können, ob es ein Sturm des Wehs, der Qual, vielleicht der Verzweiflung war oder ein Sturm der Hoffnung unendlichen Glücks.

Es scheint, daß der Lebensgang ungewöhnlicher Männer von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in eine gefährliche Krise tritt. In einer solchen Krise werden angesammelte Krankheitsstoffe entweder überwunden und ausgeschieden, oder der Organismus, der sie beherbergt, unterliegt. Oft ist ein solches Unterliegen der leibliche Tod, zuweilen aber auch nur der geistige. Und wiederum eine der wichtigsten und für den Betrachter bewunderungswürdigsten Krisen ist die an der Wende des dritten und vierten Jahrzehnts. Schwerlich wird die Krise vor dem dreißigsten Jahre einsetzen, dagegen wird es öfter vorkommen, daß sie sich bis zur Mitte der dreißiger Jahre, ja darüber hinaus verzögert: denn es ist zugleich eine große Abrechnung, eine fundamentale Bilanz des Lebens, die man gerne solange als irgend tunlich lieber hinausschieben als etwa zu früh in Angriff nehmen wird.

Es würde nicht auszudrücken sein, in welchem Umfang Friedrich sein ganzes bisheriges Leben ins Bewußtsein trat, nachdem er den Boden Europas verlassen hatte. Im Lichte dieses äußeren Abschieds stand gleichsam ein ganzer Weltteil der eigenen Seele da: und zwar hieß es hier nicht, auf Wiedersehen! sondern der Verlust war für immer besiegelt. Was Wunder, wenn in diesen Augenblicken Friedrichs ganzes Wesen, fast bis zur Haltlosigkeit, erschüttert schien.

Rings um den kleinen Dampfer preßte sich dicke Finsternis. Die Hafenlichter waren verschwunden. Die Nußschale mit dem gläsernen Pavillon fing beträchtlich zu schaukeln an. Dabei pfiff und heulte der Wind durch die Fugen. Zuweilen zwang er den kleinen Dampfer stille zu stehen. Plötzlich schrie die Dampfpfeife mehreremal, und wiederum ging es mit irgendeinem Kurs weiter ins schwarze Dunkel vorwärts.

Das Klappern der Fenster, das Beben des Schiffskörpers, die gurgelnde, unterirdische Wühlarbeit des Propellers, verbunden mit den plärrenden, pfeifenden, heulenden Tönen

des Windes, der das Schiff auf die Seite legte: dies alles zusammen erzeugte in den Reisenden einen Zustand äußerster Unbehaglichkeit. Immer wieder, als wenn es nicht aus noch ein wüßte, stoppte das Dampfboot, ließ den spitzen und gellenden Laut der Pfeife ertönen, den mitunter die wilde Bewegung des schwarzen Luftmeers so völlig erstickte, daß er nur noch wie das hilflose Hauchen einer heiseren Kehle klang — und ging dann, mitunter rückwärts, mitunter vorwärts, bis es wiederum ratlos liegen blieb, vom Schwall der Wogen gedreht und emporgehoben, scheinbar verloren und versunken in ewiger Finsternis.

Mit einem Male erdröhnte es dann, quirlte das Wasser, ließ gewaltig zischende Dämpfe aus, pfiff, schrecklich und angstvoll, einmal, zweimal — Friedrich von Kammacher zählte siebenmal! — und hatte plötzlich seine höchste Geschwindigkeit, als ob es dem Satan entlaufen wollte, — und jetzt, auf einmal, wandte es sich und lag vor einer gewaltigen Vision, unter einer Fülle von Licht.

Der „Roland" war bei den Needles angelangt und hatte sich vor den Wind gelegt. Im Schutze seiner mächtigen Breitseite schien das Dampferchen wie in einen taghell beleuchteten Hafen gelangt. Der Eindruck, den die überraschende Gegenwart des gewaltigen Ozean-Überwinders in Friedrich hervorbrachte, glich einem Fortissimo von höchster Kraft.

Noch nie hatte Friedrich vor der Macht des menschlichen Ingeniums, vor dem echten Geiste der Zeit, in der er stand, einen gleichen Respekt gefühlt, wie beim Anblick dieser schwarz aus dem schwarzen Wasser steigenden, riesigen Wand, dieser ungeheuren Fassade, die aus endlosen Reihen runder Luken Lichtströme auf eine schäumende Aue vor dem Winde geschützter Fluten warf.

Matrosen waren damit beschäftigt, an der Flanke des „Roland" die Fallreeptreppe herunterzulassen. Friedrich konnte bemerken, wie oben an Deck, wo sie mündete, zum Empfange der neuen Passagiere bereit, eine zahlreiche Gruppe

uniformierter Schiffsbedienſteter ſtand. Während nun jeder im Innern des kleinen Salondampfers, von plötzlicher Haſt ergriffen, ſich ſeines Gepäcks verſicherte, beherrſchte den jungen Arzt das ganze Ereignis mit der Kraft der Erhabenheit. Es war nicht möglich, angeſichts dieſer gigantiſchen Abenteuerlichkeit die Überzeugung von der Nüchternheit moderner Ziviliſation aufrecht zu halten. Hier wurde jedem eine verwegne Romantik aufgedrängt, mit der verglichen die Träumereien der Dichter verblaßten.

Während das Tenderchen ſich, kokett auf dem ſchwellenden Giſchte tanzend, halbſchwebend der Fallreeptreppe näherte, fing hoch oben an Deck des „Roland" die Muſikkapelle zu konzertieren an. Es war eine flotte, entſchloſſene Marſchweiſe, von jener kriegeriſchen und zugleich reſignierenden Art, wie ſie den Soldaten in den Kampf, das heißt zum Siege oder zum Tode führt. Ein ſolches Orcheſter von Blasinſtrumenten, Becken, Trommeln und Pauke hatte nur noch gefehlt, um die Nerven des jungen Arztes gleichſam in einen feurigen Regen aufzulöſen.

Es war nicht zu verkennen, daß dieſe Muſik, die aus der Höhe in die Nacht und auf das manövrierende Tenderchen herunterſcholl, mit der Abſicht veranſtaltet wurde, die Ängſte zaghafter Seelen zu betäuben. Draußen lag der unendliche Ozean. — Man konnte nicht anders in einem ſolchen Augenblick, als ihn nächtlich und finſter vorſtellen! — eine furchtbare Macht, die dem Menſchen und dem Werke des Menſchen feindlich iſt. Nun aber rang ſich aus der Bruſt des „Roland", von den Tiefen des Baſſes aufſteigend ſtärker und ſtärker ein ungeheurer Laut, ein Ruf, ein Gebrüll, ein Donner hervor, von einer Furchtbarkeit und Gewalt, die das Blut im Herzen ſtocken machte. Nun, lieber Roland, ſchoß es Friedrichen durch den Sinn, du biſt ein Kerl, der es mit dem Ozean aufnehmen wird. Damit ſtellte er ſeinen Fuß auf die Reeptreppe. Er hatte vergeſſen, was er bisher geweſen, und weshalb er hierher gekommen war!

Als er unter den wilden Rhythmen der Bande die oberste Sprosse der Treppe erreicht hatte und endlich auf dem geräumigen Deck unter dem grellen Licht einer Bogenlampe stand, war er erstaunt, wievielen vertrauenerweckenden Männergestalten er sich gegenüberbefand. Es war eine Sammlung prächtiger Menschen, vom Offizier bis zum Steward herab, alles große und auserlesene Leute, dazu von einem Gesichtsschnitt, der ebenso kühn als schlicht, ebenso klug als treuherzig anmutete. Friedrich von Kammacher sagte sich, daß es doch wohl noch etwas wie eine deutsche Nation gebe, und fühlte zugleich Stolz und vertrauende Sicherheit. Ja, eine der Stützen dieses Gefühls war die überaus sonderbare Meinung, die flüchtig in seiner Seele auftauchte, daß unser Herrgott sich niemals entschließen werde, eine solche Auslese edler und pflichtgetreuer Menschen wie junge Katzen im Meer zu ertränken.

Er wurde allein in einer Kabine zu zwei Betten untergebracht, und bald darauf saß er, aufs beste bedient, an dem einen Ende der hufeisenförmigen Tafel im Speisesaal. Man aß und trank, aber es ging, da das eigentliche Diner schon vorüber war, nicht sehr lebhaft zu in dem niedrigen, weiten, leeren Raume, unter der kleinen Gesellschaft der Nachzügler: weil jeder ermüdet und hinreichend mit sich selber beschäftigt war.

Während des Essens wurde es Friedrichen schwer, sich vorzustellen, daß er nun wirklich auf der Fahrt nach Amerika, ja überhaupt auf einer Fahrt begriffen war. Das kaum bemerkliche, leise Erbeben des Gebäudes, in dem er war, erschien zu gering, um als Begleiterscheinung einer Fortbewegung gedeutet zu werden. Es kam ihn, als er seiner Gewohnheit gemäß, einige Gläser Wein zu sich genommen hatte, eine Empfindung ruhevollen Behagens an, ein wohliger Zustand der Erschöpfung. Wie wunderlich, dachte er, im sicheren Vorgefühl eines festen Schlafs, daß ich seit Wochen, ja Monden zum erstenmal, gerade hier, auf diesem rast-

losen Ozeandurchpflüger, Stunden der Ruhe und der Entspannung finden soll.

Er hatte denn auch zehn Stunden lang wie ein Kind in der Mutter Wiege geschlafen, als er die Augen wieder öffnete und immer noch etwas wie einen seligen Frieden empfand. Sein erster Gedanke war jenes Mädchen, das nun auf viele Tage und Nächte hinaus, durch die gleiche, geräumige schwimmende Herberge zu Leid und Freude mit ihm verbunden blieb. Friedrich streichelte über die Wände, die gleichsam ein leitendes Medium wurden, durch das er mit der Geliebten in Berührung kam, und aus dem der lebendige Odem ihres Wesens in ihn einströmte.

Friedrich befand sich im Speisesaal, wo ihm das reichliche Frühstück serviert wurde, das er mit herzhaftem Appetit genoß. Ich habe geschlafen, sagte er sich und, wie in einer beliebigen Nacht, im Zustande der Betäubung gelegen, und bin dabei an zweihundert Meilen über den Atlantischen Ozean vorgedrungen. Wie eigentümlich, wie sonderbar!

Friedrich verlangte die Passagierliste, und als er darauf zwei Namen entdeckte, die zu finden er mit vollkommener Sicherheit voraussetzen mußte, schrak er zusammen, ward bleich und bekam Herzklopfen.

Sobald Friedrich von Kammacher die Namen Hahlström und Tochter gelesen hatte, faltete er die Liste zusammen und blickte sich um. Es mochten fünfzehn bis zwanzig Personen, Damen und Herren, im Saale versammelt sein, die alle mit Essen beschäftigt waren, oder den Stewards ihre Frühstückswünsche kundgaben. Aber Friedrichen kam es vor, als ob sie alle zu keinem andern Zwecke da wären, als ihn zu belauern und zu beobachten.

Der Speisesaal nahm die ganze Breite des Schiffes ein, und seine Luken verfinsterten sich von Zeit zu Zeit durch Wogen, die sich dagegenwarfen. Friedrichen gegenüber saß ein Herr in Schiffsuniform, der sich ihm als Schiffsarzt

vorstellte. Es entwickelte sich sogleich ein Fachgespräch sehr lebhafter Art, trotzdem Friedrich nicht bei der Sache war. Er konnte nicht schlüssig darüber werden, wie er sich bei der ersten Begegnung mit Hahlströms verhalten sollte.

Er half sich durch einen Selbstbetrug, indem er sich sagte, daß er gar nicht der kleinen Hahlström wegen gekommen wäre, sondern, daß er die Reise in die neue Welt wirklich nur angetreten habe, um seinen besonders lieben Freund Peter Schmidt zu besuchen und New York, Chicago, Washington, Boston, den Yellowstone-Park und die Katarakte des Niagara zu sehen. Er wollte das auch den Hahlströms mitteilen und übrigens ihnen gegenüber den Zufall für diese sonderbare Begegnung verantwortlich machen.

Er merkte, wie er innerlich mehr und mehr an Haltung gewann. Die Idolatrie der Liebe nimmt im Zustand der Trennung von dem Idol zuweilen einen verhängnisvollen Umfang an. So hatte Friedrich während seines Aufenthaltes in Paris in einem Zustand beständigen Fiebers gelebt, und seine Sehnsucht war auf ein unerträgliches Maß gestiegen. Es hatte sich um das Bild der kleinen Hahlström ein Nimbus gelegt, der das innere Auge Friedrichs auf eine so zwingende Weise bewundernd auf sich zog, daß er für alles andere buchstäblich erblindete. Diese Illusion war plötzlich geschwunden. Er schämte sich, fand sich geradezu lächerlich, und wie er aufstand, um zum ersten Male hinauf an Deck zu gehen, war es ihm gar nicht anders zu Mut, als ob er sich aus engen drückenden Fesseln befreit hätte.

Dieses Gefühl der Freiheit und der Gesundung steigerte sich, als der salzige Luftzug oben ihm herzerfrischend ins Innere drang. Männer und Frauen lagen auf den Klappstühlen in einem bedauernswürdigen Zustand ausgestreckt. Ihre Gesichter hatten den grünen Zug einer tiefen Gleichgültigkeit, und erst an diesen Erscheinungen merkte der junge Arzt, daß der „Roland" nicht mehr durchaus gelassen durch glattes Wasser glitt, sondern schon merklich rollte und stampfte.

Zu seiner eigenen Verwunderung spürte Friedrich selber nicht das geringste von der gefürchteten Seekrankheit.

Er ging um den Damensalon herum, am Eingang einer Extrakabine vorüber und gab sich unterhalb der Kommandobrücke dem stählernen, salzigen Seewinde preis. Unter ihm, bis gegen die Spitze des Schiffes hin, hatten es sich die Passagiere des Zwischendecks bequem gemacht. Der „Roland", der wie es schien mit Volldampf lief, gelangte trotzdem wohl kaum zur Entfaltung seiner vollen Geschwindigkeit. Die langen Wogenzüge, die der Wind ihm entgegenführte, hinderten ihn. Es war eine zweite Kommandobrücke, wahrscheinlich für den Notfall, über dem unteren Deck errichtet, und Friedcich fühlte angesichts des tanzenden Schiffes plötzlich die starke Verlockung, oben auf dieser leeren Brücke zu stehn.

Natürlich erregte er einiges Aufsehen, als er unter die Zwischendeckler hinab und dann auf eisernen Sprossen empor in die zugige Höhe der eisernen Brücke kroch und sich dort oben im Luftstrom aufstellte: aber das kümmerte ihn fürs erste nicht. Es war ihm auf einmal so toll, so erfrischt, so erneuert zu Mut, als ob er weder jemals Grillen gefangen, noch unter den Launen einer nervenkranken Gattin gelebt, noch im stockigen Winkel einer Provinz praktiziert hätte. Niemals hatte er, wie es ihm vorkam, Bakteriologie studiert, noch weniger damit Fiasko gemacht. Er war niemals auf eine solche Weise verliebt gewesen, wie es noch kurz vorher den Anschein gehabt hatte.

Er lachte, den Kopf vor dem starken und frischen Strome des Windes zurückgelehnt, sog gierig den salzigen Hauch und war genesen.

In diesem Augenblick scholl ein allgemeines wildes Gelächter vom Zwischendeck zu Friedrich herauf, gleichzeitig peitschte ihm etwas, das er weiß und gewaltig vor dem Bug des Schiffs hatte aufbäumen sehen, ins Gesicht, so heftig, daß er beinahe erblindete, und er fühlte, wie er, durch-

näßt bis aufs Hemd, rieſelnd von Waſſer, im Luftzug ſtand. Die erſte Welle war übergekommen.

Eben noch war ihm geweſen, als habe er das Wikingertum als den echten Beruf ſeines Lebens ausgefunden, und ſchon kroch er, innerlich fröſtelnd und zitternd, unter allgemeinem Gelächter, die eiſerne Leiter wieder hinab. Er hatte noch ſeinen grauen runden Hut, einen ſogenannten Praliné, auf dem Kopf. Sein Paletot war innen geſteppt und mit Atlas gefüttert, er trug Glacés, elegante Stiefel aus dünnem Chevreau-Leder, mit Knöpfen daran. Alles dieſes war jetzt mit kalter ſalziger Lauge getränkt worden. Die Paſſagiere des Zwiſchendecks, durch die er, hinter ſich eine feuchte Spur laſſend, einen nicht gerade rühmlichen Abzug nahm, krümmten ſich. Mitten in ſeinem Ärger aber redete Friedrichen eine Stimme an, die ihn ſogar mit Namen nannte. Er wollte ſeinen Augen nicht trauen, als er aufblickend einen Kerl aus der Heuſcheuer zu erkennen glaubte, der wegen Trunks und allerlei Unredlichkeiten im übelſten Rufe ſtand.

„Wilke, ſind Sie's?" „Jawohl doch, Herr Doktor."

Wilke hatte einen Bruder in den New England States von Nordamerika, den er aufſuchen wollte. Er behauptete, die „Menſchheit" in ſeiner Heimat ſei niederträchtig und undankbar. Zu Hauſe ſcheu und mißtrauiſch, ſogar dem Arzt gegenüber, der ihm ſeine letzte Stichwunde am Hals behandelt hatte, ward er hier, mit andern auf den Wogen des großen Waſſers ſchwimmend, offen und redſelig wie ein gutgeartetes Kind.

„Sie haben auch keinen Dank gehabt, Herr Doktor," ſagte er ſchließlich in den breiten vokalreichen Lauten ſeiner Mundart und zählte Friedrichen eine Menge dieſem unbekannt gebliebene Fälle auf, wo ihm Gutes durch üble Nachrede vergolten worden war. Er meinte, daß die von Plaſſenberg und Umgebung, wo Friedrich gewohnt und praktiziert hatte, ſolcher Leute, wie er und der Doktor ſeien, nicht würdig

wären. Für ſolche Leute ſei der rechte Platz im Lande der Freiheit, Amerika.

Zurückgekehrt auf das Promenadendeck wurde Friedrich durch den blonden Kapitän des „Roland", Herrn von Keſſel, in höchſteigener Perſon geſtellt. Er ſagte ihm einige freundliche Worte.

Die Kabine, in der ſich Friedrich umzog, war, nun das Schiff ſich ſtärker bewegte, ein problematiſcher Aufenthalt. Eine runde, durch dickes Glas verſchloſſene Luke gab ihr das Licht. Sobald ſich die Wand, in der ſich die Luke befand, erhob und wie ein ſchräges Dach nach innen legte, fiel durch die Luke aus dem zerriſſenen Himmel Sonnenlicht auf das gegenüberliegende, untere Mahagonibett: hier aber, auf deſſen Kante ſitzend, ſuchte ſich Friedrich feſtzuhalten — den Kopf gebeugt, ſonſt ſtieß er an das obere Bett! — und krampfhaft bemüht, die weichende Rückwärtsbewegung der Hinterwand nicht mitzumachen. Die Kabine befand ſich im Turnus jener Bewegung, die man das Rollen nennt, und Friedrichen mußte es manchmal vorkommen, als werde die Lukenwand zum Plafond und dieſer zur rechten Seitenwand, dann wieder, als werde die Bettwand zum Plafond, hingegen dieſer zur Lukenwand, wobei denn die wirkliche Lukenwand ſich, als wollte ſie ihn zum Aufſpringen einladen, faſt wagerecht vor ſeine Füße ſchob: ein Augenblick, in dem natürlich die Luke ganz unter Waſſer und die Kabine verfinſtert war.

Es iſt nicht leicht, ſich in einem Zimmer, das ſo in Bewegung iſt, aus- und anzuziehen. Und darüber, daß es, ſeit er es vor einer Stunde verlaſſen hatte, ſo in Bewegung geraten konnte, war Friedrich einigermaßen erſtaunt. Stiefel und Beinkleider aus dem Koffer nehmen oder über Füße und Beine ziehen war hier eine turneriſche Tätigkeit, ſo daß er unwillkürlich darüber ins Lachen geriet, und Vergleichungen anſtellte, woran ſich ſein Lachen immer erneuerte. Man kann nicht ſagen, daß dieſes Lachen von Herzen kam. Er ſagte, ächzend und arbeitend, ſolche und ähnliche Worte zu

sich: „Hier wird meine ganze Persönlichkeit durchgeschüttelt. Ich irrte mich, als ich annahm, daß es während der letzten zwei Jahre schon geschehen sei. Ich dachte: dein Schicksal schüttelt dich. Nun werden mein Schicksal und ich geschüttelt. Ich glaubte, ich hätte Tragik in mir. Nun poltere ich mit meiner ganzen Tragödie in diesem knisternden Kasten umher und werde damit vor mir selbst entwürdigt. — Ich habe die Gewohnheit, über alles und jedes nachzudenken! Ich denke zum Beispiel über den Schiffsschnabel nach, der sich in jede neue Woge begräbt. Ich denke über das Lachen der Zwischendeckler nach, dieser ärmsten Leute, denen es, glaub' ich, nicht locker sitzt und die es mir also als Wohltat verdanken! Ich denke über den Lump, den Wilke nach, der zu Hause eine bucklige Nähterin geheiratet, um ihr Erspartes gebracht und täglich mißhandelt hat, und den ich soeben beinahe umarmt hätte. Ich denke über den blonden, teutonischen, etwas weichlichen Kapitän von Kessel nach, diesen nur etwas zu gedrungenen, schönen Mann, der überdies hier unser absoluter Herrscher und König ist, und dem man vertraut auf den ersten Blick. Und schließlich denke ich über mein eigenes fortwährendes Lachen nach und gestehe mir, daß Lachen nur in den allerseltensten Fällen geistreich ist."

Auf solche und ähnliche Art und Weise setzte Friedrich sein inneres Zwiegespräch eine Weile fort, wobei auch jene Leidenschaft im Lichte der bittersten Ironie erschien, die ihn zu dieser Reise veranlaßt hatte. Er war nun wirklich vollkommen willenlos, und in diesem Zustand, im engen Käfig, auf hohen Wogen des Ozeans, schien es ihm, als werde ihm in derbster Form das Verfahren des Schicksals und seine eigene Ohnmacht vorgehalten.

Es war immer noch eine erhebliche Anzahl Menschen an Deck, als Friedrich oben wieder erschien. Man hatte die Liegestühle der Kranken oder Siestahaltenden an den Kajütenwänden festgemacht. Die Stewards boten Erfrischungen an. Es war nicht uninteressant zu sehen, wie sie mit sechs,

acht vollen Limonadengläsern über das großartig schwingende Deck balancierten. Friedrich sah sich vergeblich nach Hahlström und Tochter um.

Nachdem er einige Zeit mit aller gebotenen Vorsicht hin und her die ganze Länge des Decks ausgemessen hatte, bemerkte er die hübsche Engländerin, die er zuerst im Readingroom des Hotels zu Southampton gesehen hatte. Sie hatte es sich mit Decken und Pelzwerk an einem gegen den Wind gedeckten Platz bequem gemacht, der durch den nahen Schornstein erwärmt wurde. Ein sehr beweglicher junger Mann saß neben ihr und machte den Ritter. Er sprang plötzlich auf und begrüßte Friedrich. Nun hatte dieser zwar den Namen des Jünglings, Hans Füllenberg, bis jetzt, wie er meinte, noch nicht gehört, aber der flotte junge Mensch wußte glaubhaft zu machen, daß er gemeinsam mit Friedrich in einer bestimmten Abendgesellschaft gewesen war. Er begab sich nach irgendeinem Eisenbergwerk-Distrikt in der Nähe von Pittsburg in Pennsylvanien.

„Wissen Sie denn, Herr von Kammacher," sagte er plötzlich, „daß die kleine Hahlström ebenfalls hier auf dem Schiffe ist?"

„Was denn für eine Hahlström?" fragte Friedrich.

Hans Füllenberg konnte sich gar nicht genug darüber wundern, daß Friedrich die kleine Hahlström vergessen habe. Er glaubte sich doch genau zu erinnern, Friedrich gesehen zu haben, als die kleine Hahlström im Künstlerhaus zu Berlin ihren Tanz getanzt hatte.

„Wenn Sie ihn nicht gesehen haben, Herr von Kammacher, so haben Sie wirklich viel versäumt," sagte der junge berlinische Gentleman; „erstens hatte die kleine Hahlström als sie erschien, sehr wenig an, dann aber war, was sie machte und vorführte, wirklich bewundernswert. Es herrschte darüber nur eine Meinung.

Man trug zuerst eine große künstliche Blume herein. Die

kleine Hahlſtröm lief auf die Blume zu und roch daran. Sie tat das mit geſchloſſenen Augen, nachdem ſie vibrierend, wie mit den Flügelchen einer Biene, und geſchloſſenen Auges die Blume geſucht hatte. Plötzlich ſchlug ſie die Augen auf und erſtarrte zu Stein. Auf der Blume ſaß eine rieſige Kreuzſpinne. Nun floh ſie in den entfernteſten Winkel des Raums zurück. Schien es anfangs, als ſchwebe ſie ohne Schwere über die Erde hin, ſo war die Art, wie das kraſſe Entſetzen ſie nun durch den Raum geblaſen hatte, noch mehr dazu angetan, ſie als unwirklich erſcheinen zu laſſen."

Friedrich von Kammacher hatte das Mädchen, außer bei jener Matinee im Künſtlerhaus, achtzehnmal ihren furchtbaren Tanz tanzen ſehen. Während der junge Füllenberg ihn mit „famos", „großartig", „koloſſal" und ähnlichen Kraftworten herauszuſtreichen verſuchte, erlebte er ihn bei ſich wiederum. Er ſah, wie ſich der kindliche Körper, nachdem er eine Weile gezittert hatte, der Blume aufs neue annäherte, und zwar nach den Rhythmen einer Muſik, die durch Tam-Tam, Becken und Flöte ausgeführt wurde. Dieſe zweite Annäherung geſchah durch Zwang, nicht durch Lüſternheit. Die Tänzerin hatte das erſtemal feine duftende Strömungen in der Luft als Spuren benutzt, die nach dem Quell des Aromas hinleiten konnten. Ihr Mund war dabei geöffnet geblieben. Die Flügelchen ihres Näschens hatten vibriert. Das zweitemal zog ein grauſiges Etwas ſie an, das ihr abwechſelnd Furcht, Entſetzen und Neugier erregte, wobei ſie die Augen weit offen hielt und nur manchmal, um nichts zu ſehen, angſtvoll mit beiden Händen bedeckte.

Alle Furcht aber ſchien ſie mit einemmal abzuſtreifen. Sie hatte ſich ohne Grund geängſtigt und nun erkannt, eine unbewegliche dicke Spinne ſei im Grunde für ein Geſchöpf mit Flügeln nicht gefahrbringend. Und dieſer Teil ihres Tanzes war von großer Anmut und drollig überquellender Luſtigkeit.

Nun begann eine neue Phaſe des Tanzes, die ſich nach-

denklich einleitete. Die junge Tänzerin wollte sich, scheinbar in einem Zustande gesättigter Tanzlust, nach genossenem Blumenrausch, mit Bewegungen wohliger Müdigkeit zur Ruhe begeben, als sie hie und da an ihrem Körper etwas wie Fäden eines Spinngewebes abstreifte. Dies war zuerst eine stillversonnene Tätigkeit, in die jedoch mehr und mehr eine sonderbare Unruhe kam, die sich allen Zuschauenden mitteilte. Das Kind hielt inne, dachte nach und wollte sich einer gewissen Besorgnis wegen, die ihm aufgestiegen war, anscheinend selbst auslachen. Im nächsten Augenblick aber erbleichte es und tat dann einen erschrockenen und sehr kunstvollen Sprung, als ob es aus einer Schlinge herauswollte. Der mänadisch geworfene Schwall ihres weißblonden Haars ward hierbei eine lodernde Flut, und das Ganze ein Anblick, der Rufe der Bewunderung auslöste.

Die Flucht begann, und nun war das Thema des Tanzes — der übrigens unter dem Titel „Mara, oder das Opfer der Spinne" ging — die Fiktion, als ob Mara mehr und mehr in die Fäden der Spinne verwickelt und schließlich darin erdrosselt würde.

Die kleine Hahlström befreite den Fuß und fand ihren Hals von der Spinne umschnürt. Sie griff nach den Fäden an ihrem Halse und fand ihre Hände eingeschnürt. Sie riß, sie bog sich, sie entschlüpfte. Sie schlug, sie raste und verwickelte sich nur immer mehr in die furchtbaren Fäden der Spinne hinein. Endlich lag sie zum Holz umschnürt, und man fühlte die Spinne ihr Leben aussaugen.

Da sich Friedrich von Kammacher nach der Meinung des jungen Füllenberg nicht hinreichend für die kleine Tänzerin Hahlström erwärmte, nannte er einige andere Berliner Berühmtheiten der jüngsten Zeit, die ebenfalls auf dem „Roland" die Reise nach den Vereinigten Staaten machten. Da war der Geheimrat Lars, ein in Kunstkreisen wohlbekannter Mann, der bei staatlichen Ankäufen von

Werken der Malerei und der Plastik mitzusprechen hatte. Er ging nach Amerika, um dortige Sammlungen zu studieren. Ferner war Professor Toussaint da, ein bekannter Bildhauer, der in einigen deutschen Städten seine Denkmäler aufgestellt hatte, Werke von einem übel verwässerten Berninischen Geist. Toussaint, erzählte Füllenberg, brauche Geld. Er brauche eigentlich jenes Geld, das seine Gattin verbraucht habe.

„Wenn er den Fuß auf amerikanischen Boden setzt," meinte Hans Füllenberg, der mit dem gesellschaftlichen Klatsch Berlins gleichsam geladen war, „so hat er nicht so viel im Besitz, um auch nur die Hotelrechnung der ersten drei Tage zu begleichen."

Fast im selben Augenblick als Friedrich den Bildhauer, der, in einem Triumphstuhle liegend, die Bewegungen des „Roland" mitmachte, ins Auge faßte, wurde ein sonderbarer Mann ohne Arme von einem Burschen, der ihn am Rockkragen hielt, über Deck geführt und sorgfältig durch eine nahegelegene, kleine Tür in das Rauchzimmer hineinbugsiert. „Es ist ein Artist," erklärte der junge Berliner dem Arzte, „er wird in dem New Yorker Varieté von Webster und Forster auftreten."

Einige Stewards balancierten über das Deck, es wurde in großen Tassenköpfen heiße Bouillon an die fröstelnden Passagiere ausgegeben. Nachdem der junge Berliner seine Dame mit Brühe versorgt hatte, ließ er sie sitzen und begab sich mit Friedrich ins Rauchzimmer. Hier herrschte natürlich Lärm und Qualm, und auch die beiden Herren zündeten ihre Zigarren an. In einem Winkel des kleinen Raumes wurde Skat gedroschen, an mehreren Tischen in deutscher und englischer Sprache politisiert. Doktor Wilhelm, der Schiffsarzt, erschien, den Friedrich bereits beim Frühstück kennen gelernt hatte. Er kam von der Morgeninspektion des gesamten Zwischendecks. Er nahm an Friedrichens Seite Platz. Zweihundert russische Juden waren im Zwischendeck,

die nach den Vereinigten Staaten oder nach Kanada auswanderten. Dazu kamen dreißig polnische und ebensoviele deutsche Familien, diese sowohl aus dem Süden, wie aus dem Norden und dem Osten des Reiches. Doktor Wilhelm lud den Kollegen ein, am folgenden Tage die Inspektionstour mitzumachen.

Der Ton in dem kleinen Rauchzimmerchen war der des Frühschoppens, wie er in Bierstuben üblich ist: das heißt, die Männer ließen sich gehen, und die Unterhaltungen wurden mit lauten Stimmen geführt. Auch entwickelte sich jener derbe Humor und jene geräuschvolle Lustigkeit, bei der den Männern die Zeit verfliegt, und die sehr vielen eine Art Betäubung und somit eine Art des Ausruhens in der Hetze des Daseins ist. Friedrich sowohl als Doktor Wilhelm waren diesem Treiben nicht abgeneigt, das ihnen, aus ihren Studienzeiten gewohnt, Erinnerungen aller Art belebte und nahe brachte.

Hans Füllenberg fand sich sehr bald durch die Gesellschaft der beiden Ärzte gelangweilt, die seiner auch übrigens fast vergessen hatten, und schlich sich zu seiner Dame zurück. Er sagte zu ihr: „When Germans meet, they must scream, drink till they get tipsy and drink „Bruderschaft“ to each other.“

Doktor Wilhelm schien auf den Ton in diesem Rauchzimmer stolz zu sein. „Unser Kapitän,“ erklärte er, „hält streng darauf, daß unsere Herren hier ungestört bleiben und die Gemütlichkeit keinen Abbruch erfährt. Mit anderen Worten, er hat es sich in den Kopf gesetzt, Damen unter keiner Bedingung zuzulassen!“ — Der Raum hatte zwei metallene Türen, die eine nach Backbord, die andere nach Steuerbord. Wenn eine davon geöffnet wurde, so mußte der Gehende oder Kommende mit der Bewegung des Schiffes und dem Druck des herrschenden Windes jedesmal einen lebhaften Kampf bestehen. Gegen die elfte Stunde, wie täglich bei leidlichem Wetter um diese Zeit, stieg, in großer

Ruhe, die massive Gestalt des Kapitäns von Kessel herein. Nachdem die üblichen Fragen nach Wind und Wetter, guten oder schlimmen Reiseaussichten einige freundliche, aber karge Antworten des Herrn Kapitäns gezeitigt hatten, nahm er am Tische der Ärzte Platz.

„An Ihnen ist ja ein Seemann verloren gegangen!" wandte er sich an Friedrich von Kammacher, und dieser erwiderte: er müsse leider vermuten, der Kapitän irre sich, denn er, Friedrich, habe von der einen Seewassertaufe vollkommen genug und sehne sich nicht nach einer zweiten. Ein Lotsenboot hatte vor einigen Stunden, von der französischen Küste her, die letzten Neuigkeiten gebracht. Ein Schiff der Hamburg-Amerika-Linie, der erst seit einem Jahre in Dienst gestellte Doppelschraubendampfer „Nordmania", hatte bei der Rückfahrt nach Europa Havarie gehabt und war, etwa sechshundert Seemeilen von New York, umgekehrt und nun, ohne weiteren Unfall, wiederum in Hoboken angelangt. Eine sogenannte Springflut oder Springwelle (Waterspout) hatte sich aus dem verhältnismäßig ruhigen Meer plötzlich neben dem Schiffe erhoben, und die gewaltige Wassermasse, herniederstürzend, hatte den Damensalon, die Diele des Damensalons und die des nächstfolgenden Decks bis zur Tiefe durchgeschlagen, wobei das Klavier aus dem Damensalon bis in den Schiffsraum hinunter geschleudert worden war. Dies und anderes erzählte in seiner ruhigen Weise der Kapitän. Und weiter, daß Schweninger in Friedrichsruh bei Bismarck sei, dessen Tod man jetzt stündlich befürchten müsse.

Auf dem „Roland" war das internationale Gong noch nicht eingeführt. Ein Trompeter schmetterte ein helles Signal durch die Kajütengänge und über Deck, zum Zeichen, daß man sich in den Speisesaal zu Tische begeben möge. Das erste dieser Trompetensignale erscholl durch das Klagen des Windes in die enge, lärmende, überfüllte Rauchkabine

hinein. Der Bursche des Mannes ohne Arme erschien, um seinen Herrn zurückzugeleiten. Friedrich hatte mit viel Interesse das Betragen des Herrn ohne Arme verfolgt: er war von außergewöhnlicher Frische und geistiger Regsamkeit; er sprach Englisch, Französisch und Deutsch mit der gleichen Geläufigkeit und parierte, zur allgemeinen Freude, die schnodderigen Redensarten eines jungen und geckenhaften Amerikaners, dessen Respektlosigkeit sogar vor der geheiligten Person des Kapitäns nicht haltmachen zu wollen schien.

Die Tafel im Speisesaal war in Form eines Dreizacks aufgestellt. Der geschlossene Teil der Gabel lag nach der Spitze des Schiffs zu, die drei Zinken waren nach rückwärts gerichtet. Hier, am Ende der mittelsten Zinke, war, vor einer Art Kaminesims und einem Wandspiegel, die blaubefrackte elegante Gestalt des Oberstewards Pfundner aufgerichtet. Herr Pfundner, zwischen vierzig und fünfzig alt, glich mit seinem weißen, sorgsam gebrannten Haar, das gepudert schien, einem Haushofmeister aus Ludwigs des Vierzehnten Zeit. Wie er mit gerade gerichtetem Haupt den schwebenden und bewegten Saal überblickte, schien er zugleich der besondere Trabant des Kapitäns von Kessel zu sein, hinter dem er stand und der, am Ende der mittelsten Zinke sitzend, zugleich der Wirt und vornehmste Gast der Tafel war. In seiner Nähe saßen der Arzt, Doktor Wilhelm, und der erste Schiffsoffizier. Da der Herr Kapitän an Friedrich Gefallen gefunden hatte, ward ihm ein Platz neben Doktor Wilhelm eingeräumt.

Nachdem etwa die Hälfte der vorhandenen Plätze besetzt waren, stolperten die Kartenspieler aus der Rauchkabine herein, und die Stewards begannen nun, auf Kommando, den Dienst zu versehen. In der Gegend der Kartengesellschaft knallten nach kurzer Zeit die Sektpfropfen. Als Friedrich flüchtig den Blick dorthin richtete, hatte er plötzlich Herrn Hahlström erkannt, der aber ohne die Tochter erschienen war.

Von einer Art Galerie herunter scholl ununterbrochen Tafelmusik. Auf dem Konzertprogramm, das den Namen des Schiffs, das Datum und einen Mandoline zupfenden Neger in Frack und Zylinder zeigte, waren sieben „Piecen" aufgeführt.

Immer noch wurde der Vorderteil des Schiffes und mit ihm der Saal, samt Tischen, Tellern und Flaschen, samt den tafelnden Herren und Damen und den bedienenden Stewards, samt den gekochten Fischen, Gemüsen, Braten und Mehlspeisen, samt der Musikkapelle und samt der Musik abwechselnd hoch über einen Wasserberg hinausgehoben und dann talab, in die Tiefe der nächsten Woge versenkt. Die gewaltige Arbeit der Maschine durchbebte das Schiff, und die Wände des Speisesaales hatten einstweilen noch, mit fünfzehn Meilen Geschwindigkeit durch die Salzflut gedrängt, den ersten Anprall des widerstrebenden Elementes auszuhalten.

Man tafelte bei elektrischem Licht. Die graue Helle des wolkigen Wintertages, die überdies von dem Ansprung der gurgelnden Fluten gegen die Luken aller Augenblick ausgeschlossen wurde, hätte den Raum nicht hinreichend zu beleuchten vermocht. Friedrich genoß die verwegene Situation, gleichsam in einem Walfischbauch bei frivoler Musik festlich zu tafeln, — diese ganz ungeheure menschliche Dreistigkeit, lächelnd und überwältigt von Staunen. Von Zeit zu Zeit stieß das gewaltige Schiff in seiner stetig verfolgten Bahn auf augenblicklichen Widerstand. Eine gewisse Kombination entgegenwirkender Kräfte richtete sich gegen die Spitze des Schiffs, wo sie die Wirkung eines festen Körpers, ja zuweilen beinahe einer Klippe, hervorbrachte. In solchen Augenblicken schwieg dann immer der Lärm des Gesprächs, und viele bleiche Gesichter sahen sich nach dem Kapitän oder nach der Spitze des Schiffes um.

Allein, Herr von Kessel und seine Leute waren in ihre Mahlzeit vertieft und achteten dieser Erscheinung nicht, die das

Schiff für Augenblicke zu einem bebenden Stillstand brachte. Sie aßen oder sprachen fort, wenn etwa, wie öfters geschah, der Wurf, Druck oder Sprung einer Wassermasse scheinbar die Wände durchbrechen wollte. Dieses mächtige, nur durch eine lächerlich dünne Wand ausgeschlossene, zornige Element, das mit erstickter Wut, haßgurgelnd, dumpf hereindonnerte, schien die Seeleute nicht zu beunruhigen.

Friedrichs Blick ward immer wieder von der langen Gestalt Hahlströms angezogen. Neben ihm saß ein etwa fünfunddreißigjähriger Mann, mit dichtem Schnurrbart, dunklen Wimpern und Augen, die manchmal einen scharfen, ja stechenden Glanz zu Friedrich herübersandten. Dieser Mensch beängstigte Friedrich. Es war zu bemerken, daß der schon leicht ergraute Hahlström, den man jedoch noch immer für einen schönen Mann gelten lassen mußte, sich mit gnädiger Miene von dem Fremden den Hof machen ließ.

„Kennen Sie diesen blonden, langen Herrn, Kollege?" Friedrich erschrak und vergaß das Antworten. Er blickte nur Doktor Wilhelm, der gefragt hatte, hilflos an. „Es ist nämlich ein Australier, namens Hahlström," fuhr dieser fort, „der uns früher ins Handwerk gepfuscht hat. Ein sonderbarer Mensch außerdem. Übrigens reist er mit einer Tochter, einem nicht uninteressanten Balg, das aber fürchterlich an der Seekrankheit leidet und sich seit der Abfahrt von Bremen noch nicht aus der horizontalen Lage erhoben hat. Der Schwarze, der neben Hahlström sitzt, scheint, sagen wir, na, ihr Onkel zu sein."

„Kollege, was gebrauchen sie eigentlich für Mittel gegen die Seekrankheit?" Mit diesen Worten suchte Friedrich, heimlich erschreckt, das Gespräch abzulenken.

Sie hier, lieber Doktor? Ich traue ja meinen Augen nicht!" Mit diesen Worten fühlte sich Friedrich am Fuß der Kajüttreppe, als er gerade das Deck erklimmen wollte, von Hahlström angehalten.

„Herr Hahlström! das ist ja ein sonderbarer Zufall, wahrhaftig, das ist ja beinahe, als wenn tout Berlin sich verabredet hätte, nach Amerika auszuwandern.“ So und auf ähnliche Weise heuchelte Friedrich Überraschung, in etwas geschraubter Lebhaftigkeit.

„Baumeister Achleitner aus Wien!“ Herr Achleitner, jener Mann mit den stechenden Augen, ward hiermit durch Hahlström vorgestellt. Der Baumeister lächelte interessiert und hielt sich dabei, um nicht durch die Bewegung des Schiffes gegen die Wände geschleudert zu werden, krampfhaft an der messingnen Treppengeländerstange fest.

Auf den ersten Treppenabsatz mündete die Tür eines etwas düsteren Rauchsalons. Eine Polsterbank lief an den braun getäfelten Wänden herum, und man konnte durch drei oder vier Fenster in das Quirlen und Brodeln der Wellen hinausblicken. Den ganzen ovalen Raum zwischen den Polstern füllte ein dunkel gebeizter Tisch. „Eine geradezu gräßliche Bude, in der einem angst und bange wird,“ sagte Hahlström. Im nächsten Augenblick rief ihn eine trompetenähnliche, lachende Stimme an. „Wenn wir so beibleiben, versäumt Ihre Tochter bei Webster und Forster ihren kontraktmäßig ersten Tag und ich mit, bester Hahlström. Dieses Sauwetter ist ja fürchterlich. Wir machen wahrhaftig keine acht Knoten. Nehmen Sie sich in acht, daß Ihre Tochter nicht etwa noch obendrein Konventionalstrafe zahlen muß. Ich bin ein Tier! Ich kann acht Tage im Salzwasser liegen und sterbe nicht. Wenn wir am ersten Februar — wir haben heute den fünfundzwanzigsten — abends acht Uhr in Hoboken festmachen, so kann ich um neun quietschvergnügt auf dem Podium bei Webster und Forster stehn. Das kann Ihre Tochter nicht, bester Hahlström.“

Friedrich betrat mit den Herren das Rauchzimmer. Er hatte in dem Sprecher bereits den Mann ohne Arme erkannt. Dieser Krüppel war, wie Friedrich später durch Hahlström erfuhr, weltbekannt. Sein einfacher Name, Artur

Stoß, hatte seit mehr als zehn Jahren auf den Affichen aller großen Städte der Erde geprangt und eine zahllose Menge in die Theater gezogen. Seine besondere Kunst bestand darin, alles das, wozu andere ihre Hände gebrauchen, mit den Füßen zu tun.

Artur Stoß nahm das Mittagsmahl. Man hatte es ihm in diesem wenig benutzten Raum serviert, weil es unmöglich ist, einen Mann, der Gabel und Messer mit den Zehen zu fassen gezwungen ist, an der gemeinsamen Tafel essen zu lassen. Wie Artur Stoß mit seinen entblößten, sauberen Füßen Gabel und Messer zu gebrauchen verstand und trotz der starken Bewegung des Schiffs, während er bei bestem Humor die witzigsten Sachen sagte, Bissen um Bissen im Munde verschwinden ließ, das hatte für die drei Herren durchaus den Wert einer Schaustellung. Übrigens fing der Artist alsbald Herrn Hahlström und seinen Begleiter auf eine mitunter etwas bissige Weise zu foppen an, wobei er mit Friedrichen Blicke wechselte, als ob er diesen weit höher einschätze. Solche Attacken bewogen denn auch die beiden Herren, sich nach kurzer Zeit an Deck zu verziehen.

„Ich heiße Stoß!" — „Von Kammacher!" — „Es ist schön von Ihnen, daß Sie mir etwas Gesellschaft leisten. Dieser Hahlström und sein Trabant sind widerlich. Ich bin seit zwanzig Jahren Artist, aber ich kann solche schlappe und faule Kerls, die selbst nichts tun mögen und dafür ihre Töchter ausnutzen ... sie sind mir wie Brechpulver, ich kann sie nicht sehen. — Dabei spielt er den großen Mann! Gott bewahre, er baronisiert, er ist nicht Artist! Wo wird er denn aus den Knochen seiner Tochter Bouillon kochen. Die Nase hoch! Sieht er einen Dukaten im Dreck und jemand von Distinktion ist zugegen, er läßt ihn liegen, er hebt ihn nicht auf. Es ist nicht zu leugnen, daß er ein gefälliges Exterieur besitzt. Er hätte das Zeug, er gäbe einen ganz talentvollen Hochstapler ab. Er macht sich's bequemer, er läßt sich lieber von seiner Tochter und von den Verehrern seiner Tochter

aushalten. Es ist erstaunlich, wie viele Dumme es immer wieder gibt. Dieser Achleitner! geben Sie bloß mal Obacht, wie Hahlström von oben herab, mit welcher Würde, den Gönner spielt. — Hahlström ist früher Bereiter gewesen. Dann ist er mit einem Kaltwasserschwindel und schwedischer Heilgymnastik verkracht. Dann ist ihm die Frau davongelaufen: eine tüchtige, arbeitsame Frau, die jetzt als Direktrice bei Worth in Paris ein brillantes Auskommen hat."

Friedrichen zog es zu Hahlström hinauf.

Das Vorleben dieses Mannes, wie er es unerwartet durch Stoß erfuhr, war ihm in diesem Augenblick gleichgültig. Was der Artist inbezug auf die Dummen sagte, die nicht aussterben, jagte Friedrichen eine flüchtige Röte ins Angesicht.

Artur Stoß wurde mehr und mehr redselig. Er saß wie ein Affe, eine Ähnlichkeit, die bei jemandem, der die Füße als Hände gebrauchen muß, nicht zu vermeiden ist! Und als er die Mahlzeit beendet hatte, steckte er sich, wie irgendein anderer beliebiger Gentleman, seine Zigarre in den Mund.

„Solche Leute wie Hahlström," fuhr er mit knabenhaft heller Stimme fort, „sind eigentlich der gesunden und geradegewachsenen Glieder nicht wert, die ihnen unser lieber Herrgott gegeben hat. Freilich es bleibt, wenn man auch wie ein olympischer Sieger gewachsen ist, immer mißlich, wenn hier oben (er klopfte an seine Stirn) zu wenig vorhanden ist. Bei Hahlström ist leider zu wenig vorhanden. Sehen Sie mich an! ich will nicht sagen, jeder andere, aber mindestens unter zehnen neun würden in meiner Lage schon als Kinder zugrunde gegangen sein. Statt dessen ernähre ich heut eine Frau, besitze eine Villa am Kahlenberge, füttere drei Kinder eines Stiefbruders durch, und überdies noch eine ältere Schwester meiner Frau. Die ältere Schwester war Sängerin und hat leider ihre Stimme verloren.

Ich bin heute schon vollkommen unabhängig. Ich reise, weil ich mein Vermögen auf eine gewisse Summe abrunden

will. Wenn heute der „Roland" untergeht, so kann ich sozusagen mit größter Gelassenheit Wasser schlucken. Ich habe meine Arbeit getan, ich habe mit meinem Pfunde gewuchert: für meine Frau, für die Schwester meiner Frau und für die Kinder meines Stiefbruders ist gesorgt."

Der Bursche des Artisten erschien, um seinen armlosen Herrn zum Mittagsschlaf in die Kabine abzuholen. „Bei uns geht alles pünktlich und wie am Schnürchen," sagte Stoß, und mit bezug auf den Burschen fuhr er fort: „Er hat seine vier Jahre bei der deutschen Marine abgedient. Ich kann bei meinen Seereisen andere Leute nicht gebrauchen. Ein Mann, der mir etwas nützen soll, muß eine Wasserratte sein."

Oben auf Deck war es, im Vergleich zum Vormittag, still geworden. Friedrich hatte, nicht ohne Anwandlungen von Schwindel, seinen Mantel aus der Kabine geholt und sich, dem Eingang zur Haupttreppe gegenüber, auf einer Bank niedergelassen. Hahlström war nicht zu entdecken gewesen. Mit hochgeschlagenem Kragen und fest in den Kopf gedrücktem Hut geriet Friedrich in jenen Zustand der Schläfrigkeit, der für Seereisen charakteristisch ist. Dieser Zustand ist trotz der Schwere der Augenlider mit einer rastlosen Luzidität verknüpft. Vor dem inneren Auge jagen die Bilder. Es ist ein ewig kommender, ewig fliehender, farbiger Strom, dessen Endlosigkeit der Seele Martern verursacht. Noch toste die sybaritische Mittagstafel, mit ihrem Tellergeklapper, mit ihrer Musik, in Friedrichs Hirn. Er hörte die Worte des Artisten. Nun hielt der Halbaffe Mara im Arm. Der lange Hahlström sah zu und lächelte. Die Wogen wuchteten gegen den Speisesaal und preßten den knackenden Rumpf des Schiffs. Bismarck, eine ungeheure Panzergestalt, und Roland, der gepanzerte Recke, lachten grimmig und unterhielten sich. Friedrich sah beide durch das Meer waten. Roland hielt die kleine tanzende Mara auf

der rechten Hand. Hin und wieder fröſtelte Friedrich. Das Schiff lag ſchief. Es wurde von einem ſteifen Südoſt auf die rechte Seite gedrückt. Die Wogen ziſchten und brauſten gewaltig. Der Rhythmus, den die Umdrehungen der Schraubenwelle verurſachten, ſchien Friedrichen ſchließlich der eigene Körperrhythmus zu ſein. Man hörte deutlich die Schraube arbeiten. Immer nach einer beſtimmten Zwiſchenzeit hob ſich der Hinterſteven des Schiffs über das Waſſer heraus und die Schraube begann in der Luft zu ſchnurren. Da hörte Friedrich den Wilke aus der Heuſcheuer ſagen: „Herr Dukter, wenn ock de Schraube ni bricht!“ Die ganze Maſchine arbeitete ſchließlich, wie Friedrichen vorkam, in ſeinem Gehirn. Zuweilen rief ein Maſchiniſt dem andern Worte zu, im Maſchinenraum, und man hörte den Hall von Metallſchaufeln.

Friedrich fuhr auf. Es ſchien ihm, er ſah einen Toten, ſchwankend, die Kajütentreppe empor, auf ſich zulaufen. Genauer betrachtend, erkannte er jenen Konfektionär, dem er bereits in Southampton begegnet war. Eigentlich glich er mehr einem Sterbenden, als er einem ſchon Geſtorbenen glich. Er ſah Friedrichen an, mit einem grauenvollen Blick der Bewußtloſigkeit, und ließ ſich in den zunächſt zu erreichenden, von einem Steward gehaltenen Triumphſtuhl hineinfallen. Wenn dieſer Mann nicht unter die Helden zu rechnen iſt, dachte Friedrich, ſo hat es niemals Helden gegeben. Oder war es etwa nicht Heroismus, was ihn immer wieder durch das Inferno ſolcher Reiſen hindurchſchreiten ließ?

Friedrich gegenüber, am Eingang der Treppe, ſtand ein Schiffsjunge. Von Zeit zu Zeit, wenn das Signal einer Trillerpfeife von der Kommandobrücke herunterſcholl, verſchwand er, um von dem gerade dienſthabenden Offizier irgendeinen Befehl entgegenzunehmen. Oft verging eine Stunde und längere Zeit, ohne daß die Trillerpfeife erklang, und ſo lange hatte dann der hübſche Junge Ruhe, über ſich und ſein Schickſal nachzudenken.

Nachdem Friedrich erfahren hatte, daß er Max Pander hieß und aus dem Schwarzwald stammte, tat er die naheliegende Frage an ihn: ob sein Beruf ihm Freude mache? Er gab Antwort durch ein fatalistisches Lächeln, das die Anmut seines Kopfes noch erhöhte, aber bewies, daß es mit der Leidenschaft für den Seemannsberuf nicht weit her sein konnte.

Friedrichen kam es vor, als müsse die dauernde Leidenschaft für die See eine Fabel sein. Die Uhr zeigte drei. Er war nun erst neunzehn bis zwanzig Stunden an Bord und fand, daß der Aufenthalt schon jetzt eine kleine Strapaze war. Wenn der „Roland" nicht mit erhöhter Schnelligkeit seine Reise fortsetzte, so hatte er acht- bis neunmal vierundzwanzig Stunden des gleichen Daseins zu überstehen. Dann aber war Friedrich wenigstens dauernd auf dem Trockenen, der Schiffsjunge aber trat nach wenigen Tagen die Rückfahrt an.

„Wenn man dir an Land irgendwo eine gute Stelle verschaffte," fragte ihn Friedrich, „würdest du wohl deinen Seemannsberuf aufgeben?" „Ja," sagte der Junge bestimmt mit dem Kopf nickend.

„Es ist ein ekelhafter Südost," sagte Doktor Wilhelm, der neben der hohen Gestalt des ersten Steuermanns vorüberging. „Wenn es Ihnen recht ist, Kollege, kommen Sie mit in meine Apotheke hinein, dort können wir ungestört rauchen und Kaffee trinken."

Ging man das zweite, tiefer gelegene Deck des „Roland" entlang, so passierte man, auf der Backbordseite ebenso wie auf Steuerbord, einen gedeckten Gang. Hier hatten die Offiziere ihre Schlafzimmer, und ebendort befand sich auch die Kabine des Doktors Wilhelm, ein verhältnismäßig geräumiger Aufenthalt, der das Bett des Doktors, Tisch, Stühle und einen gut eingerichteten Apothekerschrank enthielt.

Die Herren hatten kaum Platz genommen, als eine Schwester vom Roten Kreuz erschien, die dem Doktor über eine Patientin in der zweiten Kajüte lächelnd Bericht erstattete.

„Das ist so ein Fall, Kollege," erklärte der Schiffsarzt, als die Schwester gegangen war, „der sich in meiner Schiffspraxis jetzt zum fünftenmal wiederholt: nämlich, Mädchen, die einen Fehltritt begangen haben und, weil sie die Folgen nicht mehr verbergen können, weder aus noch ein wissen, machen Seereisen, wobei ja mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf das erwünschte Malheur zu rechnen ist. Solche Mädchen natürlich," fuhr er fort, „ahnen nicht, daß sie bei uns typisch sind, und wundern sich, wenn unsere Stewards und Stewardessen ihnen mitunter ziemlich offenkundig die entsprechende Achtung entgegenbringen. Natürlich nehme ich mich solcher Frauensleute immer nach Kräften an, und es ist mir auch meistens gelungen, die Schiffskapitäne zu bewegen, von dem etwa geschehenen Ereignis, sofern es glücklich vorübergegangen ist, eine Anzeige nicht zu erstatten. Denn wir haben den Fall gehabt, wo eine Frauensperson, bei der die Anzeige nicht zu vermeiden war, gleich nach der Landung aufgehängt an einem Fensterwirbel ihres Hafenquartiers gefunden wurde."

Die Frauenfrage, meinte Friedrich, sei einstweilen, wenigstens wie sie die Frauen auffaßten, nur eine Alt-Jungfernfrage. Die Sterilität der alten Jungfer sterilisiere die ganze Bestrebung. — Und Friedrich entwickelte seine Ideen! — Aber während er dies, da ihm seine Denkresultate geläufig waren, mechanisch tat, suchten ihn allerhand quälende Vorstellungen heim, die sich auf Mara und ihren Verehrer bezogen.

„Den lebendigen Keimpunkt jeder Reform des Frauenrechts," sagte Friedrich, Rauchwolken von sich blasend, mit äußerlicher Lebhaftigkeit, „muß das Mutterbewußtsein bilden. Die Zelle des künftigen Zellenstaats, der einen gesunderen sozialen Körper darstellen wird, ist das Weib mit

Mutterbewußtſein. Die großen Reformatorinnen der Frauenwelt ſind nicht diejenigen, deren Abſicht es iſt, es den Männern in jeder Beziehung gleichzutun, ſondern jene, die ſich bewußt werden, daß jeder, auch der größte Mann, durch ein Weib geboren iſt, die bewußten Gebärerinnen der Geſchlechter der Menſchen und Götter. Das Naturrecht des Weibes iſt das Recht auf das Kind, und es iſt das allerſchmachvollſte Blatt in der Geſchichte des Weibes, daß ſie ſich dieſes Recht hat entreißen laſſen. Man hat die Geburt eines Kindes, ſofern ſie nicht durch einen Mann ſanktioniert iſt, unter den Schwefelregen allgemeiner und öffentlicher Verachtung geſtellt. Dieſe Verachtung iſt aber auch zugleich das erbärmlichſte Blatt in der Mannesgeſchichte. Der Teufel mag wiſſen, wie ſie ſchließlich zu ihrer ſcheußlichen abſoluten Herrſchaft gekommen iſt.

„Bildet eine Liga der Mütter, würde ich den Frauen raten," fuhr Friedrich fort, „und jedes Mitglied bekenne ſich, ohne auf Sanktion des Mannes, das heißt auf die Ehe, Rückſicht zu nehmen, praktiſch und faktiſch, durch lebendige Kinder, zur Mutterſchaft. Hierin liegt ihre Macht, aber immer nur, wenn ſie mit bezug auf die Kinder ſtolz, offen und frei ſtatt feige, verſteckt und mit ängſtlich ſchlechtem Gewiſſen verfahren. Erobert euch das natürliche, vollberechtigte, ſtolze Bewußtſein der Menſchheits-Gebärerinnen zurück, und ihr werdet im Augenblicke, wo ihr's habt, unüberwindlich ſein."

Doktor Wilhelm, der mit Fachkreiſen Fühlung hielt, kannte Friedrichs Namen und ſeine wiſſenſchaftlichen Schickſale. Die verunglückte bakteriologiſche Arbeit Friedrichens, ſowie ihre blutige Abfuhr und Korrektur, befand ſich in ſeinem Bücherfach. Dennoch hatte der Name noch einen autoritativen Klang für ihn. Er horchte geſpannt und fand ſich im ganzen durch den Umgang mit Friedrich geſchmeichelt. Übrigens wurde Doktor Wilhelm plötzlich durch die Schweſter vom Roten Kreuz abgeholt.

Die kleine, verschlossene ärztliche Einsiedlerzelle, in der er sich nun allein befand, gab Friedrich Veranlassung, neuerdings über den Sinn seiner wunderlichen Reise nachzudenken. Dabei kam über ihn, im Genusse des Zigarettenrauchs und weil der „Roland" jetzt merklich ruhiger lag, eine gewisse Behaglichkeit. Wenngleich auch dieser Behaglichkeit etwas von dem allgemeinen Nervenrausch der Seereise innewohnte. Es war und blieb sonderbar, auf einen so wunderlichen Anlaß hin, mit diesem großen Menschentransport zu gleichem Wohl und Wehe verfrachtet zu sein, und nach dem neuen Erdteil befördert zu werden. Niemals im Leben hatte er, wie jetzt, das Gefühl gehabt, eine willenlose Puppe des Schicksals zu sein. Aber wieder wechselten lichte mit dunklen Illusionen. Er gedachte Ingigerds, die er noch nicht gesehen hatte; und wie er die bebende Wand des niedrigen ärztlichen Konsultationsraumes anfaßte, durchdrang ihn wiederum das Glück, mit der Kleinen hinter den gleichen Wänden, über dem gleichen Kiel geborgen zu sein. Es ist unwahr! Lüge! wiederholte er halblaut immer wieder: und meinte damit die Behauptung des armlosen Krüppels, daß Hahlström die Tochter auf unehrenwerte Weise ausnütze.

Friedrich wurde durch die Rückkehr des Doktors Wilhelm fast schmerzhaft aus Träumereien geweckt. Der Schiffsarzt lachte, warf seine Mütze lachend aufs Bett und sagte, er habe eben die kleine Hahlström samt ihrem Hunde persönlich an Deck geschleppt. Das Luderchen mache förmlich Theater, wobei ihr getreuer Pudel, namens Achleitner, teils der Geprügelte, teils der Verhätschelte sei.

Diese Nachricht erfüllte Friedrich mit Unruhe.

Damals, als Friedrich die kleine „Mara" zum ersten Male gesehen hatte, schien sie ihm eine Inkarnation kindlicher Reinheit zu sein. Inzwischen waren allerdings Gerüchte an sein Ohr gedrungen, die den Glauben an ihre Unberührtheit ins Schwanken gebracht hatten, und solche

Gerüchte waren für Friedrich die Ursache martervoller Stunden und mancher schlaflosen Nacht gewesen. Doktor Wilhelm, der sich selbst für die kleine „Mara" zu interessieren schien, brachte das Gespräch auf Achleitner, der ihm vertraulicherweise eröffnet hatte, er sei mit Ingigerd Hahlström verlobt. Friedrich schwieg. Es wäre ihm anders nicht möglich gewesen zu verbergen, wie tief er aufs neue erschrocken war. — „Achleitner ist ein getreuer Pudel," fuhr Wilhelm fort. „Er gehört zu jener hündischen Sorte von Männern, die duldsam sind noch vermöge einer anderen hündischen Eigenschaft. Er läßt sich treten, er apportiert, er macht Männchen und nimmt ein Zuckerstückchen. Sie könnte tun, was sie wollte, er würde doch, meiner Überzeugung nach, immer duldsam und von hündischer Treue sein. Übrigens, wenn es Ihnen recht ist, Kollege von Kammacher, so könnten wir ein bißchen zu den Leutchen hinaus aufs Deck, die Kleine ist spaßhaft! — und könnten dabei ein bißchen Natur kneipen."

Die kleine „Mara" lag in einem Triumphstuhl hingestreckt. Achleitner, der, recht unbequem, auf einem kleinen Feldstuhl saß, so daß er ihr ins Gesicht blicken konnte, hatte sie, wie ein Kind, bis unter die Arme in Decken gepackt. Die untergehende Sonne, über die gewaltig schwellenden Hügelungen des Meeres herüber, beleuchtete ein liebliches, gleichsam verklärtes Gesicht. Das Deck war belebt. Bei der ruhigen Lage des Schiffes hatte sich das Bedürfnis zu promenieren geltend gemacht, und es herrschte allgemein eine frisch belebte Gesprächigkeit. Die Erscheinung der kleinen „Mara" war etwas auffällig, da sie der Schwall ihres weißblonden Haares in weichen, offenen Wellen umgab. Außerdem hatte sie eine kleine Puppe in Händen, ein Umstand, von dem sich jeder Vorübergehende immer wieder ungläubig vergewisserte.

Als Friedrich das Mädchen wiedersah, das, seit Wochen

vor seiner Seele schwebend, ihm gleichsam die übrige Welt verdeckt hatte, ward seine Erregung so groß, pochte sein Herz so stark gegen die Rippen, daß er, um nur die Haltung zu bewahren, sich abwenden mußte. Und noch nach Sekunden ward es ihm schwer, sich klar zu machen, daß der versklavte Zustand seines Inneren für die Umgebung nicht ohne weiteres bemerklich sein konnte.

„Ich habe schon von Papa gehört, daß Sie hier sind," sagte das kleine Fräulein zu Friedrich und rückte dabei ihrem Püppchen die blaue Atlaskapotte zurecht. „Wollen Sie sich nicht zu uns setzen? Achleitner, holen Sie doch bitte für Herrn von Kammacher einen Stuhl. Sie haben kurzen Prozeß gemacht," wandte sie sich an Doktor Wilhelm. „Aber ich bin Ihnen dankbar, daß ich hier oben sein und den Sonnenuntergang sehen kann. Sie schwärmen doch auch für Natur, Herr von Kammacher?" „Nur für Natur," trällerte Doktor Wilhelm und wiegte sich auf den Zehenspitzen, „hegte sie Sympathie!" — „Ach, Sie sind frech," sagte Ingigerd. „Der Doktor ist frech! das sah ich im ersten Augenblick, als er mich ansah und wie er mich anfaßte!" — „Meine liebe, kleine Gnädige, ich habe Sie überhaupt, meines Wissens, nicht angefaßt!" — „Ich danke, über die Treppe herauf. Ich hab' blaue Flecke davon bekommen."

In solcher Weise setzte sich das Gespräch eine Weile fort, wobei Friedrich, ohne es merken zu lassen, jedes Wort, das sie aussprach, jede Miene ihres Gesichtes, die Blicke, das Zucken ihrer Wimpern belauerte. Aber auch jede Miene, jeden Ausdruck, jede Bewegung, jeden Blick, der ihr galt, faßte er eifersüchtig auf. Er konnte bemerken, wie sogar Max Pander, der Schiffsjunge, der noch immer auf seinem Posten stand, sich mit den Augen an sie festsaugte, während ein gespanntes Lächeln die vollen Lippen seines Mundes geöffnet hielt.

Man merkte Ingigerd das Vergnügen an, sich von den Huldigungen der Männer umgeben zu sehen. Sie zupfte

das Püppchen, sie zupfte an ihrer seltsamen, braun und weiß gescheckten Kalbsfelljacke herum und überließ sich koketten Launen. Friedrichen wandelten bei dem preziösen Ton ihrer Stimme die Entzückungen eines Trinkenden an, der am Verdursten gewesen ist. Gleichzeitig brannte sein ganzes Wesen in Eifersucht. Der erste Steuermann, Herr von Halm, ein herrlich gewachsener Mensch, ein wahrer Turm, war hinzugetreten und wurde von Mara nicht nur mit Blicken bedacht, sondern auch mit spitzen Bemerkungen: wodurch sie ihren Verehrern verriet, daß ihr der wettergebräunte Seeoffizier nicht gleichgültig war. „Wieviel Meilen, Herr Leutnant," fragte Achleitner, der blaß war und etwas zu frieren schien, „haben wir wohl seit den Needles zurückgelegt?" „Wir laufen jetzt wieder etwas besser," sagte Herr von Halm, „aber wir haben die letzten zwei- oder dreiundzwanzig Stunden nicht zweihundert Meilen gemacht." „Auf diese Weise können wir ja bis New York vierzehn Tage brauchen," rief Hans Füllenberg, der Berliner, etwas vorlaut in die Gruppe hinein. Er hatte die junge Engländerin von Southampton neben sich. Es zog ihn indes mit großer Gewalt in die Sphäre derer um „Mara", so daß er aufsprang und seine Coeur-Dame sitzen ließ.

Er brachte den Ton, der „Mara" und ihren Verehrern, Friedrich von Kammacher ausgenommen, behaglich war. Es entstand eine große Lustigkeit, die sich über das ganze Promenadendeck fortpflanzte. Friedrich fühlte sich angeekelt inmitten dieser Orgie der Banalität, er löste sich los, um mit seinen Gedanken allein zu sein.

Das Deck, das um die Mittagszeit von Wasser getrieft hatte, war jetzt wieder vollständig trocken geworden. Friedrich hatte sich an das äußerste, hintere Ende des Steamers gewagt und blickte zurück über die breite, schäumende Straße des Kielwassers. Er atmete auf, zufrieden, nicht mehr im engen Banne des kleinen weiblichen Dämons zu sein. Plötzlich war eine lange Spannung der Seele ausgeglichen. Jetzt schämte

er ſich ſeiner Haltloſigkeit, und ſeine Leidenſchaft gerade zu dieſer kleinen Perſon ſchien ihm lächerlich. Er ſchlug insgeheim an ſeine Bruſt und klopfte ſich ungeniert mit den Knieheln der Rechten, wie um ſich zu wecken, gegen die Stirne.

Noch immer ſtand die Bewegung der friſchen Briſe ſchräg gegen den Schiffskörper, der ein wenig nach der Seite lag, wo die Sonne, einen gewaltigen braunen Brand erzeugend, ſoeben verſinken wollte: Dieſe Sonne, unter der ein ſteinkohlfarbiges Meer in ruhig wandernden Bergen, braune, erdige Schaumkämme langſam wälzte . . . dieſes Meer und ſchließlich der durch ſchweres Gewölke zerklüftete Himmel waren für Friedrich wie Sätze einer Weltſymphonie. Für jemand, der ſie empfindet, ſagte er ſich, iſt trotz ihrer furchtbaren Herrlichkeit, eigentlich kein Grund vorhanden, ſich klein zu fühlen.

Er ſtand in der Nähe des Logs, deſſen lange Schnur im Ozean nachſchleifte, und wandte ſich in die Fahrtrichtung um. Vor ihm bebte das mächtige Schiff. Der Qualm ſeiner beiden Schornſteine wurde mit der Bewegung der Luft von den Mündungen fort auf das Waſſer gedrückt, und man ſah einen melancholiſchen Zug von Geſtalten, Witwen in langen Kreppſchleiern, händeringend, in ſtummen Klagen, wie in eine unendliche Dämmerung der Verdammnis davonwandern. Zwiſchenhinein hörte Friedrich die Laute der ſchwatzenden Paſſagiere. Er ſtellte ſich vor, was alles hinter den Wänden dieſes raſtlos gleitenden Hauſes vereinigt war, wieviel Suchendes, Fliehendes, Hoffendes, Bangendes ſich darin zuſammengefunden hatte; und mit dem allgemeinen, großen Staunen wurden in Friedrichs Seele wieder einmal jene, noch immer ohne Antwort gebliebenen großen Fragen wach, die mit Warum? und Wozu? den dunklen Sinn des Daſeins berühren.

Friedrich hatte nicht bemerkt, wie er promenierend wieder in die Nähe der kleinen Ingigerd Hahlſtröm gekommen war. „Sie werden gewünſcht," ſagte da plötzlich eine Stimme.

Doktor Wilhelm, der gesprochen, aber zugleich bemerkt hatte, wie sein Kollege zusammenfuhr, entschuldigte sich. „Sie träumen wohl! Sie sind ja ein Träumer!“ so rief nun die kleine „Mara“ Friedrichen an. „Kommen Sie zu mir,“ fuhr sie fort, „die dummen Leute, die um mich sind, gefallen mir nicht.“ Sechs, acht Herren, die um sie herstanden, lachten auf und entfernten sich, Achleitner ausgenommen, mit humoristisch betonter Folgsamkeit. „Na also, was sitzen Sie denn noch, Achleitner?!“ Damit hatte auch dieser den Laufpaß gekriegt. Friedrich bemerkte, wie die Vertriebenen in einigem Abstand Paare oder Gruppen bildeten und in jener besonderen Art miteinander tuschelten, wie sie bei Herren, die ihren Spaß mit einem nicht gerade prüden weiblichen Wesen gehabt haben, üblich ist.

Eigentlich mit einer Art Scham, jedenfalls aber mit ausgesprochenem Widerwillen, nahm Friedrich in diesem Augenblick den noch warmen Sessel Achleitners ein, und „Mara“ begann für Natur zu schwärmen.

Sie sagte: „Ist nicht alles am hübschesten, wenn die Sonne untergeht? Mir macht es Spaß, mir gefällt es wenigstens,“ fügte sie sich entschuldigend hinzu, als Friedrich das Gesicht verzog und sie deshalb glauben mußte, daß er ihre Bemerkung mißbillige. Sie ging dann über zu Sätzen, die alle damit begannen: „ich will das nicht, ich mag jenes nicht, ich liebe nicht dies oder das“ und so fort. Wobei sie inmitten des ungeheuren kosmischen Dramas, das sich vor ihren Sinnen vollzog, vollkommen nüchtern und anteillos den anmaßlichen Dünkel eines verzogenen Kindes entwickelte. Friedrich wäre am liebsten aufgesprungen. Er zupfte nervös an seinem Schnurrbärtchen, und sein Gesicht nahm eine mokante Starrheit an. Sie merkte das wohl und ward durch diese ihr ungewohnte Art einer Huldigung merklich beunruhigt.

Friedrich war niemals körperlich krank gewesen, dagegen zeigte er hie und da eine leidenschaftliche Sonderbarkeit.

Die Freunde wußten, daß er in guten Zeiten ein überdeckter Krater, in weniger guten ein feuerſpeiender war. Scheinbar gleich fern, ſeinem Äußeren nach, von Weichlichkeit und von Brutalität, hatte er dennoch weichliche und brutale Anwandlungen. Zuweilen kam ihn ein dithyrambiſcher Raptus an, beſonders wenn er ein bißchen Wein in den Adern hatte. Dann ſprang er umher und ſchwärmte, wenn es bei Tage war, laut und pathetiſch die Sonne, nachts die Sternbilder an und rezitierte eigene Gedichte.

Die kleine „Mara" empfand Friedrich als eine nicht ungefährliche Nachbarſchaft. Aber wie ſie nun einmal war, reizte es ſie, mit dem Feuer zu ſpielen. „Solche Leute," ſagte ſie, „die ſich beſſer dünken als andere, liebe ich nicht." „Ich um ſo mehr, denn ich bin Phariſäer," entgegnete Friedrich. Nun aber erklärte er ganz brutal: „Ich finde, daß Sie für Ihre Jahre reichlich naſeweis und rechthaberiſch ſind. Ihr Tanz hat mir eigentlich beſſer gefallen." Hierbei war ihm ungefähr ſo zumute, als ob er ſich ſelber ſchmerzhaft maßregele. „Mara" ſah ihn mit einem ſkurrilen Lächeln an. „Nach Ihren Begriffen," kam es endlich von ihren Lippen, „muß wohl ein junges Mädchen höchſtens reden, wenn es gefragt wird, und jedenfalls ohne eigene Meinung ſein. Sie ſehen ſo aus, als könnten Sie nur ein Mädchen lieben, das immer nur von ſich ſelber ſagt: ‚bin doch ein arm unwiſſend Ding, begreife nicht, was er an mir find't.' Ich liebe nicht ſolche dummen Geſchöpfe." Als Friedrich, der auf eine ſchreckliche Weiſe ernüchtert war, ſich erheben wollte, hielt ſie ihn mit einem eigenſinnig ſchmollenden „Nein" zurück. „Ich habe Sie ſchon in Berlin während des Tanzens immer anſehen müſſen," fuhr ſie fort und hielt ihr Püppchen quer vor die Lippen, ſo daß ihr Näschen gequetſcht wurde. „Ich empfand ſchon damals etwas wie ein Band zwiſchen uns, ich wußte, wir würden uns noch begegnen." Friedrich erſchrak. Er täuſchte ſich keinen Augenblick über die Tatſache, daß dies eine oft von ihr benutzte Form der Anknüpfung

und im Kern eine Lüge war. „Sie sind eigentlich schon verheiratet?“ hörte er, ehe er noch recht zur Besinnnung kam, erbleichte tief und schickte sich an, zu antworten.

Er sagte, aber keineswegs freundlich, sondern beinahe hart und abweisend: „Es wäre ganz gut, Fräulein Hahlström, wenn Sie mich, bevor Sie mich als einen unter vielen behandeln, genauer ansehen möchten. An das Band, das uns verknüpfen soll, besonders verknüpfen soll, glaube ich einstweilen noch nicht. Sie haben während des Tanzes nicht nur mich, sondern alle Welt angesehen!“

Ingigerd lachte kurz und sagte: „Sie fangen gut an, mein Bester, halten Sie mich etwa für Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans?“

„Nicht gerade für das,“ gab Friedrich zurück, „aber wenn Sie gestatten, so möchte ich Sie doch für eine junge und distinguierte Dame halten dürfen, deren Ruf mit gar nicht zu übertreibender Sorgfalt vor jeder leisesten Trübung zu bewahren ist.“

„Ruf?“ sagte das Mädchen, „Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß so was jemals von Interesse für mich gewesen ist. Zehnmal lieber verrufen sein und nach eigenem Gefallen leben, als sterben vor Langeweile und dabei im besten Rufe stehen. Ich muß mein Leben genießen, Herr Doktor.“ An diese Worte, die Friedrich äußerlich ruhig anhörte, schloß Ingigerd eine respektable Reihe von Konfidenzen, deren Inhalt einer Lais oder Phryne würdig gewesen wäre. Friedrichen möge sie immerhin bemitleiden, sagte sie, aber niemand solle sich Sachen über sie einbilden. Jeder, der mit ihr umgehe, müsse genau wissen, wer sie sei. Bei diesen Worten verriet sie deutlich eine gewisse angstvolle Wahrhaftigkeit, die vor Enttäuschung bewahren will.

Als die Sonne hinunter war und Ingigerd, immer mit einem wollüstig bösen Lächeln, ihre grausame Beichte beendet hatte, fand Friedrich sich vor die Tatsache eines weiblichen Jugendlebens gestellt, wie es ihm so abenteuerlich

und verwildert, selbſt in ſeiner Praxis als Arzt, noch nicht vorgekommen war. Achleitner und der Vater Hahlſtröm, die das Mädchen von Deck holen wollten, waren mehrmals heftig durch es vertrieben worden. Friedrich brachte ſchließlich „Mara“ in ihre Kabine zurück.

In ſeiner eigenen Kabine warf ſich Friedrich, ſo wie er war, aufs Bett, um das Unfaßliche durchzudenken: er ſeufzte, er knirſchte, er wollte zweifeln. Er ſagte mehrmals laut ein „Nein“ oder ein „Unmöglich“ und ſchlug dabei mit der Fauſt gegen die nahe Matratze des oberen Bettes: und ſchließlich hätte er ſchwören mögen, daß diesmal in der ganzen frechen Erzählung des Mädchens nichts gelogen war. „Mara oder das Opfer der Spinne.“ Jetzt begriff er auf einmal ihres Tanzes Titel und Gegenſtand. Sie hatte getanzt, was ſie früher gelebt hatte.

Ich hab' mein Sach auf nichts geſtellt: mit dieſem inneren Kehrreim begleitete Friedrich während der Abendtafel ſeine etwas gequälte, äußerlich überſchäumende Luſtigkeit. Er und der Schiffsarzt tranken Champagner. Schon bei der Suppe hatte Friedrich die erſte Flaſche beſtellt und ſogleich mehrere Kelche hinuntergegoſſen.

Je mehr er trank, um ſo weniger ſchmerzte ihn ſeine Wunde, um ſo wundervoller erſchien ihm die Welt: will ſagen, ſie ſchien ihm voller Wunder und Rätſel zu ſein, von denen umgeben, von denen durchdrungen er ſelbſt den Rauſch eines Abenteurer-Daſeins genoß. Er war ein glänzender Unterhalter. Er populariſierte dabei mit Glück ſeinen Bildungsſchatz. Er beſaß überdies einen leichten Humor, der ihm auch dann zu Gebote ſtand, wenn bittre Humore, ſo wie jetzt, den tiefen Grund ſeiner Seele bevölkerten. So kam es, daß die Kapitänsecke an dieſem Abend unter dem Bann ſeines Geiſtes ſtand.

Er trug jenen Glauben an die alleinſeligmachende Kraft der Wiſſenſchaft und des modernen Fortſchritts zur Schau,

der ihn eigentlich schon verlassen hatte. In dem festlichen Glanz von zahllosen Glühlampen, aufgeregt durch Wein, Musik und den rhythmisch pulsierenden Gang des wandernden Schiffskörpers, schien ihm indessen wirklich zuweilen, als wenn die Menschheit, mit klingendem Spiel, auf einer festlichen Prozession nach den glückseligen Inseln begriffen wäre. Vielleicht würde der Mensch dereinst mit Hilfe der Wissenschaft unsterblich. Man würde Mittel und Wege finden, die Zellen des Körpers jung zu erhalten. Man hatte jetzt schon tote Tiere durch Einspritzen einer Salzlösung zum Leben erweckt. Er sprach von den Wundern der Chirurgie, die oft das Gesprächsthema bilden, wenn der Gegenwartsmensch sich der ungeheuren Überlegenheit seines Zeitalters bewußt werden will. Binnen kurzem würde die soziale Frage durch die Chemie gelöst und Nahrungssorge den Menschen eine gewesene Sache sein. Die Chemie nämlich stehe dicht vor der Möglichkeit, tatsächlich aus Steinen Brot zu machen, was bisher nur der Pflanze gelang.

Mit Grauen dachte Friedrich mitten im Trubel aller Betäubungen an den Beginn der Schlafenszeit. Er wußte, daß er kein Auge schließen würde. Er ging nach Tisch mit dem Arzt in den Damensalon, von da in das Rauchzimmer. Nicht lange, so trat er wieder an Deck heraus, wo es finster und öde geworden war und der Wind wieder heftig und kläglich durch das Takelwerk der Notmasten greinte. Es war bitter kalt, und Friedrich schien es, als ob Schneeflocken seine Wangen streiften. Endlich mußte er sich entschließen, zur Ruhe zu gehn.

Zwei Stunden lang, etwa die Zeit zwischen elf und ein Uhr nachts, befand er sich, auf seiner Matratze zusammengekrümmt, meist im Zustande wachen Grübelns und zuweilen, auf kurze Zeit, in einem ziemlich qualvollen Dämmer, zwischen Wachen und Schlaf. In beiden Zuständen ward seine Seele von einem Zudrang visionärer Bilder aufgeregt, zuweilen war es ein wilder Reigen, zuweilen ein starres,

quälendes Einzelgeſicht, das nicht weichen wollte. Alles in allem beſtand ein rettungsloſer Zwang, das innere Auge für die Spiele fremder Mächte offen zu halten. Er hatte die Lampen abgeſtellt, und nun, in der Dunkelheit, wo der äußere Sinn des Auges unbeſchäftigt blieb, empfand er doppelt, was ihm Gehör und Gefühl vermittelten: alle Geräuſche und Bewegungen des gewaltigen Schiffs, das ſeinen Kurs durch die mitternächtige See gleichmäßig fortſetzte. Er hörte das Wühlen des Propellers in ſeiner Raſtloſigkeit. Es war wie das Arbeiten eines gewaltigen Dämons, der in die Fron der Menſchheit gezwungen war. Er hörte Rufen, Schreiten, wenn die Kohlenarbeiter die Schlacken der gewaltigen Herde in den Ozean ſchütteten. Fünfundzwanzigtauſend Zentner Kohlen wurden mit der Speiſung dieſer Herde, während der Fahrt nach New York, verbraucht.

Im übrigen war Friedrichs Vorſtellungswelt im Banne „Maras" und manchmal im Banne ſeiner zurückgelaſſenen Frau, deren Leiden er ſich zum Vorwurf machte: jetzt, wo Ingigerd Hahlſtröm ſeine Neigung entwürdigt hatte. Seine ganze Pſyche ſchien in den Zuſtand der Reaktion gegen das Gift dieſer Leidenſchaft geraten zu ſein. Ein ſchweres Fieber raſte in ihm. Und das, was in dieſem Zuſtand ſein „Ich" vertrat, war nach dem „Du", nach „Mara", auf einer wütenden Jagd begriffen. Er griff ſie auf in den Straßen Prags und ſchleppte ſie zu der Mutter zurück. Er entdeckte ſie in verrufenen Häuſern. Er ſah ſie im Hauſe eines Mannes ſtehen, der ſie aus Mitleid aufgegriffen und mit in die Wohnung genommen hatte, wo ſie, von ihm verſchmäht, Stunde um Stunde weinend am Fenſter ſtand. Friedrich hatte den teutſchen Jüngling noch nicht völlig abgeſtreift. Das alte verſchliſſene Ideal der „deutſchen Jungfrau" beſaß im Grunde noch für ihn ſeinen Heiligenſchein. Aber ſo oft auch Friedrich „Mara" bei ſcheußlichen Dingen ertappte, ſo oft er ſie in ſeinen Phantaſien von ſich ſtieß, ihr Bild mit allen moraliſchen Kräften ſeines Weſens zu tilgen ſuchte,

ihr goldumlocktes Antlitz, ihr weißer gebrechlicher Mädchenleib traten durch jeden Vorhang, durch jede Mauer, durch jeden Gedanken wieder hervor, gleich unzerstörbar durch Gebet wie durch Fluch.

Kurz nach ein Uhr nachts wurde Friedrich aus seiner Koje geworfen. Im nächsten Augenblick taumelte er gegen das Bett zurück. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß der „Roland" wieder in bewegtere Gegenden des Atlantiks geraten war und das Wetter sich wieder verschlimmert hatte.

Zwischen fünf und sechs Uhr des Morgens bereits war Friedrich an Deck. Er hatte den gestrigen Platz, auf der Bank, gegenüber der Stiege hinunter zum Speisesaal, wieder eingenommen. Von dorther brachte sein Steward, ein junger, unermüdlicher Mensch, gebürtig aus der Provinz Sachsen, ihm heißen Tee und Zwieback herauf: Dinge, die not taten.

Immer wieder wurde das Deck von Seewasser überspült. Von dem Dache des kleinen Überbaus, der die Treppe schützte, stürzten mitunter Ströme von Wasser herab, so daß der kleine Kollege Panders, der jetzt dort Wache hielt, ganz durchnäßt wurde. Der „Roland" trug bereits Eiskristalle an seinen Notmasten und in seinem Takelwerk. Regen und Schneegestöber wechselten. Und der graue trostlose Dämmer des Morgens, mit seinem Aufruhr, dem Heulen, Pfeifen und Winseln des heftigen Winds um Masten und Takelwerk, mit seinem wilden und allgemeinen Gezisch und Gerausch, wollte, so schien es, sein Dasein verewigen.

Die Hände an seinem gewaltigen Teeglase wärmend, blickte Friedrich mit glühenden, wie es ihm vorkam, eingesunkenen Augen, jeweilig über die sich gerade senkende Bordwand des rollenden und stampfenden Schiffes hinaus. Er fühlte sich leer. Er fühlte sich stumpfsinnig, ein Zustand, der ihm indessen nach der nächtigen Bilderflucht willkommen war. Immerhin erfrischte ihn auch die starke, feuchte, brom-

reiche Luft und auf der Zunge der Salzgeschmack. Bei leisem Frösteln, unter dem hochgeklappten Kragen seines Mantels, meldete sich sogar eine angenehme Schläfrigkeit.

Dabei empfand er den Wogenaufruhr und den Kampf des schwimmenden Hauses in seiner vollen Großartigkeit: die Schönheit und Kraft des bestimmten Kurses, womit es die rollenden Höhenzüge durchschnitt, oder eigentlich mit immer neuem, gelassenem Todesmut durchbrechen mußte. Friedrich lobte bei sich das wackere Schiff, als ob es lebendig wäre und seine Erkenntlichkeit zu beanspruchen hätte.

Kurz nach sieben erschien ein dünner und schlanker Mensch in Schiffsuniform, der sich Friedrichen langsam näherte. Er führte den Finger leicht an die Mütze und fragte: „Sind Sie Herr von Kammacher?"

Als Friedrich bejahte, zog er einen Brief aus der Brusttasche, erklärte, daß er gestern mit der Lotsenpost von Frankreich eingetroffen sei, aber nicht sofort zugestellt werden konnte, weil der Name Kammacher in der Passagierliste nicht zu finden gewesen wäre. Der Herr hieß Rinck und hatte das deutsch-amerikanische Seepostamt an Bord des „Roland" unter sich.

Friedrich versteckte den Brief, auf dem er die Hand seines Vaters erkannt hatte. Er fühlte, wie seine Lider unter einem heißen Andrang sich schließen mußten.

Doktor Wilhelm traf Friedrich in einer weichen Stimmung an.

„Ich habe geschlafen wie ein Bär," sagte der Schiffsarzt, und man merkte an seinem gesunden und erfrischten Gesichte, der behaglichen Art seines Dehnens und Gähnens, daß er sich wirklich von Grund aus erfrischt hatte. „Kommen Sie nach dem Frühstück mit ins Zwischendeck? Eh' wir gehen, machen wir uns aber in meiner Apotheke erst mit Insektenpulver kugelfest."

Dies war geschehen. Die Herren hatten gefrühstückt: Bratkartoffeln und kleine Koteletts, ham and eggs, gebratenen Flunder und anderen Fisch! Dazu hatten sie Tee und Kaffee getrunken, nun begaben sie sich ins Zwischendeck.

Als sie sich einigermaßen an das dort herrschende Zwielicht gewöhnt hatten — jeder hielt sich, um nicht zu fallen, an einem der senkrechten eisernen Träger der Decke fest — sahen sie sich einem am Boden ächzenden, jammernden, schreienden, geschüttelten Menschengewimmel gegenüber. Die Ausdünstungen vieler Familien russischer Juden mit Kind und Kegel, Sack und Pack, verdarben die Luft, da es nicht möglich war, Luken zu öffnen. Blasse Mütter, mehr tot als lebendig, mit offenen Mündern und geschlossenen Augen daliegend, hatten Säuglinge an der Brust, und es war furchtbar zu sehen, wie sie willenlos hin und her gerollt, von den Konvulsionen des Brechreizes gemartert wurden. „Kommen Sie," sagte Doktor Wilhelm, der etwas wie Schwindel im Gesicht des Kollegen bemerkt hatte, „beweisen wir unsere Überflüssigkeit." Aber Doktor Wilhelm, von der Krankenschwester begleitet, konnte doch hie und da etwas Gutes tun. Er verordnete Trauben und andere Genußmittel, die aus den Speisekammern der ersten Kajüte geliefert wurden.

So ging es von Abteilung zu Abteilung, mit nicht geringer Mühe und Anstrengung, wo sich überall Elend auf der Flucht vor dem Elend zusammendrängte. Selbst auf den bleichen Gesichtern derer, die sich irgendwo in diesem schwankenden Schubfach der Verzweiflung aufrecht hielten, lag ein Ausdruck finster-gehässiger Bitterkeit. Es war hier auch manches hübsche Mädchen zu finden. Die Blicke der Ärzte und dieser Mädchen trafen sich. Eine große Gefahr, eine große Not läßt das Leben des Augenblicks begehrlicher auflodern. Es ist eine tiefe Gleichheit, die da von den Menschen empfunden wird. Zugleich erzeugt sich Verwegenheit.

Friedrichen blieb der tiefe und finstere Blick einer jungen russischen Jüdin in Erinnerung. Wilhelm, dem es wohl nicht entgangen war, daß sein Kollege auf das Mädchen, und dieses auf ihn Eindruck gemacht hatte, konnte sich nicht enthalten, diese Tatsache zu berühren, indem er Friedrichen lachend beglückwünschte.

Im Weiterschreiten sahen die Herren sich durch Wilke gestellt und mit gröhlender Stimme angerufen. Das Bild des Landsmannes aus der Heuscheuer hatte sich inzwischen verändert, weil er augenscheinlich dem Jammer seines Zustandes durch Genuß von Schnaps entgegenzuwirken versucht hatte. Wilhelm schnauzte ihn an, da Wilke seiner Umgebung lästig, ja gefährlich war. In seiner Betrunkenheit schien er sich für verfolgt zu halten. Sein geöffnetes Bündel schmutziger Lumpen lag neben Käse und Brotresten auf der Matratze, und er hatte sein offenes Taschenmesser, eine Art Nickfänger, in der Rechten.

Wilke schrie, er sei von seinen Nachbarn, von den Stewards, von den Matrosen, von dem Proviantmeister, vom Kapitän bestohlen worden. Friedrich nahm ihm das Messer weg, redete ihn bei Namen an und führte ihm, indem er eine Narbe am struppigen Halse des Gewaltkerls anfaßte, zu Gemüt, daß er nach einer Messerstecherei von ihm schon einmal genäht und mit knapper Not am Leben erhalten worden sei. Wilke erkannte Friedrich und wurde ruhiger.

Als die beiden Ärzte wieder emporgestiegen waren und die reine Luft des Ozeans atmeten, hatte Friedrich die Empfindung, einer erstickenden Hölle entronnen zu sein.

Sie schritten mit vieler Mühe über das nasse, leere Deck, das immer wieder von überkommenden Wogen gebadet wurde. Aber es war ein befreiender Graus, der Friedrich erfrischte. Um den Brief von Hause zu lesen, den er beinahe vergessen hatte, begab er sich in den Damensalon. Einige jener Damen, die von der Seekrankheit nicht zu leiden

hatten, saßen dort vereinzelt umher, in einem schlaffen, ermüdeten Zustand. Das ganze Gemach roch nach Plüsch und Lack, hatte Spiegel in Goldrahmen und einen Konzertflügel. Der Tritt der Füße wurde durch einen Teppich lautlos gemacht.

Friedrich von Kammachers Vater schrieb:

Lieber Sohn!

Ich weiß nicht, ob dieser Brief Dich treffen wird und wo er Dich treffen wird? Vielleicht erst in New York, wo er möglicherweise später als Du eintrifft. Eigentlich solltest Du den Gruß Deines alten Vaters und Deiner guten Mutter noch mit auf Deine, uns einigermaßen überraschende Reise nehmen. Aber wir sind ja gewohnt an Überraschungen durch Dich, da wir ja Dein Vertrauen schon seit langem nur in sehr bedingtem Maße genießen. Ich bin Fatalist und übrigens weit entfernt davon, Dich mit Vorwürfen zu ennuyieren. Es ist aber schade, daß sich seit der Zeit Deiner Mündigkeit so viele Gegensätze in unserem Denken und Handeln aufgetan haben. Gott weiß es, daß das sehr schade ist. Hättest Du doch manchmal auf mich gehört ... doch wie gesagt, mit „hättest Du doch" und ähnlichen Redensarten, die nachhinken, ist nichts auszurichten! — Lieber Junge, da Du nun einmal vom Schicksal in bitterer Weise heimgesucht worden bist, — ich sagte Dir gleich, Angele stammt aus einer ungesunden Familie — so halte jetzt wenigstens Kopf und Nacken hoch, denn wenn Du das tust, ist nichts verloren. Ich möchte Dich ganz besonders bitten, daß Du Dir den Unsinn mit der fehlgeschlagenen Bazillenriecherei nicht etwa zu Herzen nimmst. Ich sage Dir jetzt nicht zum erstenmal, daß ich den ganzen Bazillenlärm für Schwindel halte. Pettenkofer schluckte ja auch eine ganze Typhusbazillen-Kultur, ohne daß es ihm etwas anhatte. Meinethalben geh nach Amerika: das braucht durchaus kein übler Gedanke, keine verfehlte Unternehmung zu sein. Ich kenne Leute, die sind

von dort, nachdem sie hier in Europa Schiffbruch gelitten hatten, als beneidete, umschmeichelte Millionäre zurückgekommen. Und ich zweifele nicht, Du hast, nach allem, was Du erleben mußtest, reichlich und reiflich den Schritt erwogen, den Du nun tust.

Mit einem Seufzer und einem kurzen, beinahe unhörbaren Auflachen faltete Friedrich den Brief zusammen. Er wollte ihn später zu Ende lesen. Da bemerkte er jenen amerikanischen Schlingel, an dem er sich schon gestern geärgert hatte, im Flirt mit einer jungen Dame, wie er wußte, einer Kanadierin. Er wollte seinen Augen nicht trauen, als plötzlich in dem feuergefährlichen Raum ein Häufchen schwedischer Zündhölzer aufloderte, das der Jüngling in Brand gesteckt hatte. Ein Steward kam und bemerkte, in aller Bescheidenheit sich zu dem Dandy niederbeugend, daß er die Pflicht habe, ihn auf das Unstatthafte seines Tuns hinzuweisen. Worauf ihn jener mit einem „Get out with you, idiot" fortschickte.

Friedrich zog den Brief seiner Mutter hervor und mußte, bevor er zu lesen begann, flüchtig über die Frage nachdenken: welch ein Stoff wohl im Schädel des jungen Amerikaners das Hirn vertreten möchte. Die Mutter schrieb:

Geliebter Sohn.

Die Gebete Deiner Mutter begleiten Dich. Du hast viel erfahren, viel erlebt und viel erlitten bei jungen Jahren. Damit Du aber gleich auch etwas Freudiges zu hören bekommst, wisse: Deine Kinderchen sind wohlauf. Ich habe mich vor drei Tagen überzeugt, daß sie es bei dem jovialen Pastor Mohaupt gut haben. Albrecht hat sich prächtig herausgemacht, Bernhard, der ja mehr seiner Mutter ähnelt und immer ein schweigsamer Junge gewesen ist, erschien mir frischer und auch gesprächiger, und es scheint, daß ihm das Leben im Pastorhause und in der Landwirtschaft Freude macht. Herr Mohaupt meint, beide Jungens seien keineswegs unbegabt. Sie haben

bei ihm bereits den ersten lateinischen Unterricht. Die kleine Annemarie fragte mich schüchtern nach Mama, aber ganz besonders und oft nach Dir. Ich habe gesagt, in New York oder Washington sei ein großer Kongreß, wo sie der schrecklichen Tuberkulose — Auszehrung oder Schwindsucht, sagte ich — mal endlich den Garaus machen würden. Junge, komm nur bald in das liebe, alte Europa zurück.

Ich habe mit Binswanger eine lange Unterredung gehabt. Er sagte mir, daß Deine Frau hereditär belastet ist. Das Leiden habe in ihr gelegen und würde unbedingt früher oder später ausgebrochen sein. Er sprach auch von Deiner Arbeit, liebes Kind, und meinte, Du möchtest Dich nur nicht ducken lassen. Vier, fünf Jahre eifriger Arbeit, und Deine Schlappe sei wettgemacht. Mein lieber Friedrich, folge doch Deiner alten Mutter und wende Deine Seele vertrauensvoll zu unserem lieben himmlischen Vater zurück. Ich glaube, Du bist ein Atheist. Lache nur über Deine Mutter! Glaube mir, wir sind nichts ohne Gottes Beistand und Gottes Gnade. Bete manchmal: es schadet nichts! Ich weiß, wie Du Dir in mancher Beziehung mit Unrecht Angeles wegen Vorwürfe machst. Binswanger sagt, in dieser Beziehung könntest Du vollkommen ruhig sein. Aber wenn Du betest, glaube mir, wird Gott jeden Gedanken an Schuld aus Deiner geängsteten Seele nehmen. Du bist nicht viel über dreißig hinaus. Ich aber ebensoviel über siebzig. Mit der Erfahrung von vierzig langen Jahren, die ich vor Dir, meinem Jüngsten, voraushabe, sage ich Dir, Dein Leben kann sich noch so gestalten, daß Du eines Tages von Deinen jetzigen Nöten und Leiden kaum noch die Erinnerung hast. Die Tatsachen werden Dir zwar vor dem Geiste stehen: allein Du wirst vergeblich versuchen, Dir das lebendige Leiden und Fühlen vorzustellen, was für Dich heute damit verknüpft ist. Ich bin eine Frau. Ich habe Angele lieb gehabt. Dennoch

habe ich sie und Dich, und Dich und sie mit ganz gerechtem Sinne beobachtet. Glaube mir: sie hätte mitunter jeden Mann zur Verzweiflung gebracht.

Der Schluß des Briefes war mütterliche Zärtlichkeit. Friedrich fand sich im Geist an das Nähtischfenster seiner Mutter versetzt und küßte ihr Scheitel, Stirn und Hände.

Als Friedrich aufblickte, sah er den Steward, der abermals zu dem Dandy getreten war, und hörte, wie dieser ihn auf gut Deutsch mit den lauten Worten: „Der Kapitän ist ein Esel!" fortschickte. Ein Wort, das allen wie ein elektrischer Schlag durch die Nerven ging. Dabei brannte schon wieder der Scheiterhaufen mit einem schwanken Flämmchen durch den von bänglichem Dämmer beladenen, feuergefährlichen Raum.

Friedrich präparierte im Geist sauber, nach allen anatomischen Kunstregeln, das Kleinhirn und Großhirn des Jünglings heraus, gleichsam um das Zentrum der Stupidität, die ohne Zweifel die ganze Seele des jungen Amerikaners ausmachte, vor den Studierenden bloßzulegen. Und außerdem war die hier zutage tretende Frechheit, die vielleicht auch im Hirn ihre Zentralstelle hatte, ein Ding von der größten Seltenheit. Friedrich von Kammacher mußte lachen und empfand inmitten der Heiterkeit, daß er nun insofern einer neuen Freiheit genoß, als „Mara", die kleine Ingigerd Hahlström, keine Gewalt mehr über ihn hatte, ja, ihm beispielsweise weniger als die dunkle Jüdin bedeutete, die er vor kaum einer Viertelstunde zum ersten Male erblickt hatte.

Kapitän von Kessel trat herein. Er nahm, nachdem er Friedrich mit leichtem Nicken des blonden Kopfes begrüßt hatte, am Tisch einer älteren Dame Platz, die sogleich lebhaft auf ihn einredete. Es wurden inzwischen Blicke gewechselt zwischen dem jungen Dandy und der schönen Kanadierin, die bleich und vergangen, aber kokett im Fauteuil lehnte. Friedrich urteilte, daß sie eine Frau von ungewöhnlicher, süd-

licher Schönheit wäre: gerade Naſe, vibrierende Flügelchen, ſtarke, edelgeſchwungene Brauen, ſchwarz, wie das Haupthaar, und der ſchattenhafte Flaum um den feinen, ſprechenden, zuckenden Mund. Da ſie bei ihrem Schwächezuſtand, infolge der ſtarken Bewegung des Steamers, dem Anreiz zum Lachen nicht widerſtehen konnte und ihr Verehrer mit komiſchem Ernſt abermals ſeine Streichhölzer aufſchichtete, zog ſie ſich einen ſchwarzen Spitzenſchal zeitweilig über das ganze Geſicht.

Es war ein ſpannender Augenblick, als es den unzweideutigen Anſchein gewann, daß der Jüngling ſein feuergefährliches Spiel, trotzdem jetzt der Kapitän zugegen war, nochmals beginnen wollte.

Von Keſſel, breit und ſchwer, mit ſeinen etwas zu kurzen Beinen, erſchien in dem zierlichen Damenſalon einigermaßen unproportioniert. Er ſaß gelaſſen und plauderte friedlich. Man konnte am Ausdruck ſeines Geſichtes übrigens merken, daß er, des Wetters wegen, in ernſter Stimmung war. Plötzlich flammte der Scheiterhaufen. Und nun wandte ſich der ruhige Bernhardinerkopf des Kapitäns ein wenig herum, und jemand ſagte das Wort „Auslöſchen!" in einem Ton, der nicht mißzuverſtehen war und wie ihn Friedrich ſo knapp, ſo befehlend und ſo wahrhaft furchtbar nie bisher von eines Mannes Lippen vernommen hatte. Der erbleichte Jüngling hatte im Nu ſein Feuerchen ausgequetſcht. Die ſchöne Kanadierin ſchloß die Augen ...

Der Barbier, bei dem ſich Friedrich kurz darauf raſieren ließ, ſagte: „Das Wetter iſt miſerabel." Er war ein intelligenter Mann, der trotz des gewaltigen Schaukelns mit großer Sicherheit ſeine Kunſt betrieb. Er erzählte nochmals die Geſchichte von der Nordmania und wie durch die Springflut das Klavier durch den Boden des Damenſalons angeblich bis in den Schiffsraum hinuntergeſchlagen worden war. Ein deutſches Dienſtmädchen kam, das er Roſa nannte, und dem er Eau de Cologne aushändigte. Die Landpomeranze

sah kerngesund und nicht sehr erleuchtet aus. „Es ist schon die fünfte Flasche Eau de Cologne," sagte der Barbier, „seit Kuxhaven. Sie dient bei einer Frau mit zwei Kindern, die von ihrem Manne geschieden ist. Das Dienstmädchen hat keine guten Tage. Sie muß für monatlich sechzehn Mark zu jeder Stunde morgens, mittags, vor und nach Mitternacht zur Verfügung stehn. Ich habe der Frau die Frisur in Ordnung gebracht. Was ist sie doch da nicht über diese Rosa hergezogen. Nicht die leiseste Spur von Erkenntlichkeit." Friedrichen war es angenehm, sich von dem lebhaften Manne, während er ausgestreckt auf einem patentierten Operationsstuhle lag und sich schaben ließ, allerlei Dinge erzählen zu lassen. Es leitete ab, es beruhigte ihn. Er genoß einen kleinen Vortrag über moderne Schiffskonstruktion. Es sei ein Fehler, daß man soviel Gewicht lege auf den Rekord der Schnelligkeit. Wie sollte solch ein leichtgebautes, oblatendünnes Riesengebäude auf Dauer einer schweren See standhalten. Dabei die ungeheuren Maschinen, der ungeheure Kohlenverbrauch. Der „Roland" sei allerdings ein gutes Schiff und auf den Werften von John Elder & Co. in Glasgow erbaut worden. Er wäre seit Juni achtzehnhundert-einundachtzig in Dienst gestellt. Er habe fünftausendachthundert indizierte Pferdekräfte. Hundertfünfzehn Tonnen betrage sein täglicher Kohlenverbrauch. Er laufe dabei sechzehn Knoten die Stunde. Sein Register-Tonnengehalt erreiche die Zahl viertausendfünfhundertzehn. Er besitze eine dreizylindrige Compoundmaschine. Seine Besatzung belaufe sich auf hundertundachtundsechzig Mann.

Alle diese Details wußte der Schiffsbader wie am Schnürchen herzuzählen. Ärgerlich, als ob er persönlich damit die größte Mühe hätte, erzählte er, der „Roland" schleppe bei jeder Überfahrt in seinen Kohlenbunkern fünfundzwanzig und mehr Tausend Zentner Steinkohle mit. Er blieb dabei: eine langsame Fahrt sei bequem und sicher, während eine schnelle Fahrt gefährlich und teuer sei.

Der kleine Barbierſalon würde mit ſeinem elektriſchen Licht behaglich geweſen ſein, wenn er feſtgeſtanden hätte. Leider aber bewegte er ſich, wobei ſeine Wände von dem Puls der Maſchine bebten und zitterten und draußen die Woge mit tigermäßigem Grimm gegen das dicke Glas der Luke ſprang. Die Flakons in den Schränken klirrten und klapperten: der Barbier aber meinte, die langſamer gehenden, ſchwerer gebauten Schiffe hätten einen bei weitem ruhigeren Gang.

Dann ſprach er von einer kleinen Perſon, die gefärbtes Haar trage: „Sie hat," ſagte er, „wohl über eine Stunde auf dem Operationsſtuhle liegend zugebracht und ſich Schminken ſowie verſchiedenen Puder und nach und nach meinen ganzen Vorrat an Pinaud und Roger et Gallet zeigen laſſen." Der Coiffeur lachte in ſich hinein. Er meinte, daß man auf Seereiſen Gelegenheit finde, die allerſeltſamſten Frauensperſonen kennen zu lernen, und gab gewiſſe Geſchichten zum beſten, die er angeblich ſelbſt erlebt und deren Heldin jedesmal eine erotomaniſche Dame war.

Beſonders furchtbar war der Vorfall mit einer jungen Amerikanerin, die man ohne Beſinnung in einem der hängenden Rettungsboote gefunden hatte, wo ſie nach und nach von der ganzen Mannſchaft mißbraucht worden war: Friedrich wußte, daß für die Richtung, in der ſich die Phantaſie des Barbiers bewegte, die Perſon Ingigerd Hahlſtröms den Anlaß gab. Sie hatte auf eben dem Stuhle geſeſſen, auf dem er noch immer ruhend lag; und an dem ſtockenden, dann wieder ſpringenden Schlag ſeines Herzens mußte er mit Entſetzen merken, daß die Macht der Kleinen noch nicht gebrochen war.

Friedrich ſprang auf und ſchüttelte ſich. Es war ihm, als müſſe er in heiße und kalte Bäder unter peitſchende Duſchen kalten Waſſers hinein, um ſich außen und innen rein zu waſchen, um ein widerwärtiges, ſchwärendes Gift aus dem Blute zu ziehn.

Die Barbierstube lag in der hinteren Hälfte des Schiffskörpers. Wenn man heraustrat, konnte man Zylinder und Wellen der Dampfmaschinen arbeiten sehn. Friedrich kletterte mühsam empor auf das Wandeldeck und kroch in das überfüllte Rauchzimmer, obgleich es ihn eigentlich anekelte, mit lärmenden Menschen zusammengepfercht zu sein.

Doktor Wilhelm hatte ihm Platz gehalten. „Nun, Sie waren im Zwischendeck," sagte der Kapitän, gegen Friedrich gewandt, wobei er schalkhaft ein wenig lächelte: „unser Doktor sagte mir, eine schöne Debora habe Ihnen einen gefährlichen Eindruck gemacht." Friedrich lachte, und somit war das Gespräch von Anbeginn in heitere Bahnen gelenkt.

In ihrem Winkel saßen die Skatspieler. Es waren Geschäftsleute von apoplektischer Konstitution. Sie hatten seit dem Frühstück Bier getrunken und Skat gespielt, wie sie es immer, außer im Schlaf, seit Beginn der Reise getan hatten. Die Unterhaltungen der übrigen interessierten sie nicht. Weder taten sie Fragen nach dem Wetter, noch schien ihnen das Schaukeln des Schiffskolosses oder das öde und grimmige Pfeifen des Windes bemerkbar zu sein. Die Wucht des Schwunges, den das rollende Schiff erdulden mußte, war mitunter so groß, — vom Backbord nach Steuerbord und vom Steuerbord nach Backbord hinüber! — daß Friedrich sich unwillkürlich anklammerte. Er hatte dann manchmal ein Gefühl, als könnte Backbord über Steuerbord oder Steuerbord über Backbord hereinstürzen. In diesem Falle würde dann der Kiel des „Roland" in freier Luft, dafür aber die Kommandobrücke, Masten und Schornsteine mit erheblichem Tiefgang unter dem Wasserspiegel gewesen sein. Dann wäre wohl alles verloren gewesen: nur diese drei Skatspieler, wie ihm schien, hätten auch wohl, mit den Köpfen nach unten, weitergespielt.

Hahlströms lange Gestalt kroch gebeugten Kopfes in den Qualm der Schwemme herein. Sein helles, kaltes, kritisches Auge suchte einen Platz auszumitteln. Er ließ den Mann

ohne Arme unbeachtet, der ihm ironiſch ſpaßhaft entgegenſchrie. Nachdem er ſich in möglichſt weiter Entfernung von Stoß mit gelaſſener Höflichkeit etwas Platz geſucht hatte, zog er einen Tabaksbeutel und eine kurze holländiſche Pfeife heraus. Friedrichs erſter Gedanke war: wo iſt Achleitner? „Wie geht's Ihrer Tochter?“ fragte der Schiffsarzt. „Oh,“ meinte Hahlſtröm, „das geht vorüber. Das Wetter wird beſſer werden, denke ich.“ Die ganze Geſellſchaft, die ſich naturgemäß aus den ſeefeſten und ſeegewohnten Elementen rekrutierte, nahm nun für eine Weile an dem Wettergeſpräch teil. „Iſt es denn wahr, Herr Kapitän,“ fragte jemand, „daß wir heute nacht beinahe auf ein ſchwimmendes Wrack gerannt wären?“ Der Gefragte lächelte, ohne zu antworten. „Wo ſind wir eigentlich jetzt, Herr Kapitän? Haben wir heut in der Nacht Nebel gehabt? Ich habe doch mindeſtens eine Stunde lang alle zwei Minuten die Sirene gehört!“ — Kapitän von Keſſel blieb aber in allem, was Leitung und Schickſal der Fahrt betraf, einſilbig. „Iſt es wahr, daß wir Goldbarren für die große Bank in Waſhington an Bord haben?“ Von Keſſel lächelte und blies einen dünnen Rauchſtrahl durch das blonde Barthaar hervor in die Luft. „Das hieße ja Eulen nach Athen tragen,“ bemerkte Wilhelm: und jetzt konnte nicht ausbleiben, daß das große Thema der Welt, das Thema der Themen zur allgemeinſten Verhandlung kam. Jeder der Reiſenden hatte natürlich ſogleich Heller für Pfennig ſein eigenes Vermögen im Kopf oder ſuchte wenigſtens möglichſt genau einen Überblick. Faſt alle wurden zu Rechenmaſchinen, während ſie äußerlich das Vermögen der Waſhington-Bank mit der Bank von England, dem Crédit Lyonnais, mit den Reichtümern der amerikaniſchen Milliardäre laut in Vergleich brachten. Bei dieſem Geſpräch horchten ſogar die Kartenſpieler hie und da einen Augenblick.

Amerika litt unter einer geſchäftlichen Depreſſion. Ihre Urſachen wurden erörtert. Die gegenwärtigen Amerikaner

waren in der Mehrzahl demokratisch gesinnt und wälzten die Schuld auf die Republikaner. Der Tammany-Tiger war der Gegenstand ganz besonderer Wut. Er hatte nicht nur New York in den Pranken, dessen Bürgermeister eine Kreatur von Tammany war, sondern fast alle guten und einfluß-reichen Stellen im Lande waren von Tammany-Leuten be-setzt. Jeder von diesen wußte sein Schäfchen zu scheren, und das amerikanische Volk wurde ausgesaugt. Die Korruption in den leitenden Stellen war riesenhaft. Für die Flotte würden Milliarden bewilligt, und wenn mal endlich ein Schlachtschiff zustande käme, so sei das viel: denn das ganze Gold versickere weit vom Bestimmungsort in die Taschen friedlicher Amerikaner, deren Interesse für die Marine das denkbar geringste sei. „Ich möchte in Amerika nicht be-graben sein," rief, mit seiner schneidenden Stimme, der Armlose. „Es wäre mir noch im Grabe zu öde und lang-weilig. Ich hasse das Spucken und Icewater-Trinken bis in den Tod." Es brach ein großes Gelächter aus. Stoß fand sich dadurch zu weiteren Ausfällen aufgewiegelt. „Der Amerikaner ist ein Papagei, der unaufhörlich die beiden Worte dollar und business spricht. Business and dollar! Dollar and business! An diesen zwei Worten ist in Ame-rika die Kultur krepiert. Nicht einmal den Spleen kennt der Amerikaner. Denken Sie bloß an den furchtbaren Aus-druck: das Dollarland. Bei uns in Europa wohnen doch Menschen.

Der Amerikaner sieht alles in der Welt und auch seinen Mitmenschen immer nur daraufhin an, welchen Wert er in Dollarn ausgedrückt repräsentiere. Außer dem in Dol-larn Ausgerechneten sieht er nichts. Und dann kommen diese Herren Carnegie und Konsorten und wollen uns mittels des widerwärtigen Inhalts ihrer Kramladenphilosophie in Erstaunen setzen. Meinen Sie denn, die Welt sei gefördert, wenn sie ihr ihre Dollar abknöpfen? — oder wenn sie ihr einen Teil der abgeknöpften Dollar, mit großem Trara,

wieder zurückschenken? Meinen Sie, wenn sie die Gnade haben, uns zu scheren, so werden wir dafür unsere Mozart und Beethoven, unsere Kant und Schopenhauer, unsere Schiller und Goethe, unsere Rembrandts, Leonardos und Michel Angelos, kurz unseren ganzen geistigen europäischen Riesenbesitz über Bord werfen? Was ist denn dagegen so ein armer Lumpenhund von einem amerikanischen Milliardär und Dollarkretin? Er mag uns um milde Gaben ansprechen!"

Der Kapitän bat Friedrich, ihm einige Worte in sein Gedenkbuch einzutragen. Bei dieser Gelegenheit zeigte er ihm das Kartenhaus und das Ruderhaus, wo sich das große Rad, hinter dem Kompaß, befand, das ein Matrose nach den Befehlen des ersten Steuermanns, die durch ein Sprachrohr kamen, bewegte. Der „Roland" lag, wie an der Rose des Kompasses zu erkennen war, West-Süd-West an, weil der Kapitän bei mehr südlichem Kurs besseres Wetter zu treffen hoffte. Der Matrose am Ruder teilte nicht einen Augenblick seine Aufmerksamkeit. Sein bronzenes, wetterhartes Gesicht mit dem blonden Bart und den meerblauen Augen hing mit unbeirrbarem Ernst an der West-Süd-West-Linie des Kompasses fest, dessen Rose, in ihrem runden Kupfergehäuse kardanisch aufgehängt, trotz der Bewegungen, die der immer großartig hüpfende, großartig springende, elefantenhaft vorwärtsrauschende Steamer machen mußte, in der Horizontale blieb.

In seinem Privatzimmer wurde der Kapitän gesprächiger. Friedrich mußte Platz nehmen, und der schöne blonde Germane, dessen Augen aus derselben Schachtel stammten, wie die des Matrosen, der am Ruder stand, bot ihm Zigarren an. Friedrich erfuhr, daß von Kessel unverheiratet war und zwei ältere unverheiratete Schwestern hatte, außer einem Bruder, der Frau und Kinder besaß. Die Bilder der Schwestern, des Bruders, seiner Gattin und ihrer Kinder, sowie

die Photographien der Eltern des Kapitäns bildeten, symmetrisch über einem rotbraunen Plüschsofa aufgehängt, ein besonderes Heiligtum.

Friedrich vergaß nicht, seine Frage zu tun: ob von Kessel mit ausgesprochener Neigung bei seinem Berufe sei. „Weisen Sie mir an Land eine Stelle nach," bekam er zur Antwort, „wo ich das gleiche Auskommen finden kann, und ich tausche ohne alles Besinnen. Das Seefahren fängt an, seinen Reiz zu verlieren, wenn man zu Jahren kommt." Die Stimme des Kapitäns war höchst sympathisch und guttural. Irgendwie wurde Friedrich durch ihren Klang an das Zusammenschlagen elfenbeinerner Billardkugeln erinnert. Seine Artikulation war tadellos, und er vermied es, mit irgendeinem dialektischen Anklang zu sprechen. „Mein Bruder hat Frau und Kinder," sagte er: wobei natürlich nicht das geringste sentimentale Timbre in seinem Organ zu spüren war; aber man sah es seinen leuchtenden Blicken an, wie abgöttisch er seine Neffen und Nichten bewunderte, deren Bilder er Friedrich vorlegte. Am Ende sagte er geradezu: „Mein Bruder ist ein beneidenswerter Mann." Er fragte dann Friedrich, ob er ein Sohn des Generals von Kammacher wäre. Es wurde bestätigt. Der Kapitän hatte den Feldzug von siebzig und einundsiebzig mitgemacht und als Leutnant in einem Artillerieregiment gestanden, dessen Chef der Vater Friedrichs gewesen war. Er sprach mit der größten Verehrung von ihm. Eine halbe Stunde und länger blieb Friedrich zu Besuch bei dem Kapitän, und diesem schien die Gegenwart Friedrichs ein besondres Vergnügen zu machen. Es war erstaunlich, welch eine weiche und zärtliche Seele in diesem Manne verborgen war. Immer, ehe er etwas von ihr enthüllte, pflegte er stärkere Züge aus seiner Zigarre zu tun und Friedrich lange und forschend anzublicken. Allmählich indessen kam deutlich heraus, welcher Magnet auf den Kompaß im Herzen des blonden Riesen am stärksten einwirkte. Abwechselnd wies er nach dem Schwarz-

wald und nach dem Thüringer Wald. Unwillkürlich sah Friedrich den prächtigen Mann mit einer Heckenschere am Ligusterzaune seines behaglichen Häuschens stehen oder zwischen Rosenstöcken, mit dem Okulationsmesser. Friedrich war überzeugt, dieser Mann wäre mit Wollust für immer im weichen Rauschen unendlicher Wälder untergetaucht und hätte nur zu gern das Rauschen aller Ozeane der Welt dafür hingegeben.

„Vielleicht ist noch nicht aller Tage Abend," sagte der Kapitän, indem er sich mit Humor erhob und das große Stammbuch vor Friedrich hinlegte. Er drohte: „Ich schließe Sie jetzt mit Feder und Tinte ein, und wenn ich wiederkomme, muß ich auf diesem Blatte irgend etwas Sinnreiches vorfinden."

Friedrich durchblätterte das Gedenkbuch. Es war unverkennbar, daß sich mit ihm die Hoffnung auf Gemüsebeete, Stachelbeersträucher, Vogelgezwitscher und Bienengesumm aufs engste verband. Sicherlich richtete sich die Seele des Kapitäns, unter dem Drucke der schweren Verantwortung mancher Seereise, durch das Blättern in diesem Buche auf, und zwar in Hinblick auf eine Zeit, wo es im Frieden des schlichten, eigenen Herds Zeugnis für seinen Besitzer ablegen würde. Dann war es an ihm, seine Dienste zu tun und im gesicherten Hafen bestandene Gefahr, bestandenen Kampf, bestandene Mühsal in einen vollen und tiefen Nachgenuß umzuwandeln.

Und plötzlich erschien vor Friedrichs Seele sein eigenes quietistisches Ideal in Gestalt einer Farm, in Gestalt einer vollkommen einsam gelegenen Blockhütte. Sie war aber nicht von ihm allein, sondern von ihm und der kleinen Teufelin „Mara" bewohnt. Er war erbittert. Er stieg im Geist in noch verlassenere Gegenden und sah sich als einsamen Eremiten, der Wasser trank, seinen Fisch an der Angel zog, betete und von Wurzeln und Nüssen lebte.

Als der Kapitän wiedergekommen war und sich dann von

Friedrich verabschiedet hatte, fand er die folgenden Zeilen in seinem Buch:

Schwebst du hoch ob Ozeanen,
Deines Meisters Bahnen teilend,
Wirst du dermaleinst verweilend
Blühn am Ende seiner Bahnen,
Wirst im Garten seiner Stille
Sturm und Taten ihm bezeugen:
Wie sich Kraft und Manneswille
Nicht vor schwersten Seen beugen!
Stolze Runen wirst du tragen,
Zu des Steuermannes Ehre,
Und den Dank der Seelen sagen,
Die er führte durch die Meere.

Als Friedrich, mit einer Hand seine Kopfbedeckung festhaltend, die andere Hand am Treppengeländer, aus der pfiffigen Höhe der Kapitänskajüte zum Wandeldeck niederstieg, öffnete sich die schöne Deckkabine des ersten Steuermanns, und dieser erschien im Gespräch mit Achleitner. Achleitner schrie mit bleichem und sorgenvollem Gesicht im Vorübergehen Friedrich an. Er berichtete, daß er die Steuermannskabine für Ingigerd Hahlström gemietet habe, da es nicht mehr mit anzusehen sei, wie sie in ihrer jetzigen leide. Das Sturmwetter hatte zugenommen, und man sah nun nicht einen Passagier mehr an Deck. Matrosen revidierten die Rettungsboote. Gewaltige Wassermassen, die an der Schiffswand brandeten, schräg von vorn gegen den Kurs laufend, spritzten gewaltigen Sprunges empor, standen, weißen Korallen gleich, einen Augenblick still in der Luft und peitschten, alles durchnässend, auf Deck nieder. Der Qualm der Schornsteine wurde vom reißenden Atem des Wetters flach von den Öffnungen rückwärtsgerissen und in das wilde Chaos zerstreut, darin sich Himmel und Meer vermengten. Friedrich tat einen Blick auf das niedrige Vorderdeck. Eine

Erinnerung an die Jüdin und dann an den Kuſon, den Wilke, war ihm hinter der brennenden Stirne aufgetaucht. Das Vorderdeck wurde indeſſen dermaßen von Sturzſeen heimgeſucht, daß ſich dort niemand aufhalten konnte: ausgenommen den Matroſen, der vorn am Steven, unweit des Ankerkranes, Auslug hielt.

Um das rechteckige Treppenloch zur Haupttreppe war ein Geländer angebracht. Ringsherum blieb ein ſchmaler Raum, in dem eine Anzahl Menſchen bei guter Luft und geſchützt vor der Näſſe ſitzen konnten. Friedrich trat, in Begriff zum Salon hinunterzuſteigen, durch die immer offene Tür in das Treppenhäuschen ein und fand eine ſtumme und bleiche Verſammlung. Ein Stuhl war frei, ein ſogenannter „Triumph der Bequemlichkeit", und veranlaßte Friedrich Platz zu nehmen. Es kam ihm vor, als habe er ſich in einen Kreis von Verdammten eingereiht.

Von einem der armen Sünder glaubte Friedrich, daß es Profeſſor Touſſaint, der berühmte, in Not geratene Bildhauer ſei; darauf deuteten Kalabreſer und Radmantel. Sein Nebenmann wechſelte hin und wieder mit ihm ein Wort: und dies mochte vielleicht Geheimrat Lars aus dem Kultusminiſterium ſein, deſſen Erſcheinung Friedrich nur noch undeutlich vor der Seele ſtand, trotzdem er ihm einmal im Hauſe des Bürgermeiſters gegenübergeſeſſen hatte. Der Konfektionär hatte ſich, — Gott weiß wie! — bis hierher aus ſeiner Kabine heraufgeſchleppt und lag nun, ein Toter, in ſeinem Stuhle. Es war außerdem noch ein kleiner, rundlicher, ängſtlicher Herr zugegen, der ſich mit einem mageren und langen Herrn unterhielt.

Der lange Herr zeigte jenem den Querſchnitt eines Unterſee-Telegraphenkabels. Das harte, komplizierte Geflecht aus Hanf, Metall und Guttapercha wurde herumgereicht. Aus den flüſternd abgebrochenen Sätzen des langen Herrn entnahmen die anderen, daß er im Jahre ſiebenundſiebzig als Elektriker auf einem Dampfer geweſen war, der ein euro-

päiſch-nordamerikaniſches Kabel ausgelegt hatte. Die Arbeit dauerte ununterbrochen auf hoher See monatelang. Der Herr erzählte, wie er ſogar den Bau des Kabelſchiffes auf der Werft kontrolliert habe, und die Fäuſte der Arbeiter, deren Aufgabe es geweſen war, die Metallplatten der Schiffswanten mit Nieten aneinanderzuheften. Er ſprach von der Telegraphen-Hochebene auf dem Grunde des Ozeans, die, aus grauem Sande gebildet, ſich zwiſchen Irland und Neufundland erſtrecke und die Lagerſtätte der hauptſächlichſten europäiſch-amerikaniſchen Kabel ſei.

Die kupfernen Drähte im Innern des Kabels, zu deren Schutz ſeine übrige Maſſe, beinahe fauſtdick, einer gewaltigen Ankertroſſe gleich, vorhanden iſt, werden ſeine Seele genannt. Friedrich ſah im Geiſt in der furchtbaren Öde der Meerestiefen die ungeheuren erzenen Schlangen hingelagert, ſcheinbar ohne Ende und Anfang, über dem Sandboden fortlaufend, der von den Rätſeltieren des Meeresgrundes bevölkert war. Es kam ihm vor, als wäre das Schickſal einer ſo tiefen Verlaſſenheit ſelbſt für die Seelen der Kabel zu grauſam.

Dann fragte er ſich: warum brachen die Menſchen an beiden Enden des erſten Kabels, als die erſten Depeſchen kamen, eigentlich in begeiſterten Jubel aus? Es hat vielleicht eine myſtiſche Urſache, denn, daß man jetzt ein Guten Morgen, Herr Müller, oder Guten Morgen, Herr Schulze in einer Minute zwanzigmal um den Erdball telegraphiert oder meinethalben mit dem Reportertratſch aller Weltteile die geſamte Menſchheit trivialiſiert, kann unmöglich der wahre Grund dieſes Freudenrauſches geweſen ſein.

Als er ſo dachte, rutſchte ſein Stuhl, und Friedrich wurde in Gemeinſchaft des Elektrotechnikers und des ſchlafenden Konfektionärs hart gegen das Geländer des Treppenlochs geſchleudert, während die gegenüberliegende Reihe der Paſſagiere, mit dem Geheimrat und dem Profeſſor, hintenüberſchlug. Der Vorfall war ziemlich lächerlich: doch niemand war da, der zu lachen verſucht hätte.

Einer der immer beschäftigten Stewards erschien und reichte, gleichsam zum Trost der Bestürzten, aus dem unerschöpflichen Vorrat der Proviantkammern spanische Trauben herum. „Wann sind wir in New York?“ fragte jemand. Aller Augen waren sofort in Verblüffung und Schreck auf ihn gerichtet. Der sonst so höfliche Steward gab keine Antwort. Eine bestimmte Auskunft würde nach seiner Ansicht einer Herausforderung des Schicksals gleichgekommen sein. Die Passagiere empfanden ähnlich. Ja, der Gedanke, man könne wirklich und wahrhaftig einmal wieder festes Land unter die Füße bekommen, kam ihnen in ihrem augenblicklichen Zustand fast wie ein törichtes Märchen vor.

Eigentümlich verhielt sich der kleine dicke Herr, dem der Elektrotechniker hauptsächlich seine Vorträge hielt. Er machte fortwährend besorgte Bemerkungen und blickte nach kurzen Zwischenräumen immer wieder ängstlich in den Aufruhr hinaus. Forschend richtete er die kleinen, vigilanten Augen seines kummervollen Gesichts bald gegen die Spitzen der Masten, die nicht aufhörten, große Kreisbogen zu durchmessen (Steuerbord Backbord, Backbord Steuerbord!) — bald voller Sorge in das monotone Gebaren der immer höher heranwachsenden Wassermassen hinein. Friedrich war gerade dabei, sich über die Feigheit dieser erbärmlichen Landratte innerlich lustig zu machen, als ihm jemand erzählte, der dicke Herr sei Schiffskapitän und habe vor kaum drei Wochen seine Bark von ihrer Weltreise nach New York zurückgebracht, nachdem sie drei Jahre unterwegs gewesen war, und nun kehre er nach New York zurück, um die gleiche Reise von ähnlicher Zeitdauer anzutreten.

Friedrich dachte über den furchtsamen Steuermann nach, dessen Charaktereigenschaften mit den Forderungen und Leistungen seines entbehrungsreichen Berufs so wenig in Einklang zu stehen schienen, und fragte sich, was einen solchen Mann auf die Dauer in seiner Ehe und in seinem

Leben festhalte; dann erhob er sich, um sich ziellos irgendwohin zu begeben. Die unfreiwillige Muße einer Seereise bewirkt, besonders bei schlechtem Wetter, daß der Passagier den Kreis aller auf einem Schiffe möglichen Eindrücke, wenn er damit zu Ende ist, immer wieder von neuem durchläuft. So fand sich Friedrich, nachdem er eine Weile ziellos treppauf treppab geklettert war, auf den Lederpolstern jenes Galarauchzimmers, das bei der Masse der Raucher keinen Anklang fand, und darin der Armlose gestern seine Mahlzeit genommen hatte.

Hans Füllenberg trat mit der Frage ein, ob man hier nicht berechtigt sei, Zigaretten zu rauchen. Dann ließ er sich über das Wetter aus und beurteilte es ziemlich trübselig. „Wer weiß, wie es endet," sagte er, „vielleicht laufen wir, statt nach New York zu kommen, einen Nothafen in Neufundland an." Diese Aussicht ließ Friedrich gleichgültig.

Füllenberg suchte nach einem neuen Gesprächsthema.

„Was macht Ihre Dame?" fragte Friedrich.

„Meine Dame spuckt, wenn man bei ihr von Seele reden kann, ihre Seele aus. Ich habe sie vor zwei Stunden zu Bett gebracht. Diese Engländerin ist bereits eine Vollblutamerikanerin. Ungeniert, sage ich Ihnen! Großartig. Erst habe ich ihr die Stirn mit Branntwein gerieben, wovon sie dann ziemlich derbe genossen hat, dann knöpfte ich sie am Halse auf. Sie scheint mich für einen Masseur zu halten, der von ihrem Gatten für sie gechartert ist. Die Sache wurde mir schließlich langweilig. Außerdem stieg mir selber in ihrem knackenden Boudoir die Seele durch den Magen herauf. Alle Poesie ist zum Teufel gegangen.

Sie hat mir übrigens die Photographie ihres zärtlich geliebten New Yorker Gatten gezeigt. Ich glaube, sie hat in London noch einen . . ." Hans Füllenberg wurde durch den first call for dinner unterbrochen, den der Trompeter im Treppeneingang mit Geschmetter durch seine Trompete blies, den aber die dicke Luft und der ungeschlachte Lärm der See sofort, ohne Widerhall, verschlang.

„Außerdem hat ſie ſich," ſchloß nun der Jüngling, „den Doktor Wilhelm hinunterbeſtellt."

Im Speiſeſaal ſah es öde aus. Weder ein Offizier noch der Kapitän des „Roland" war anweſend. Der Dienſt bei dem üblen Wetter erlaubte es nicht. Eine hölzerne Vorrichtung teilte die Fläche der Tiſche in Fächer ab, die das Rutſchen der Teller, Gläſer und Flaſchen verhüten ſollten. In der Küche und in der Porzellankammer gab es zuweilen gewaltigen Bruch. Man hörte Stöße von Tellern zerſchellen. Kaum zwölf oder dreizehn Leute waren bei Tiſch, darunter Hahlſtröm und Doktor Wilhelm. Schließlich kamen noch die Kartenſpieler hereingeſtürzt, mit erhitzten Geſichtern und lauten Stimmen. Ein Spielgewinſt wurde ſofort in Pommery umgeſetzt. Die Tiſchmuſik trat trotz des ſchrecklichen Wetters in Funktion. Es lag darin etwas Frevelhaftes, ſtand doch der „Roland" immer wieder bebend ſtill, als wäre er wider ein Riff gelaufen. Einmal war dieſe Täuſchung ſo ſtark, daß im Zwiſchendeck eine Panik entſtand. Der Oberſteward, Herr Pfundner, brachte die Nachricht davon in den Speiſeſaal, bis wohin, trotz des Lärms der wuchtenden Waſſermaſſen, trotz Tellergeklappers und Streichmuſik, der entſetzte Schrei der beſtürzten Menſchen gedrungen war.

Zum Deſſert ſtieg Hahlſtröm von ſeinem entfernten Platz mit einiger Mühe zu Friedrich und Doktor Wilhelm heran. Er nannte ſich ſelber einen Kurpfuſcher und fing ein Geſpräch über Heilgymnaſtik an. Durch dieſe Gymnaſtik, meinte Hahlſtröm, ſei Ingigerd, ſeine Tochter, zu dem Gedanken ihres Tanzes gekommen. Es ſchien, er hatte Whisky getrunken, denn er befand ſich nicht mehr in ſeinem gewöhnlichen Zuſtand der Schweigſamkeit. Er entwickelte philoſophiſche Anſichten. Er ſpielte, wie um herauszufordern, eine wilde und tolle Behauptung nach der anderen aus. Jeder der Trümpfe hätte genügt, zehn deutſche Philiſter mattzuſetzen. Wollte man ſeinen Reden trauen, ſo war er terroriſtiſcher

Anarchiſt, Mädchenhändler, womöglich Hochſtapler: jedenfalls ſetzte er ſich mit der ganzen Überlegenheit ſeiner Perſon für die Sache dieſer Leute gegen die Dummen ein.

„Amerika," ſagte er, „iſt bekanntlich von Gaunern gemacht, und wenn Sie ein Zelt darüber ſpannen, ſo haben Sie das komfortabelſte Zuchthaus der Welt, meine Herren! Der Gauner, der große Renaiſſanceidiot iſt dort die ſieghafte Lebensform. Und das iſt überhaupt die einzig mögliche. Paſſen Sie auf, wie der große amerikaniſche Gauner eines Tages die Welt unterkriegt. Europa macht ja nun auch ſo ein bißchen in Renaiſſanceideal und in Renaiſſancebeſtien. Es arbeitet ſozuſagen eifrig an ſeiner Vergaunerung. Aber Amerika iſt ihm darin nicht nur um zehn Pferdelängen voraus. Ihre Ceſare Borgias ſitzen mit Glockenröcken in den Cafés und geben ihren Verbrechergenius in ziemlich harmloſen Verſen aus. Sie ſehen aus wie Braunbier mit Spucke oder als hätte ihnen irgendein Bader das Blut abgezapft.

Wenn Europa ſich retten will, ſo hat es nur eine Möglichkeit: Es macht ein Geſetz, wonach es weder einen Hochſtapler, Kaſſendefraudanten, betrügeriſchen Bankrotteur, noch Falſchſpieler an Amerika ausliefert. Schon auf deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Schiffen in amerikaniſchen Häfen werden dieſe Leute unter den ganz beſonderen Schutz Europas geſtellt. Paſſen Sie auf, wie bald da Europa Uncle Sam überflügelt."

Die Ärzte brachen in Lachen aus.

„Wann wußte je das Genie mit Moral etwas anzufangen?" fuhr Hahlſtröm fort. „Selbſt der Schöpfer Himmels und der Erde verſtand es nicht: denn er ſchuf ſeine Schöpfung unmoraliſch. Jede höhere Form der Betätigung hat die Moral über Bord geworfen. Was wäre ein Hiſtoriker, der, ſtatt zu forſchen, moraliſierte? Oder ein Arzt, der moraliſiert? Oder ein großer Staatsmann, der ſich die Bürgermoral der Zehn Gebote zur Richtſchnur ſetzte. Nun gar ein Künſtler, der moraliſiert, iſt ein Narr und ein Schuft.

Was würden ſchließlich die Kirchen der ganzen Welt für Geſchäfte machen, wenn wir alle moraliſch wären? Sie würden ja nicht vorhanden ſein."

Man erhob ſich von Tiſch, und als man an Deck hinaufkletterte, ſagte Hahlſtröm plötzlich zu Friedrich: „Meine Tochter erwartet Sie. Wir beſitzen hier nämlich einen Freund, Herrn Achleitner, einen ſanften Schöps, der aber dafür ſehr viel Geld beſitzt. Der Ärmſte weiß nicht, wie es am beſten hinauswerfen. So hat er denn einem Leutnant, für meine Tochter, eine opulente Deckkabine abgemietet. Dafür hat er dann leider auch das Recht, ihr manchmal gehörig zur Laſt zu ſein."

In der Tat ſaß Achleitner, als die Herren in das Deckzimmer eintraten, auf einem nicht ſehr ſicher ſtehenden Malerſtuhl, während ſich „Mara", ſorgfältig eingehüllt, auf dem Diwan ſtreckte. Sogleich aber rief ſie dem Vater zu, er möge gefälligſt Achleitner, der ſie langweile, fortſchaffen, und bedeutete Friedrich, ſie habe an ihn ein beſonderes Anliegen. Gehorſam entfernten ſich Hahlſtröm und Achleitner.

„Womit kann ich dienen?" fragte Friedrich und hörte nun eines jener belangloſen Anliegen, womit Ingigerd ihre Umgebung zu beſchäftigen liebte. Sie tat das, wie ſie erklärte, weil ſie ſich, wenn nicht Menſchen in kleinen Dingen für ſie tätig wären, verlaſſen erſchien. „Falls Sie es aber nicht tun wollen," ſagte ſie dann — es war irgend etwas ganz Gleichgültiges, wofür die Stewardeß die rechte Inſtanz geweſen wäre! — „wenn Sie es aber nicht tun mögen, bitte, dann iſt es mir lieber, Sie laſſen es. Und wenn Sie ſich überhaupt bei mir langweilen, ſo bleibe ich ebenſogern allein."

Friedrich empfand dieſen ganzen Beginn als den törichten Ausdruck einer Verlegenheit. Er ſagte ruhig, er wolle nach Kräften nützlich ſein, und erklärte, daß er ſich keineswegs langweile. Das tat er auch nicht, denn, allein mit der Kleinen in ihrer Kabine, empfand er, zumal die Bewegung des

Schiffes hier weniger spürbar war, den gefährlichen Reiz ihrer Gegenwart.

Das Leiden der Seefahrt gab ihrem Madonnengesicht eine wächserne Durchsichtigkeit. Die Stewardeß hatte ihr die Locken gelöst, die sich über das weiße Linnen des Kopfkissens ausbreiteten: eine goldne Flut, deren Anblick für Friedrich verwirrend war. In diesem Augenblick kam es ihm vor, als ob das ganze ungeheure Schiff, mit seinen Hunderten menschlicher Ameisen, nichts weiter wäre, als der Kokon dieses winzigen Seidenräupchens, dieses farbenzarten, entzückenden Schmetterlings: als ob die nackten Heloten, die unten am Grunde des Schiffes Kohlen in die Weißglut schleuderten, nur schwitzten, um dieser kindlichen Venus dienstbar zu sein. Als ob Kapitän und Offiziere die Paladine der Königin, die übrigen ihr Gefolge wären. Und als wäre das Zwischendeck von blindergebenen Sklaven angefüllt.

„Habe ich Ihnen gestern mit meinen Erzählungen wehgetan?" fragte sie plötzlich.

„Mir?" fragte Friedrich. „Sie haben sich höchstens selbst wehgetan."

Sie betrachtete ihn mit sardonischem Lächeln und zerzupfte dabei einen kleinen Ballen rosafarbener Watte aus einer Konfektschachtel, die neben ihr stand.

Friedrich fühlte, daß in der Art ihres Lächelns, in der Art ihres Blickes ein kaltes Genießen lag, und da er ein Mann war und sich solchem Hohne gegenüber machtlos fühlte, stieg eine Welle physischen Jähzorns in ihm auf, die ihm das Blut in die Augen trieb und seine Hände zu Fäusten zusammenzog. Dies war jener Raptus, den Friedrich gelegentlich notwendig hatte und der seinen Freunden eine bekannte Erscheinung war.

„Was ist Ihnen denn," flüsterte Ingigerd, indem sie weiter Watte zerzupfte, „vor einem Mönche, wie Sie sind, fürcht' ich mich nicht."

Diese Bemerkung war nicht geeignet, die leidenschaftliche

Woge zu beschwichtigen, die in Friedrich aufbäumte. Er wurde indessen ihrer Herr. Ein neues Tier im Stall dieser Circe werden wollte er nicht.

Es war, als wenn Ingigerd selbst die verkörperte böse Psyche wäre, so wenig gab es etwas Verborgenes in den Gefühlsregungen eines Mannes für sie. „Oh, ich wollte ja selbst einmal Nonne werden," sagte sie, und einigermaßen umständlich plappernd erzählte sie, der Wahrheit gemäß, soweit sie nicht log, daß sie einmal ein Jahr und länger in einem Kloster untergebracht gewesen wäre, um gut zu werden, daß es aber auch im Kloster nicht besonders weit damit gediehen sei. Das heißt, sie sei religiös. Sie könne das ruhig aussprechen. Jeder Mensch, bei dem sie nicht das Gefühl habe, neben ihm und mit ihm zu Gott beten zu können, bleibe ihr fremd, ja widerlich. Vielleicht werde sie doch noch einmal Nonne werden, aber nicht wegen der Frömmigkeit, — und hiermit fing sie, ohne es scheinbar selbst zu merken, allem soeben Gesagten Hohn zu sprechen an — nicht wegen der Frömmigkeit, denn, das sollte ihr gerade einfallen, sie sei nicht fromm. Sie glaube an nichts als an sich selber. Das Leben sei kurz, und danach komme nichts. Man müsse das Leben ausgenießen. Wer sich einen Genuß versage, der sündige gegen sich und betrüge sich.

Die Stewardeß kam in die Kabine und rückte mit lustigen Worten Ingigerds Kissen und Decken zurecht. „Hier ist es besser, nicht wahr, als unten, Fräulein?" Als sie gegangen war, sagte Ingigerd: „Ich weiß nicht, die dumme Frau ist auch schon verliebt in mich."

„Weshalb sitze ich hier?" fragte sich Friedrich, und hatte dabei schon angefangen mit dem Versuch, dem törichten kleinen Geschöpf in aller Güte den Star zu stechen. Warum wandelte ihn denn eigentlich immer wieder in so ungewöhnlicher Stärke Mitleid an, das dieses Geschöpf durchaus nicht beanspruchte? Und warum konnte er sich von der Idee der Unschuld nicht freimachen, von der Idee des Keuschen, so-

lange die Gegenwart dieſer kindlichen Lamia auf ihn einwirkte? Sie ſchien ihm lauter und unberührt, und jede ihrer kapriziöſen Bewegungen und Bemerkungen erhöhte für ihn nur ihre rührende Hilfloſigkeit.

Alle Liebe iſt Mitleid! Dieſer Satz, den Schopenhauer aufſtellt und für paradox und wahr zugleich erklärt, ging Friedrich durch den Kopf. Er nahm eins der Püppchen in die Hand, die wieder um die Kleine verſtreut lagen, und ſuchte in dem humanen Ton, den er ſich im Verkehr mit Patienten zu eigen gemacht hatte, Ingigerd begreiflich zu machen, daß man nicht ungeſtraft in dem Irrtum lebe, die Welt ſei ein Puppenſpiel. Ihre Puppen ſeien in Wahrheit Raubtiere. Wehe, wenn man das nicht früher erkenne, als bis man von ihren Zähnen zerriſſen, von ihren Pranken niedergeſchlagen ſei.

Sie lachte kurz und gab keine Antwort. Sie klagte dann über Schmerz in der Bruſt. Friedrich ſei doch wohl Arzt: ob er ſie nicht unterſuchen wolle.

Friedrich antwortete barſch, das ſei Doktor Wilhelms Sache, er ſelbſt praktiziere auf Reiſen nicht. Nun, meinte ſie, wenn ſie leide, er aber als Arzt ihr Leiden lindern könne, das aber nicht wolle, ſo möchte wohl ſeine Freundſchaft für ſie nicht beſonders ſein.

Dieſer Logik verſchloß Friedrich ſich nicht. Er wußte längſt, daß ihre überaus zarte Konſtitution zwiſchen Soll und Haben nur gerade ſo mühſelig balancierte und in jeder Minute gefährdet war. „Wenn ich Ihr Arzt wäre," erklärte er, „ich würde Sie etwa bei einem Landpfarrer oder bei einem Farmer unterbringen. Kein Theater beſuchen! geſchweige denn auftreten. Dieſe verdammten Tingeltangel haben Sie körperlich und moraliſch auf den Hund gebracht."

Ich bin roh, und das iſt Medizin, dachte Friedrich.

„Wollen Sie Farmer werden?" — „Wieſo?" — „Pfarrer ſind Sie ja ſchon!"— Sie lachte, und das Geſpräch ward durch das Geſchrei eines Kakadus unterbrochen, deſſen

Kletterſtange im Hintergrund der Kabine ſtand, und den Friedrich bisher noch nicht bemerkt hatte.

„Das fehlte noch! Wo haben Sie dieſe Beſtie her?“

„Bitte geben Sie mir mal dieſe Beſtie! Koko! Koko!“ Friedrich ſtand auf und ließ ſich den großen, weißen, roſig überhauchten Seefahrer auf die Hand klettern.

Indeſſen hatte ſich draußen der „Roland“ durch ſinkende Täler ſalzigen Waſſers und über ſteigende Gebirgszüge des wie eine ungeheure Maſchine gleichmäßig arbeitenden Ozeans in eine Nebelwolke hineingewühlt und ließ das Gebrüll der Sirene ausſtrömen. „Nebel,“ erklärte Ingigerd, und es wich alles Blut aus ihrem Geſicht. Aber ſie ſagte ſofort, daß ſie ſich niemals ängſtige. Danach nahm ſie ein Stückchen Konfekt in den Mund und ließ den Kakadu davon abknabbern, der dabei ohne jede Empfindung auf den lieblich bewegten Buſen des Mädchens trat.

Friedrich mußte inzwiſchen jeden Augenblick eine andere Handreichung tun und fragte ſich, während er ſie von einem javaniſchen Äffchen, das ſie einmal beſeſſen hätte, ſchwärmen hörte, ob er denn eigentlich Arzt, Krankenpfleger, Friſeur, Kammerzofe oder Schiffsſteward ſei, und ob er es nicht doch noch bei Ingigerd bis zum Laufburſchen bringen werde?

Er ſehnte ſich lebhaft in freie Luft und an Deck zurück.

Als aber bald darauf mit angſtvoll fragenden Augen Achleitner wieder ins Zimmer getreten war und Ingigerd Friedrich, mit einem gehäſſigen Blick und überaus ungnädig, mehr fortgeſchickt als entlaſſen hatte, fand er ſich kaum hinter der eingeklinkten Tür im Nebelgeſtöber, als es ihm vorkam, es reiße ihn etwas, wie einen Gefeſſelten, an das Lager des Mädchens zurück.

Die Sirene brüllte ohrenzerreißend. Es war wiederum jener, wie aus der Bruſt eines ungeheuren Stieres hervorröchelnde, ſich wild und furchtbar ſteigernde Ton, der etwas Drohendes und zugleich etwas angſtvoll Warnendes in

ſich hatte. Friedrich vernahm ihn niemals, ohne daß er ſeine Warnung und Angſt auf ſich bezog. Ebenſo ſchien ihm der jagende Nebel ein Bild ſeiner Seele oder ſeine Seele ein Bild des jagenden Nebels und des erblindet ins Unbekannte ſtrebenden Schiffes zu ſein. Er trat an die Reling, und indem er gerade hinabſtarrte, konnte er ſehen, mit welcher gewaltigen Schnelligkeit ſich die rieſige Schiffswand durchs Waſſer ſchob. Und er fragte ſich: ob die Kühnheit des Menſchen nicht Wahnwitz wäre.

Wer, vom Kapitän bis zum letzten Schiffsjungen, konnte verhindern, daß vielleicht ſchon im nächſten Augenblick die Welle der einzigen Schraube brach, die fortwährend auftauchte und in der Luft ſchnurrte. Wer konnte ein Schiff ſichten, bevor der vernichtende Zuſammenſtoß der aus oblatendünnen Wänden geformten, hohlen Koloſſe zu vermeiden war? Wer konnte das Wrack eines der vielen untergegangenen Schiffe zu vermeiden hoffen, wenn es im Nebel unter dem Waſſer ſchwamm und ſeine zuſammengeklumpte Maſſe von Eiſen und Balken, durch die Wucht des Seegangs geſchleudert, gegen den Rumpf des gewaltig nahenden „Roland" traf? Was geſchah, wenn jetzt die Maſchine verſagte? Wenn ein Keſſel dem ſeit Tagen und Tagen ununterbrochenen Drucke der Dampfſpannung nicht gewachſen war? In dieſen Gegenden traf man auch Eisberge. Nicht davon zu reden, welches Schickſal den „Roland" in geſteigertem Sturm erwartet hätte.

Friedrich trat in das obere Rauchzimmer, wo er die Kartenſpieler, Doktor Wilhelm, den armloſen Artur Stoß, Profeſſor Touſſaint und andere Herren verſammelt fand. Er wurde mit einem Halloh empfangen. Das Zimmer, das ſtark nach Kaffee roch, war von dickem, beizendem Qualm erfüllt, der einen Augenblick lang, als Friedrich eintrat, mit dem feuchten Nebel zuſammenſchlug.

„Was iſt denn paſſiert, meine Herren?" fragte Friedrich.

Jemand rief: „Haben Sie der Tänzerin nun glücklich den

allbekannten Leberfleck, zwei Finger breit vom Kreuz, dicht oberhalb der linken Hüfte, wegoperiert?"

Friedrich erbleichte und antwortete nicht.

Er nahm wieder bei Doktor Wilhelm Platz und ſtellte ſich, als ob er den ganzen Lärm und die Worte des Unbekannten gar nicht auf ſich bezogen hätte. Den Vorſchlag des Kollegen, Schach zu ſpielen, nahm er an.

Über dem Spielen hatte er Zeit, Scham und Empörung hinunterzuwürgen. Verſtohlen ſah er ſich nach dem vermutlichen Sprecher um. Stoß rief ihm zu: „Es gibt hier Leute, Herr Doktor, die, wenn ſie nach Amerika gehen, ihren Anſtand in Deutſchland laſſen, obgleich die Überfahrt dadurch nicht billiger wird." Der, den es traf, ließ dieſe Bemerkung unbeantwortet. Dagegen ſagte irgendwer: „Aber Miſter Stoß, wir ſind hier in keinem Damenſalon, und man braucht einen kleinen Spaß nicht gleich krumm nehmen." „Ich bin nicht für Späße," entgegnete Stoß, „die auf Koſten von Leuten gemacht werden, die in der Nähe ſind, und beſonders nicht, wo Damen ins Spiel kommen." — „Oh, Miſter Stoß," ſagte der ältere Hamburger Herr, der ihm ſchon einmal geantwortet hatte, „alles zu ſeiner Zeit: gegen Predigten habe ich nichts, aber wir ſind hier bei ſchlechtem Wetter auf See, und dieſes Zimmer iſt keine Kirche."

Jemand ſagte: „Übrigens hat niemand Namen genannt."

Der amerikaniſche Jüngling, der ſich durch Feuerchenmachen im Damenſalon bereits ausgezeichnet hatte, ſagte jetzt trocken: „When Mister Stoss is in New York, he will hold church services every night in Webster and Forster's tingeltangel." Stoß gab zurück: „No moisture can be compared with the moisture behind the ears of many young American fellows." Der Jüngling erwiderte: „Directly after the celebrated Barrison sisters' appearance, after the song ‚Linger longer Loo' Mr. Stoss will raise his hands to heaven and beg the audience to pray."

Nach diesen Worten sprang, ohne auch nur einen Muskel seines Gesichts zu verziehen, der schlanke Bengel ins Freie hinaus.

Artur Stoß hatte das Nachsehen. Aber auch er hielt sich nicht lange bei dem Hiebe, den er empfangen hatte, auf und bei dem Gelächter, das ihm nachfolgte. „Man täuscht sich sehr," sagte er, sich an Professor Toussaint wendend, der bei ihm saß, „wenn man annimmt, daß die Moral in Artistenkreisen laxer als sonstwo in der Gesellschaft ist. Das ist eine vollkommen irrige Annahme. Oder meint jemand, daß diese unerhörten und tollkühnen Leistungen, worin die Artisten sich fortwährend steigern, mit einem Luderleben vereinbar sind? Goddam! da sollte sich manch einer wundern. Für Taten, wie sie in den verachteten Tingeltangels geleistet werden, ist Askese und eiserne Arbeit vonnöten, wie sie dem Philister, der seinen Frühschoppen niemals versäumt, eine unbekannte Sache ist." Und er fuhr fort, das Lob des Artisten auszubreiten.

Hans Füllenberg fragte: „Was haben Sie denn eigentlich für eine Spezialität, Herr Stoß?" —

„Wenn man's kann," kam zurück, „ist's nicht schwer, mein Junge. Aber, wenn wir uns jemals duellieren sollten, so hätten Sie ganz die Wahl, welches Auge, welches Ohrläppchen oder welchen Backenzahn Sie drangeben wollten." — „Er schießt wie Carver," sagte jemand. „Drei-, viermal hintereinander nimmt er mit der Kugel das Herz aus dem Aß heraus!" — „Eine Kunst wie andere, meine Herrschaften! Aber glauben Sie nicht, daß sie, selbst wenn man Arme hat, und nicht mit den Füßen die Flinte halten und abdrücken muß, ohne Entsagung, Schweiß und Geduld zu erlangen ist."

Kapitän von Kessel erschien und wurde mit lautem „Ah" empfangen. Um ihn herum durch die Tür brach eine gewaltige Fülle von Sonnenschein. „Das Barometer steigt, meine Herrschaften!"

Die Tatsache wirkte und hatte bereits wie ein Zauber gewirkt. Ein Herr, der im Winkel schlafend gelegen hatte — in jenem Halbschlaf, der die gelindeste Folge der See-

krankheit ist! — setzte sich aufrecht und rieb die Augen. Hans Füllenberg eilte mit anderen Passagieren an Deck hinaus. So taten auch Doktor Wilhelm und Friedrich, der seine Partie verloren hatte.

Die beiden Doktoren wandelten über die ganze Länge des Promenadendecks, wo sich ein überraschend heiteres Leben entfaltete. Die Luft war lind. Das Schiff lag still, und es schien für seinen gewaltigen Körper ein Genuß zu sein, sich durch die nur noch niedrigen Züge flaschengrüner Wogenreihen vorwärtszudrängen. Und auch die Passagiere durchdrang Zufriedenheit. Fortwährend mußten die Herren grüßen und ausweichen, denn die Stewards hatten das schöne Wetter von Koje zu Koje bekannt gemacht, und jedermann war an Deck gekrochen. Überall wurde geschwatzt und gelacht, und man konnte erstaunen und wieder erstaunen, welch ein lustiger Damenflor sich bisher im Rumpfe des „Roland" verborgen gehalten hatte.

Hans Füllenberg kam vorüber, mit seiner wieder gesund gewordenen Amerikanerin. Sie hatte eine Freundin gefunden. Diese, mit einer schwedisch-blonden Haarkrone, mit Pelzbarett und in Fuchspelz gehüllt, schien von den schlechten Späßen und dem schlechten Englisch Hans Füllenbergs höchst erbaut zu sein. Außerdem hatte er ihre Muffe in Pension, die er abwechselnd vor den Magen, vor das Herz und mit furchtbarer Leidenschaft an den Mund drückte. Der junge Amerikaner begleitete seine Kanadierin, die sehr blasiert, aber merklich erfrischt promenierte. Sie schien zu frösteln, obgleich sie sich in ein Jackett aus kanadischem Zobel gesteckt hatte, das ihr bis zu den Knien ging.

Auf der Backbordseite des Decks hielt Ingigerd, diesmal vor ihrer Kabine, Cercle. Der bevorzugte Raum, den sie innehatte und dessen Türe hinter ihr offenstand, schmeichelte jetzt, wo das Deck voller Menschen war und jedermann sie beneiden konnte, nicht wenig ihrer Eitelkeit.

Friedrich ſagte zu Doktor Wilhelm: „Wenn es Ihnen recht iſt, Kollege, ſo bleiben wir lieber diesſeits des Rubikon. Die Kleine ennuyiert mich ein bißchen. Könnten Sie mir nicht übrigens ſagen," fuhr er fort, „wodurch ich, als ich vorhin ins Rauchzimmer kam, ein ſolches Halloh und die Bemerkung des Unbekannten entfeſſelt habe?"

Wilhelm meinte, heiter begütigend, Hans Füllenberg ſei hereingekommen und habe im Übermut eine Bemerkung gemacht. Er habe wohl Friedrich aus Ingigerds Zimmer treten ſehen.

Friedrich wollte dem Jüngling die Ohren abſchneiden.

Die Herren lachten und wurden fröhlich und ſtimmten ſo in den allgemeinen Taumel der Lebensfreude ein. Jeder hatte nach den erbärmlichen Stunden wieder den Wert des bloßen Lebens verſtehen gelernt. Nur leben, nur leben! das war der mit jedem Schritt, mit jedem Lachen, mit jedem Zuruf von Menſch zu Menſch mitſchwingende Wunſch, in dem alle Kümmernis verſank. Keine von den Sorgen europäiſcher oder amerikaniſcher Herkunft, die man mit aufs Schiff geſchleppt hatte, gewann in dieſen Minuten die geringſte Daſeinsmacht. Wer nur lebte, hatte das große Los gewonnen.

Alle dieſe promenierenden Menſchen wären jetzt bereit geweſen, allerlei Torheiten zu begehen und als geringfügig einzuſchätzen, die ſie ſich auf feſtem Boden niemals geſtattet und niemals verziehen hätten.

Auf Befehl des Kapitäns waren inzwiſchen die Muſikanten an Deck erſchienen und hatten ſich mit ihren Notenſtändern und Inſtrumenten aufgeſtellt. Und als ihre fröhlichen Wanderweiſen nun über den ganzen „Roland" dahinſchmetterten, gab es einen Gipfel von Feſtlichkeit, und es war eine halbe Stunde lang, als wären die wenigen ziehenden Wolken am blauen Himmel, das Schiff, die Menſchen darauf und der Ozean übereingekommen, Quadrille zu tanzen.

Plötzlich wurde der alte furchtbare Meergreis jovial und gutmütig. Es zeigte ſich darin, daß er in ſichtlich ſpaß-

hafter Laune, nicht ohne eine gewisse hahnebüchene Eitelkeit, Nummer auf Nummer, seine Puppen im Umkreis des „Roland“ ebenfalls tanzen ließ. Scharen fliegender Fische mußten aufspringen. Ein Walfisch ließ seine bekannte Fontäne los. Und schon wurde auch von den Zwischendecklern am Vordersteven der Ruf „Delphine!“ ausgestoßen.

Auf die Dauer konnten die Herren Ingigerd nicht umgehen. Als Wilhelm ihrer ansichtig wurde, äußerte er: „Theridium triste, die Galgenspinne!“ „Wieso?“ fragte Friedrich, der ein wenig erschrocken war. „Sie wissen doch,“ gab Wilhelm zur Antwort, „daß die Galgenspinne gewöhnlich in der Nähe eines Ameisenhaufens auf der Spitze ihres Grashalmes sitzt und nichts weiter tut, wenn unten ein Myrmidone vorüber will, als ihm einen Gespinstknäul vorzuwerfen. Das übrige besorgt dann die Ameise schon allein. Sie verwickelt sich bis zur Hilflosigkeit und wird von dem winzigen Spinnchen dann ganz gemächlich aufgefressen.“

„Wenn Sie die Kleine hätten ihren Tanz tanzen sehen, Kollege,“ sagte Friedrich, „Sie würden ihr dann vielleicht eher die Rolle der Ameise zuteilen, die von der Galgenspinne erdrosselt wird.“ „Ich weiß nicht,“ lautete Wilhelms Antwort, „irgendein Dichter sagt ja wohl: dies Geschlecht ist am stärksten, wenn es schwach.“

Ingigerd hatte inzwischen eine neue Sensation, die sie Herrn Rinck, dem Verwalter des Postamts, verdankte. Sie spielte mit einem niedlichen Hündchen, das wie ein nicht über zwei Fäuste großer Ballen weißer Wolle auf ihrem Schoße lag. Der Spaß war der, daß dieser Eisbär en miniature mit seiner lächerlich winzigen Fistel wie rasend die große Schiffskatze anbellte, die ihm Herr Rinck vor die Augen hielt.

„Heut wollen wir einmal gut schlafen,“ sagte Wilhelm, „mit Ihrer Erlaubnis, Mr. Rinck.“ „I always sleep well,“ erwiderte sehr phlegmatisch der Postbeamte, der neben dem schweren, weichen, hängenden Katzenleib die brennende Zigarette hielt.

„Blicken Sie einmal hier hinunter, Kollege!“ Mit dieſen Worten öffnete Doktor Wilhelm eine in der Nähe befindliche Tür, durch die man in einen tiefen quadratiſchen Schacht hinabſehen konnte: er war bis zu halber Höhe mit Tauſenden von Paketen angefüllt. Man konnte mit Stiefeln darauf herumtreten. Alles dies mußte der Poſtbeamte ordnen. — „Ohne die Briefe,“ ergänzte phlegmatiſch Miſter Rinck.

„Dieſer Rinck,“ ſagte Wilhelm im Weitergehen, „iſt eigentlich ein Original, das man kennen muß. Er hat vor Jahren einmal mit einem ähnlichen Typus, wie dieſer kleinen Hahlſtröm, Pech gehabt. Solche Typen ſoll man nicht heiraten. Seit der Zeit hat er dem Tode auf jede mögliche Weiſe und auf allen Meeren der Welt gleichgültig ins Auge geſehen. Sie ſollten ihn mal erzählen hören: wozu man ihn aber, da er nicht trinkt, nur ſelten bringen kann. Man redet ſoviel von Fatalismus, der aber ſchließlich bei den meiſten, die das Wort im Munde führen, nur eine papierne Sache iſt. Bei Rinck iſt er keine papierne Sache!“

Das Leben an Deck nahm mehr und mehr einen mondänen Zuſchnitt an. Friedrich war erſtaunt, wieviele Leute aus Berlin, die er von Anſehen kannte, plötzlich auftauchten. Bald hatte ſich ihm Profeſſor Touſſaint vorgeſtellt und ihn zu ſeiner in einen Schiffsſtuhl hingegoſſenen Gattin geführt. „Ich folge der Einladung eines amerikaniſchen Freundes,“ erklärte Touſſaint, etwas herablaſſend, und nannte den Namen eines bekannten Millionenmannes, „und wenn ich drüben Aufgaben finde, ſo ſoll es mir nicht darauf ankommen, in Amerika etwas wie meine zweite Heimat zu ſehen. Und der bleiche, verſorgte, vornehme Mann fuhr fort, unter dem etwas ironiſch blaſierten Blick ſeiner noch immer ſchönen Frau, Sorgen und Hoffnungen auszubreiten. Ohne es ſelbſt zu merken, gebrauchte er immer wieder, und faſt zu oft, den Ausdruck: das Dollarland.

Mittlerweile fing man am Hinterdeck zu tanzen an. Es war Hans Füllenberg, der allezeit aufgelegte Berliner, der

einen Straußſchen Walzer zum Anlaß nahm, die Dame im Fuchspelz zu engagieren. Wie immer, ſchloſſen ſich dem gegebenen Beiſpiel bald eine Anzahl weiterer Tanzpaare an, und ſomit ward unter dem aufgeklärten Himmel ein Kränzchen gehalten, das nicht vor Sonnenuntergang ſeinen Abſchluß erreichte.

Als die Kapelle mit ihren blinkenden Meſſinginſtrumenten ſich wieder verkriechen wollte, wurde ſie von der Geſellſchaft feſtgehalten, und im Handumdrehen ward eine Sammlung eröffnet und ein beträchtliches Geldgeſchenk in die Kaſſe der Muſikanten gelegt. Worauf ihre Tänze, weit fröhlicher, wiederum einſetzten.

Doktor Wilhelm ward abgerufen. Friedrich gelang es nach einiger Zeit, ſich von dem Ehepaar Touſſaint loszumachen und eine Weile für ſich zu ſein. Der gereinigte Himmel, das wie durch ein Wunder beruhigte, glaſig ſchwellende Meer, der Tanz, die Muſik, die Sonnenſtrahlen bewirkten auch in ihm ein neues, wohliges Daſeinsgefühl. Das Leben, ſagte ſich Friedrich, iſt immer ein ſo oder ſo, mit Schmerz oder Luſt, mit Nacht oder Tag, mit Sonnenſchein oder ſchwarzem Gewölk erfüllter Augenblick. Und von dieſem aus wird ſich jedesmal Vergangenheit und Zukunft verfinſtern oder erleuchten. Sollte das ſo durchleuchtete Daſein von einer geringeren Realität als das ſo verfinſterte ſein? Mit einem jugendlichen, faſt kindiſchen Jubel hörte er alles in ſich und um ſich mit „Nein!“ antworten.

Friedrich hatte den Schlapphut, den er jetzt trug, zurückgerückt, den leichten Überzieher geöffnet, ſeine beiden Arme mit den in grauen ſchwediſchen Handſchuhen ſteckenden Händen, waren wie Haken über die Reling zurückgelegt. Er ſah das Meer, das gleitende Schiff, er fühlte die Pulsſtöße der Maſchinen, ſein Gehör war mit den ſchmiegſamen, wieneriſch ſchmelzenden Harmonien des Walzers erfüllt, die ganze Welt war zu einem ſelber in allen Teilen leichtſinnig

bewegten, farbig funkelnden Ballsaal geworden! Er hatte gelitten und leiden gemacht, und alle, an denen er gelitten und die er jemals leiden gemacht hatte, umarmte er nun und schien sich mit ihnen im Rausch zu verbinden.

Da geschah es, daß Ingigerd Hahlström und die Reckengestalt des ersten Offiziers vorüberging. Friedrich hörte sie sagen: sie tanze nicht, und das Tanzen sei ein fades Vergnügen. Da sprang er auf und schwang sich gleich darauf im Kreise mit der Kanadierin, die er dem verblüfften amerikanischen Jüngling mit einer eigentümlich flammenden deutschen Manier rücksichtslos von der Seite geraubt hatte. Es war zu erkennen, daß die hochatmende, zarte und exotische Frau an diesem starken Eroberarm Gefallen fand.

Als Friedrich den Tanz mit der Kanadierin aufgeben mußte, fand er sich in der Notwendigkeit, mit ihr eine Zeitlang Französisch und Englisch zu radebrechen. Er war sehr froh, als er sie an den jungen Amerikaner zurückgeben konnte. Zur gleichen Zeit wurde Stoß von seinem Diener, wie immer am Rockkragen, über Deck transportiert. Der Armlose nahm Gelegenheit, auf diese Art der Beförderung spaßhaft hinzuweisen: er nannte sie eine Überland- und Übersee-Privatextrapost. Friedrich schob einen Deckstuhl herbei, weil er Lust bekam, mit dem Artisten zu plaudern, und dieser wurde von seinem Burschen mit Geschick und Umsicht niedergesetzt.

„Wenn das Wetter so bleibt," sagte Artur Stoß, „können wir im Laufe des Dienstags am Pier in Hoboken festmachen. Aber nur, wenn das Wetter so bleibt. Wie der Kapitän mir sagt, laufen wir endlich volle Kraft, sechzehn Knoten die Stunde." — Friedrich erschrak! Im Laufe des Dienstags also mußte das gemeinsame Leben mit Ingigerd zwischen den gleichen Wänden zu Ende sein.

„Die Kleine ist ein pikantes Luderchen," sagte Stoß, als ob er Friedrichs Gedanken erraten hätte. „Mir ist es nicht wunderbar, wenn ein unerfahrener Mann diesem Früchtchen verfällt. Freilich, man soll sie mit Handschuhen an-

fassen!" — Friedrich litt Pein. Indem er den armlosen Rumpf seitlich anschielte, krümmte sich seine Seele unter dem Fluch der Schmach und der eigenen Lächerlichkeit.

Aber Stoß fuhr fort, über Erotik im allgemeinen zu philosophieren. Er, der armlose Don Juan, las Friedrich über die Art mit Weibern umzugehen ein Privatissimum. Dabei kam er ins Renommieren, und seine Intelligenz schrumpfte im genauen Verhältnis zum Wachstum seiner Eitelkeit. Irgendein quälender Trieb in ihm schien dahin gerichtet, dem anderen als Mann zu imponieren.

Ein Dienstmädchen führte Kinder vorüber. Friedrich atmete auf, denn Stoß wurde hierdurch abgelenkt. Er rief: „Nun Rosa, was macht die Gnädige?" Rosa antwortete: „Sie kommt nicht herauf. Sie ist beim Kartenlegen und Tischrücken." Der Bursche Bulke, vor dessen Augen das Kindermädchen Gnade gefunden zu haben schien, half ihr die Kleinen auf Stühle setzen. Und Friedrich erkannte in ihr die gleiche Landpomeranze wieder, die im Rasiersalon Eau de Cologne gekauft, und deren unerquickliche Dienstverhältnisse er durch den Barbier erfahren hatte.

Diese Verhältnisse fanden jetzt auch durch Artur Stoß Bestätigung: „Da ist eine Frau Liebling," sagte er, „die gegen diese Perle von einem Domestiken den Obersteward zu Hilfe ruft. Pfundner hat ihr aber gesagt, sie müsse diese geradezu exemplarische Rosa, statt sie zu verklagen, in Watte packen." Der Armlose schloß: „solche Weiber wissen oft nicht, was sie tun."

Noch erklang die Musik, noch leuchtete die Sonne aufs trockene Deck, wo die reisende Welt in oberflächlichster Laune, angesichts der Unendlichkeit von Himmel und Wasser, tanzte und tänzelte, als Friedrich in den Maschinenraum gerufen ward. Der Abstieg führte eine senkrechte eiserne Leiter hinunter, durch dicken Öldunst und künstliches Licht, einen Weg, der Friedrich unendlich schien. Um ihn arbeiteten

die Maſchinen. Über gewaltige Schwungräder liefen breite, ſauſende Schwungriemen. An dicken metallenen Achſen drehten ſich große metallene Scheiben, verbunden mit Rädern und Rädchen, die alle beſondere Arbeit verrichteten. Friedrichs Augen ſtreiften die ungeheuren Zylinder, in denen gepreßter Dampf pumpenſchwengelartige Kolben und durch ſie die große Welle bewegte, die, längs der Kiellinie eingebaut, nach rückwärts ging.

Maſchiniſten ſtiegen mit Lappen und Ölkännchen zwiſchen den kreiſenden Eiſenmaſſen herum, mit einer ſtaunenerregenden Sicherheit und Verwegenheit, wo doch jede noch ſo geringe unüberlegte Bewegung todbringend ſein mußte.

Und immer noch weiter ging es hinab, bis dorthin, wo von vielen Schaufeln, in den Händen nackter Heloten, Kohle in die Weißglut unter den Keſſeln flog. Man war in eine nach Kohle, Brand und Schlacke riechende Hölle gelangt, die durch weißglutſpeiende Ofenlöcher erleuchtet wurde.

Friedrich rang nach Luft. Der Abgrund, in dem er ſich zu befinden ſchien, beſaß eine ſolche Temperatur, daß ihm ſofort der Schweiß den Nacken hinabrieſelte. Noch ganz von der Neuheit des Eindrucks hingenommen und ganz vergeſſend, daß er ſich eigentlich umgeben von Waſſer tief unter der Meeresfläche befand, bemerkte er plötzlich Doktor Wilhelm und zugleich einen Leichnam, der weiß auf ſchwarzem Gerölle lag.

Einen Augenblick ſpäter hatte Friedrich, nur noch ganz Arzt, das Stethoſkop Doktor Wilhelms in der Hand, um das Herz des Gefallenen zu behorchen. Seine Kollegen, von oben bis unten geſchwärzt mit Steinkohlenſtaub, raſtlos in den Dienſt der Maſchine geſtellt, warfen kaum hie und da wenn ſie Bier oder Waſſer in ſich hineinſchütteten, einen Blick auf ihn. „Er iſt,“ ſagte Wilhelm, „vor kaum drei Minuten zuſammengeſtürzt; der dort, der Friſchgewaſchene, iſt ſein Nachfolger.“

„Er wollte eben Kohle ins Loch ſchleudern,“ erklärte ſchreiend — denn man konnte beim Scharren der Schaufeln,

beim Schlagen der eisernen Ofentüren nur schwer verstehen! — erklärte schreiend der Maschinist, der Friedrich heruntergeleitet hatte, „da flog ihm die Schaufel weit aus der Hand und hätte beinahe noch einen Kohlenzieher zu Schaden gebracht. Der Mann," fuhr er fort, „ist in Hamburg angemustert. Als er aufs Schiff kam, dachte ich gleich: wenn das man gut abgeht, mein Junge. Aber er machte noch einen krampfhaften Witz und sagte: wenn's Herz man jut is, Herr Maschinist! Und er tat mir auch leid, denn er konnte auf andere Weise nicht über den großen Teich und wollte um jeden Preis irgend jemand nach vierzehnjähriger Trennung wiedersehen."

„Exitus," sagte Friedrich, als er die Brust des Verunglückten lange behorcht hatte. Man konnte auf der bläulich wächsernen Haut über den Rippen des armen Heizers noch einige Augenblicke die Ringe vom Druck des Hörrohrs sehen. Dem Toten fiel das Kinn herunter. Es wurde mit Friedrichs weißem Taschentuch festgemacht.

„Er ist schlecht gefallen," bemerkte Friedrich. Die Kante einer gewaltigen Schraubenmutter hatte ihm eine tiefe, verbrannte, schwarz blutende Wunde an der Schläfe gemacht.

Und nun stiegen die Ärzte wieder an Deck, und das Opfer der Zivilisation, der noch mit den Schweißperlen seiner furchtbaren Tätigkeit überdeckte moderne Galeerensklave, der mit dem umgebundenen Tuch aussah wie jemand, der Zahnschmerzen hat, wurde von mehreren Männern, ebenfalls aus der glühenden Hölle empor, in den für Tote bestimmten Raum geschleppt.

Doktor Wilhelm mußte den Kapitän benachrichtigen. Ohne daß jemand an Deck, wo die Musik soeben ihre letzten Takte hinausschmetterte, etwas ahnen durfte und ahnte, hatte man den Leichnam, mit Hilfe der Schwester vom Roten Kreuz, auf einer Matratze hingebettet, wo nach kurzer Zeit ein Kreis gewichtiger Männer, darunter der Zahlmeister und die Ärzte mit dem Kapitän an der Spitze, um den Toten versammelt war.

Kapitän von Kessel gab Befehl, den Tod des Heizers geheimzuhalten und ersuchte die beiden Ärzte darum. Dann mußten Schreibereien und Formalitäten erledigt werden, bis es draußen ganz dunkel geworden war und der first call for dinner, die bekannte helle Trompete des „Roland", über Deck und durch die Gänge der ersten Klasse erscholl.

Während dieser Zeit hatte sich Friedrich in seiner Kabine umgezogen. Als er im Speisesaal erschien, herrschte bereits ein reger Zuzug von Toiletten. Nahezu vollzählig kamen die Damen in den vom Glanz des elektrischen Lichtes festlichen Raum hereingerauscht. Friedrich bemerkte allerdings, sobald er auf seinem Platze saß und beobachtete, wie sich viele der Schönen beim Eintritt erst einen Mut fassen mußten, um dann mit graziösem Humor über die Furcht vor der Seekrankheit hinwegzutänzeln.

Aber wirklich, außer dem leisen Beben, das, wie überall im „Roland", durch Dielen und Wände ging, war die Schiffsbewegung kaum zu empfinden. Die Musik begann, und die Schar der livrierten Stewards, die hereineilte, konnte, ohne zu balancieren, zu den Reihen der Tafelnden hingelangen. „Galatafel," sagte, nach einem befriedigten Rundblick sich niederlassend, der Kapitän.

Man war schon beim Fisch, als Ingigerd von dem plumpen und sehr gewöhnlich aussehenden Achleitner hereingeführt wurde. Friedrich hätte versinken mögen, so unvorteilhaft sah die Kleine aus, so peinlich wirkte der ganze Aufzug. Der Schiffsfriseur hatte aus ihrem blonden Haar einen schrecklichen Berg von Frisur gemacht, sie hatte ein spanisches Tuch um die Schultern, als ob sie Carmen agieren wollte, eine überaus dürftige, wirklich fast klägliche Carmen, die denn auch von einem Ende zum andern längs der ganzen Tafel beißenden Spott und Hohn entzündete. Friedrich dachte, indem er den Fisch mit der Gräte verschlang, was hat sie für giftgrüne Strümpfe an? und warum trägt sie denn diese

gemeinen Goldkäferschuhe. „Etwas Kreide," sagte ein Herr, „für die Sohlen der Dame. Die Dame will Seil tanzen." Von den Lippen der Herren und aus den Augen der Damen stieg eine Wolke von Boshaftigkeit. Man verschluckte sich, mußte die Serviette vorhalten. Nicht alle Bemerkungen wurden etwa diskret gemacht, und im Kreise der Kartenspieler, die wieder Sekt tranken, nahm der Hohn sogar rohe Formen an.

Friedrich glaubte nicht recht zu sehen, als plötzlich dieses kleine Scheusal mit einer kompromittierenden Intimität vor ihm stand und ihn mit einer schmollenden Anrede auszeichnete. „Wann kommen Sie wieder zu mir?" fragte sie, oder so etwas, worauf Friedrich entsetzt irgend etwas antwortete. Hälse in Stehkragen, nackte, mit Ketten und Perlen geschmückte Hälse wandten sich. Friedrich konnte sich nicht erinnern, etwas ähnlich Peinliches je erlebt zu haben. Ingigerd sah es nicht und fühlte es nicht. Achleitner gab sich Mühe, sie fortzubringen, weil er sich ebenfalls unter dem Kreuzfeuer der Gesellschaft nicht wohlbefand.

Endlich entfernte sie sich mit den Worten: „Pfui, Sie sind fad! Sie sind dumm! Ich mag Sie nicht!" Worauf hin an der Kapitäns-Ecke ein lang andauerndes, ziemlich befreiendes Gelächter zum Ausbruch kam.

„Sie können mir glauben, meine Herren," sagte Friedrich mit einer leidlich gespielten ironischen Trockenheit, „daß ich weder weiß, wie ich diese soeben genossene Auszeichnung verdient habe, noch wie ich sie mir in Zukunft verdienen soll." Dann wurde von anderen Dingen gesprochen.

Das heitere Wetter und die Erwartung einer geruhsamen Nacht erfüllte die Tischgesellschaft mit sorgloser Heiterkeit. Man aß, man trank, man lachte und flirtete, alles mit dem schönen Bewußtsein, ein Bürger des neunzehnten und bald des wahrscheinlich noch köstlicheren zwanzigsten Jahrhunderts zu sein.

Als die beiden Ärzte nach Tisch in der Doktorkabine beisammen saßen, bildete das Thema die Bilanz der modernen Kultur.

„Ich fürchte," sagte Friedrich, „daß der weltumspannende Verkehrsapparat, der angeblich im Besitze der Menschheit ist, vielmehr seinerseits die Menschheit besitzt. Wenigstens sehe ich bis jetzt noch nichts davon, daß die ungeheuren Arbeitskräfte der Maschinen die zu leistende Menschenarbeit verringert hätten. Die moderne Maschinensklaverei ist die imposanteste Sklaverei, die es jemals gegeben hat; aber sie ist eine Sklaverei! Wenn man fragt, ob das Zeitalter der Maschinen das menschliche Elend vermindert hat? muß man bis jetzt mit ‚Nein' antworten. — Ob es das Glück und die Möglichkeiten zum Glück gesteigert hat? wiederum lautet bis jetzt die Antwort: ‚Nein'!"

„Deshalb kann man sehen," sagte Wilhelm, „wie jeder dritte gebildete Mensch, den man trifft, ein Schopenhauerianer ist. Der moderne Buddhismus macht reißende Fortschritte."

„Jawohl," sagte Friedrich, „denn wir leben in einer Welt, die sich fortgesetzt ungeheuer imponiert und sich dabei mehr und mehr ungeheuer langweilt. Der Mensch der geistigen Mittelklasse tritt mehr hervor, ist inhaltsloser als irgendwann, dabei blasierter und übersättigt. Keine Art Idealismus, keine Art wirklich großer Illusion kann mehr standhalten."

„Ich gebe zu," sagte Wilhelm, „daß die gewaltige Kaufmannsfirma Zivilisation mit allem geizt, nur nicht mit dem Menschen, noch mit dem, was an ihm das Beste ist. Sie wertet es nicht und läßt es verkümmern. Aber uns bleibt ein Trost: ich glaube, daß diese Firma doch das Gute besitzt, uns von den ärgsten Barbarismen der Vergangenheit ein für allemal loszutrennen, so daß zum Beispiel eine Inquisition, ein hochnotpeinliches Halsgericht und ähnliches nicht mehr möglich ist."

„Wissen Sie das ganz gewiß?“ fragte Friedrich, „und finden Sie es nicht sonderbar, wie neben den höchsten Errungenschaften der Wissenschaft, Spektralanalyse, Gesetz von der Erhaltung der Kraft usw. die ältesten Köhlerirrtümer immer noch machtvoll fortbestehen? Ich bin nicht so sicher, daß ein Rückfall selbst in die grauenvollsten Zeiten des Malleus maleficarum unmöglich ist!“

In diesem Augenblick kamen zugleich ein Steward, dem geklingelt worden war, und der Schiffsjunge Pander herein. Wilhelm sagte: „Kollege, mir ist so, wir müssen Champagner trinken. Adolf,“ wandte er sich an den Steward, „bringen Sie eine Pommery.“ „Es geht sehr über den Sektkeller,“ sagte Adolf. „Natürlich, die Leute sind alle froh, daß wir gestern und vorgestern nicht ersoffen sind.“ Der Schiffsjunge war vom Kapitän geschickt, um den Totenschein für den Heizer zu holen. Der tote Heizer hieß Zickelmann. Im Notizbuch des armen Menschen hatten sich Anfänge eines Briefes gefunden, die etwa so lauteten: „Ich habe vergessen, wie du aussiehst, liebe Mutter! Es geht mir schlecht, aber ich muß doch einmal zu Dir, nach Amerika, Dich wiedersehen! Es ist doch traurig, wenn man in der ganzen Welt keinen Anverwandten hat! Liebe Mutter, ich will Dich nur einmal ansehen und werde Dir wirklich sonst nicht zur Last fallen.“

Der Champagner erschien, und es dauerte nur eine kurze Zeit, bis die erste Flasche durch eine zweite ersetzt wurde. „Wundern Sie sich nicht, Kollege,“ sagte Friedrich, „wenn ich heute unmäßig bin. Vielleicht, daß ich mit Hilfe dieser Medizin einige Stunden schlafen kann.“

Es war halb elf, und die Ärzte saßen noch immer zusammen. Wie es bei alten Studenten und Fachgenossen natürlich war, die sich einander genähert hatten, bewirkte der Wein einen hohen Grad von Vertraulichkeit.

Er sei, sagte Friedrich, mit einem allzu günstigen Vorurteil in die Welt getreten, er habe aus einer Art Idealismus die Militär- und Regierungskarriere abgelehnt. Er

habe dann das Studium der Medizin in dem Glauben ergriffen, er könne dadurch der Menschheit nützlich sein. In diesem Glauben sei er getäuscht worden. „Denn schließlich, Kollege, der wirkliche Gärtner sorgt für einen Garten voll gesunder Bäume, aber unsere Arbeit ist einer aus kranken Keimen stammenden, kränklich vermickerten Vegetation gewidmet!“ Deshalb war Friedrich, wie er sagte, in den Kampf gegen die schrecklichsten Menschenfeinde, die Bakterien, eingetreten. Er wollte indessen nicht verschweigen, daß ihn die öde, geduldige und mühsame Facharbeit ebenfalls nicht habe befriedigen können. Die Fähigkeit zu verknöchern besitze er nicht, die für einen Fachmenschen nötig sei. „Als ich sechzehn Jahre alt war, wollte ich Maler werden. Am Seziertisch, im Leichenschauhaus in Berlin, habe ich, wie ich nicht leugnen kann, Gedichte gemacht. Heut wär ich am liebsten ein freier Schriftsteller. Aus alledem, lieber Kollege, können Sie sehen,“ schloß Friedrich, auf eine ironische Weise auflachend, „daß mein Leben ziemlich zerrissen ist.“

Wilhelm wollte das keineswegs zugeben.

Aber Friedrich fuhr fort: „Es ist so! Ich bin ein echtes Kind meiner Zeit und schäme mich deshalb nicht! Jeder einzelne Mensch von Bedeutung ist heut ebenso zerrissen, wie es die Menschheit im ganzen ist. Ich habe dabei allerdings nur die führende europäische Mischrasse im Auge. In mir steckt der Papst und Luther, Wilhelm der Zweite und Robespierre, Bismarck und Bebel, der Geist eines amerikanischen Multimillionärs und die Armutsschwärmerei, die der Ruhm des heiligen Franz von Assisi ist. Ich bin der wildeste Fortschrittler meiner Zeit und der allerwildeste Reaktionär und Rückschrittler. Der Amerikanismus ist mir verhaßt, und ich sehe in der großen amerikanischen Weltüberschwemmung und Ausbeuterherrschaft doch wieder etwas, was einer der berühmtesten Arbeiten des Herkules im Stall des Augias ähnlich ist.“

„Es lebe das Chaos,“ sagte Wilhelm.

Sie ſtießen an. „Ja," ſagte Friedrich, „aber nur, wenn es einen tanzenden Himmel oder mindeſtens einen tanzenden Stern gebiert."

„Man ſoll ſich vor tanzenden Sternen in acht nehmen!" ſagte lachend der Schiffsarzt und ſah Friedrich etwas vielſagend an.

„Was wollen Sie machen," erwiderte der, „wenn Ihnen erſt ſo ein verfluchtes Peſtgift im Blute ſitzt?"

Dieſe plötzliche Beichte erſchien unter dem Einfluß des Weines Wilhelm wie Friedrich ſelbſtverſtändlich.

Wilhelm zitierte: „Es lebt' eine Ratt' im Kellerneſt." „Naja, naja," meinte Friedrich, „aber was tut man dagegen?" Und dann lenkte er wieder ein und ab.

„Für was ſoll man ſich eigentlich noch intakt halten, da einem doch nun, wie dem berühmten Gerber, die Felle, alias Ideale, fortgeſchwommen ſind. Ich habe alſo mit meiner Vergangenheit reinen Tiſch gemacht. Deutſchland iſt mir ins Meer verſunken! Gut ſo! Was erſieht man ſich ſchließlich daran? Iſt es denn wirklich noch immer das ſtarke, geeinigte Reich, oder nicht vielmehr eine Beute, um die noch immer Gott und der Teufel, ich wollte ſagen Kaiſer und Papſt miteinander ſtreiten? denn man muß ſagen, daß durch länger als ein Jahrtauſend das einigende Prinzip das kaiſerliche geweſen iſt. Man redet vom Dreißigjährigen Krieg, der Deutſchland zerriſſen hat! ich rede lieber vom tauſendjährigen, von dem der dreißigjährige nur der ſchlimmſte Anfall jener, den Deutſchen eingeimpften, religiöſen Dummheitsſeuche iſt. Ohne die Einheit aber gleicht das Reich einem recht ſonderbaren Gebäude, deſſen Ziegelſteine nur zum geringſten Teil im Beſitz ſeines Eigentümers oder ſeiner Bewohner ſind, und die der Gläubiger mit der Tiara, zu Rom, lockert und lockert, immer erpreſſeriſch mit Zerſtörung des Hauſes drohend, bis er ſie wirklich mit Zins und Zinseszins zurücknehmen kann. Dann gibt es im beſten Fall einen Trümmerhaufen.

Man könnte schreien und sich die Haare raufen, daß der Deutsche nicht sieht, wie im Souterrain seines eigentümlichen Hauses eine verschlossene, geheime, furchtbare Blaubartskammer ist. Aber durchaus nicht für Weiblein allein. Er ahnt nicht, welche geistlichen Folterwerkzeuge dort zum Gebrauche bereitstehen: geistlich insofern, als sie dem fanatischen Wahnwitz einer blutrünstigen Pfaffenidee dienstbar, zur scheußlichen Marter des Körpers bereitstehen. Wehe! wenn diese Tür sich einmal öffnet, wie denn fortwährend an ihren Schlössern gerüttelt wird: dann wird man alle blutigen Greuel des Dreißigjährigen Krieges, die entartete Schlachthausgrausamkeit der Ketzergerichte wiederum blutig aufblühen sehen."

„Darauf," sagte Wilhelm, „wollen wir aber nicht anstoßen! Dann sagen wir lieber: es lebe das gesunde ehrlich-zynische Ausbeuterideal von Amerika mit seiner Verflachung und Toleranz."

„Ja, tausendmal lieber," sagte Friedrich! Und so ward auf Amerika angestoßen.

Eine Stewardeß aus der zweiten Kajüte brachte plötzlich die siebzehnjährige russische Jüdin aus dem Zwischendeck hereingeführt, die ein Taschentuch vor die Nase hielt, weil sie an unstillbarem Nasenbluten zu leiden hatte. „Oh, ich störe," sagte die Russin und wich einen halben Schritt aus der Tür an Deck zurück. Wilhelm ersuchte sie, näher zu treten. Nun war aber die Begleitung des Mädchens für die Stewardeß nicht der Grund, weshalb sie zu Doktor Wilhelm gekommen war. Sie flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, die ihn veranlaßten, mit einer Entschuldigung gegen Friedrich aufzuspringen. Er nahm die Mütze und ging mit der Stewardeß davon, die Russin dem Kollegen empfehlend.

„Sie sind Arzt?" sagte die Russin. Friedrich bestätigte und hatte bald ohne viele Worte, indem er die Patientin sich lang auf den Diwan strecken ließ, durch einen

Tampon die Blutung zum Stehen gebracht. Die Tür an Deck war offen geblieben, weil Friedrich den Zustrom frischer Seeluft für heilsam hielt.

„Meinethalben können Sie ruhig rauchen," sagte die Russin nach einiger Zeit, weil sie bemerkt hatte, wie Friedrich sich mehrere Male in der Zerstreuung eine Zigarette anzünden wollte, es aber immer wieder im letzten Moment unterließ.

Er sagte kurz: „Nein, ich rauche jetzt nicht."

„Aber, dann könnten Sie mir vielleicht eine Zigarette geben," sagte die Russin, „ich langweile mich."

„Das gehört sich so," sagte Friedrich, „ein Patient soll sich langweilen."

„Wenn Sie mir eine Zigarette erlaubt haben," erklärte die Leidende, „werde ich nachher sagen: jawohl, Sie haben ganz recht, mein Herr."

Friedrich sagte: „Ich weiß, daß ich recht habe! und von Zigarettenrauchen kann in diesem Augenblick nicht die Rede sein."

„Ich will aber rauchen," sagte sie, „Sie sind ungezogen."

Friedrich sah die Russin, die eigensinnig ihre Ferse ein wenig erhoben und wieder auf das lederne Polster hatte fallen lassen, mit einem absichtlich finstren Gesichte an.

„Glauben Sie, daß ich deshalb Rußland verlassen habe, um im Ausland erst recht von jedermann kommandiert zu sein?" sagte das Mädchen mit nörgelnder Stimme. Sie fuhr fort: „Mir ist kalt! bitte schließen Sie doch die Tür."

„Wenn Sie es wünschen, so will ich die Tür schließen," sagte Friedrich. Er tat es mit einem nicht ganz ehrlichen Anschein von Resignation.

Friedrich, der am Morgen im Zwischendeck sich durch einen Blick mit dieser Debora verständigt hatte, sehnte, trotzdem ihm der Wein oder weil ihm der Wein im Kopfe saß, Doktor Wilhelm herbei, dessen Rückkunft sich verzögerte. Als seine Patientin nun eine Weile geschwiegen hatte und Friedrich eine Untersuchung der Wattepfropfen

in ihrem Näschen für notwendig fand, bemerkte er Tränen in ihren Augen.

„Was gibt's?“ fragte Friedrich, „warum weinen Sie denn?“

Da kämpfte sie plötzlich gegen ihn mit Händen und Armen an, nannte ihn Bourgeois und wollte aufspringen. Aber Friedrichens sanfte, überlegene Kraft brachte sie bald in die ruhende Lage zurück. Dann nahm er, wie früher, abwartend Platz.

„Mein liebes Kind,“ sagte er, weich und sanftmütig, „Sie werfen da auf eine höchst sonderbare Weise mit gewissen Ehrentiteln um sich herum, die wir nicht weiter erörtern wollen. Sie sind nervös. Sie sind aufgeregt!“

„Niemals würde ich erste Kajüte reisen!“

„Warum nicht?“

„Weil es bei dem Elend, in dem die Mehrzahl der Menschen schmachtet, eine Gemeinheit ist. Lesen Sie Dostojewski, lesen Sie Tolstoi! lesen Sie Krapotkin. Wir werden gejagt! Wir werden gehetzt! Es ist gleich, hinter welchem Zaune wir sterben.“

„Wenn es Sie interessiert,“ sagte Friedrich, „ich kenne sie alle: Krapotkin, Tolstoi und Dostojewski. Aber glauben Sie nicht, daß Sie die einzige Gehetzte auf der Erde sind. Ich bin auch gehetzt. Wir sind alle gehetzt, meine Beste.“

„Ach, Sie fahren in der ersten Kajüte,“ gab sie zurück, „und Sie sind auch kein Jude. Ich bin eine Jüdin! Haben Sie eine Ahnung, was es bedeutet, wenn man in Rußland gelebt hat und Jüdin ist?“

„Dafür kommen wir jetzt in die neue Welt,“ sagte Friedrich.

„Ich kenne mein Schicksal,“ sagte sie. „Wissen Sie vielleicht, in welche verfluchten Ausbeuterhände ich gefallen bin?“

Das Mädchen weinte, und da sie jung und von ähnlicher Zartheit der Gestalt, wie Ingigerd, nur von einer ganz anderen, dunkelhaarigen und dunkeläugigen Rasse war, fühlte sich Friedrich schwach werden. Sein Mitleid wuchs,

und er wußte wohl, daß Mitgefühl die ſicherſte Brücke der Liebe iſt. Deshalb zwang er ſich nochmals zu einer harten Entgegnung.

Er ſagte: „Ich bin hier Arzt, ich vertrete hier einen Kollegen. Was geht es mich an, und wie kann ich es ändern, wenn Sie in Ausbeuterhände gefallen ſind. Außerdem ſeid Ihr intellektuellen Ruſſen und Ruſſinnen alle hyſteriſch! Und das iſt ein Zug, der mir nachgerade widerlich iſt.“

Sie fuhr empor und wollte davonrennen. Friedrich, um ſie feſtzuhalten, griff ſie erſt am rechten und dann auch am linken Handgelenk. Da ſah ſie ihn mit einem ſolchen Blicke von Haß und Verachtung an, daß er die ganze leidenſchaftliche Schönheit des Mädchens empfinden mußte.

„Was habe ich Ihnen getan?“ fragte Friedrich, der im Augenblick wirklich erſchrocken war und nicht wußte, ob er nicht etwa tatſächlich etwas verbrochen habe. Er hatte getrunken. Er war aufgeregt. Was ſollte jemand, der jetzt dazukam, von ihm denken? Hatte nicht ſchon das Weib des Pharao, jene Potiphar, der Joſeph entlief, mit Vorteil zu einem bekannten Mittel gegriffen? Er wiederholte: „Was hab' ich getan?“

„Nichts,“ ſagte die Ruſſin, „außer was Ihnen gewöhnlich iſt: nämlich, ein ſchutzloſes Mädchen beleidigen.“

„Sind Sie wahnſinnig?“ fragte Friedrich.

Plötzlich gab ſie zur Antwort: „Ich weiß es nicht.“ Und in dieſem Augenblick veränderte ſich der harte, gehäſſige Ausdruck ihres Geſichts und verwandelte ſich in Hingabe, eine Verwandlung, die für einen Mann wie Friedrich ebenſo rührend, wie unwiderſtehlich war. Er vergaß ſich. Auch er war ſeiner nun nicht mehr mächtig.

Dieſes ſonderbare Ereignis mit Kommen, Sehen, Lieben und für immer Abſchiednehmen war traumhaft vorübergeeilt. Da Wilhelms Rückkehr ſich noch immer verzögerte, trat Friedrich, nachdem ſein Beſuch geflohen war,

auf Deck hinaus, wo ihn der Eindruck des ausgeſtirnten Himmels über dem unendlichen Ozean gleichſam reinigte. Er war von Natur und Gewohnheit kein Don Juan, deshalb mußte er ſtaunen, daß ihm das ungewöhnliche Abenteuer als das Natürlichſte von der Welt erſchien.

In dieſer Stunde hatte Friedrich eine bis ins Innerſte erfühlte ſchmerzliche Viſion der Summe vom Leben und Sterben innerhalb irdiſcher Jahrmillionen. Aber der Tod mußte etwas vor dem Beginne ſein. Tod und Tod, das waren die Grenzen, dachte Friedrich, für ungeheure Summen von Sorge, Hoffnung, Begierde, Genuß, — der ſich aber ſogleich wieder ſelbſt verzehrte! — für erneute Begierde, Illuſion von Beſitz, Realität von Verluſt, für Nöte, Kämpfe, Einigungen und Trennungen, alles unaufhaltſame Vorgänge und Durchgänge, die mit Leiden und wieder Leiden verbunden ſind. Es beruhigte Friedrich, vorauszuſetzen, daß nun, bei ſo ruhiger Fahrt, die Ruſſin und alle übrigen Leidensgefährten wahrſcheinlich, von dem großen Wahnwitz des Lebens erlöſt, in einem bewußtloſen Schlummer lagen.

So grübelnd und auf den Schiffsarzt wartend, hatte ſich Friedrich vom Rande des Decks aus beiläufig umgewandt und bemerkte, nicht weit vom Schornſtein, in einem Winkel, halb an die Wand gekauert, eine dunkle Maſſe, die ihm aus irgend einem Grunde ſeltſam ſchien. Näher tretend erkannte er einen ſchlafenden Mann, deſſen Mütze über die Augen gezogen war und der, an der Erde ſitzend, den bärtigen Kopf auf einem Feldſtuhl zur Ruhe gelegt hatte. Dieſer Mann, wie Friedrich ſich überzeugte, war Achleitner. Auf die Frage, die Friedrich ſich ſtellen mußte, weshalb er bei vier oder fünf Grad Kälte hier hockte und nicht zu Bette lag, hatte er bald die richtige Antwort: denn drei Schritte entfernt befand ſich die Tür zur Kabine Ingigerds. Achleitner konnte der treue Hund, im Sinne des Wächters, im Sinne des Zerberus und im Sinne des von Tollwut beſeſſenen Eiferſüchtigen ſein. „Armer Bengel,“ ſagte Friedrich ganz laut,

„armer, blöder Achleitner!“ Und neben dem echteſten, beinahe zärtlichen Mitgefühl, kam Friedrich der ganze Jammer des liebenden und enttäuſchten Mannes an, wie er von Nietzſche und Schopenhauer bis hinab zu Buddha Gotama zu verfolgen iſt, den ſein Schüler Ananda fragt: Wie ſollen wir uns, Herr, gegen ein Weib benehmen? und der da antwortet: ihr ſollt ihren Anblick vermeiden, Ananda! weil des Weibes Weſen, ſagte er, unergründlich verborgen, wie der Weg des Fiſches im Waſſer ſei, und ihnen die Lüge wie Wahrheit, und die Wahrheit wie Lüge wäre.

„Pſt, Kollege, was machen Sie hier?“ Mit dieſen Worten war leiſe ſchreitend Doktor Wilhelm herangetreten, der etwas, ſorgſam eingewickelt, in Händen trug. „Wiſſen Sie, wer hier liegt?“ ſagte Friedrich, „das iſt Achleitner!“ „Er hat aufpaſſen wollen,“ bemerkte Wilhelm, „daß die Frequenz dieſer Tür dort nicht zu lebhaft wird.“ Friedrich ſagte: „Wir müſſen ihn aufwecken.“ Wilhelm: „Warum denn? ſpäter! wenn Sie zu Bette gehn!“ „Ich werde jetzt gehen,“ ſagte Friedrich. Wilhelm: „Kommen Sie erſt noch einen Augenblick zu mir herein.“

In ſeiner Kabine wickelte der Arzt den naſſen Embryo eines menſchlichen Kindes aus Packpapier. „Sie hat ihren Zweck erreicht,“ ſagte er und meinte das Mädchen in der zweiten Kajüte, die ſeiner Anſicht nach die Reiſe zu keinem anderen Zweck, als um ihre Laſt dabei zu verlieren, gemacht hatte. Und Friedrich wußte beim Anblick dieſes anatomiſchen kleinen Objektes nicht, ob wirklich geboren werden, oder nicht zum Leben erwachen das beſſere wäre.

Dann ging er, weckte den ſchlafenden Achleitner und führte den unverſtändliche Worte murmelnden, widerſpenſtigen, aber im Gehen ſchlafenden Mann unter Deck und in ſeine Kabine hinab. Nicht ohne Grauen vor den Foltern der Schlafloſigkeit ſuchte auch Friedrich nun ſein Lager.

Friedrich entſchlief ſogleich; allein, als er aufwachte, war es erſt zwei Uhr nach Mitternacht. Das Schiff lag immer noch ruhig, und man hörte die Schraube gleichmäßig unter Waſſer arbeiten. Wenn das Leben in Zeiten großer pſychiſcher Kriſen an ſich ein Fieber iſt, ſo ſteigern Reiſen und ſchlafloſe Nächte noch dieſes Fieber. Friedrich kannte ſich und erſchrak, als er ſich nach ſo kurzer Zeit um den Frieden des Schlafes betrogen glaubte.

Aber war es wirklich ein Friede geweſen? Er hatte geträumt, er war Hand in Hand mit Achleitner unter den ſchwarzen Witwen aus Kohlenqualm, die von den Schloten des „Roland" aus über den Ozean zogen, endlos, endlos davongewandert. Er hatte, gemeinſam mit der ruſſiſchen Jüdin aus Odeſſa, den toten Heizer Zickelmann in den blauen Damenſalon mit ſchwerer Mühe heraufgetragen und mittels eines Serums, deſſen Entdecker er war, ins Leben zurückgebracht. Dann hatte er einen Streit geſchlichtet, der zwiſchen der Ruſſin und Ingigerd Hahlſtröm ausgebrochen war, die einander tätlich anfielen und mit leidenſchaftlichen Schimpfreden überſchütteten. Dann wieder ſaß er mit Doktor Wilhelm in deſſen Apotheke und beobachtete gemeinſam mit ihm, wie weiland Wagner, einen Homunkulus, der ſich noch embryonal in einer gläſernen Kugel unter Lichterſcheinungen ausbildete. Die Menſchen ſteigen wie Blaſen im Waſſer auf, ſagte Wilhelm, — man weiß nicht woher, man weiß nicht wohin! — und zerplatzen. Dabei plapperte der weiße Kakadu Ingigerds im Tone von Artur Stoß, indem er ſagte: „ich bin heute ſchon vollkommen unabhängig! ich reiſe, weil ich mein Vermögen abrunden will." Indem Friedrich aller dieſer Dinge ſich zu erinnern glaubte, träumte er bereits wieder. Plötzlich fuhr er auf mit den Worten: „Ich nehme Sie bei den Ohren, Hans Füllenberg!" Gleich darauf hielt er im Rauchzimmer eine vernichtende Strafpredigt, worin er den Herrn, der ſeine geheime Beziehung zu Ingigerd entweiht hatte, moraliſch niederſchlug.

Und wieder fing das Wandern Hand in Hand mit Achleitner und den qualmigen Witwen über die Wasserwüste an. Das mühsame Schleppen, gemeinsam mit der jungen Verehrerin Krapotkins, des nackten toten Heizers, treppauf und treppunter. Der Zank der Frauen, die Abkanzelungen Füllenbergs und des Menschen im Rauchzimmer wiederholten sich. Und immer qualvoller wurden die Wiederholungen. Der Homunkulus in der Glaskugel, mit Doktor Wilhelm, erschien wiederum. Er entwickelte sich, mit Lichterscheinungen. In seiner Not, in seiner unendlichen Hilflosigkeit dieser marternden Bilderflucht gegenüber bäumte sich Friedrichs gehetzte Seele nach Frieden lechzend plötzlich auf, und er sagte laut: „zünde an das Licht der Vernunft! zünde an das Licht der Vernunft, o Gott im Himmel!" Dann fuhr er empor und erkannte, daß Rosa das Dienstmädchen mit einem wirklichen, brennenden Licht bei ihm stand. Sie fragte: „Ist Ihnen nicht gut, Herr Doktor?"

Die Kabine knackte. Das Dienstmädchen hatte sich wieder entfernt. Das Schiff lag still. Oder hatte der Kurs des „Roland" nicht mehr die gleiche Ruhe und Stetigkeit? Friedrich horchte gespannt und hörte die Schraube gleichmäßig unter Wasser rauschen. Dann drangen monotone Rufe von Deck und das laute Rasseln der Schlacke, die man ins Meer schüttete. Die Uhr zeigte fünf, so daß seit Friedrichs letztem Erwachen eine Spanne von drei Stunden verstrichen war.

Wiederum rutschte, mit Gepolter und Gerassel, eine Ladung Schlacke in den Atlantischen Ozean. Waren es nicht die Kollegen des toten Heizers, die sie hinausschütteten? Friedrich vernahm Kindergeschrei, hierauf das Weinen und Greinen seiner hysterischen Nachbarin, endlich die Stimme Rosas, die den kleinen Siegfried und die geschwätzige Ella Liebling zu beruhigen suchte. Siegfried wünschte nicht weiterzureisen. Er bettelte grämlich und wollte durchaus zu seiner Großmama nach Luckenwalde zurück. Frau Lieb-

ling zankte mit Rosa und machte das Mädchen für das Betragen der Kinder verantwortlich. Friedrich hörte sie sagen: ihr trampelt auf meinen Nerven herum, laßt mich schlafen!

Über allen diesen Eindrücken war Friedrich abermals eingeschlafen. Er träumte: er befand sich mit dem Dienstmädchen Rosa und dem kleinen Siegfried Liebling in einem Rettungsboot, das über ein ruhiges grünlich-leuchtendes Meer schaukelte. Sonderbarerweise hatten sie eine Menge Goldbarren mit sich auf dem Boden des kleinen Schiffs, es waren wohl jene für die Washington-Bank bestimmten, die der „Roland" an Bord haben sollte. Nach einigem Kreuzen, wobei Friedrich das Steuer führte, waren sie in einem hellen, freundlichen Hafen, etwa auf einer der Azoren oder Madeira oder den Kanarischen Inseln angelangt. Nicht weit vom Kai sprang Rosa ins Wasser und erreichte das Land, den kleinen Siegfried hoch auf dem Arm tragend. Leute empfingen sie, worauf sie alsbald mit ihnen und dem kleinen Liebling in einem der blütenweißen Gebäude am Hafen verschwand. Als Friedrich landete, wurde er auf der marmornen Landungstreppe des Kais zu seiner Freude von seinem alten Freund Peter Schmidt in Empfang genommen. Peter Schmidt war jener Arzt, den besuchen zu wollen Friedrich neugierigen Fragern gegenüber als den hauptsächlichsten Zweck seiner Reise genannt hatte. Als Friedrich ihn hier, im Rahmen der weißen, südlichen Stadt, unvermutet, nach einer Trennung von Jahren wiederfand, war seine Freude über dies Wiedersehen ihm selbst überraschend. Wie war es denn möglich gewesen, daß er eines solchen prächtigen Mannes und treuen Jugendgenossen während einer so langen Zeit sich nur noch gelegentlich hatte erinnern können.

„Es ist schön, daß du kommst," sagte Peter Schmidt, und Friedrich fühlte, als sei er lange erwartet worden.

Schweigend geleitete ihn der Freund in eine am Hafen gelegene Herberge, und Friedrichen überkam ein bis dahin noch nie empfundenes Gefühl von Geborgenheit. Während er sich mit einem Imbiß an der Wirtstafel stärkte und der Padrone des Hauses, ein Deutscher, die Daumen drehend ihm gegenüberstand, sagte Schmidt: „Die Stadt ist nicht groß, aber sie kann dir ein Bild geben. Du wirst hier Leute finden, die für immer gelandet sind."

Es bestand eine Übereinkunft, daß man in dieser sonderbaren, in blendendem Lichte liegenden, stummen Stadt nur mit den allerwenigsten Worten sich verständigen mußte. Alles wurde hier mit einem neuen, stummen, inneren Sinn erkannt. Aber Friedrich sagte: „Ich habe dich immer für den Mentor in unbekannte Tiefen unserer Bestimmung genommen!" Worte, womit er seine Ehrfurcht vor dem geheimnisvollen Wesen des Freundes ausdrücken wollte. „Ja, ja, aber dies ist nur ein kleiner Anfang," sagte der Freund. „Immerhin kann man hier bereits etwas erfahren, was unter der Oberfläche verborgen ist." Hiermit wurde Friedrich von Peter Schmidt, gebürtig aus Tondern, an den Hafen hinausgeführt. Der war sehr klein. Es lagen darin mehrere altertümliche Schiffe. „Fourteen hundred and ninety two," sagte Peter Schmidt. Es war das Jahr, von dessen vierhundertjähriger Wiederkehr man unter dem amerikanischen Publikum auf dem „Roland" viel gesprochen hatte. Der Friese wies auf die beiden Karavellen hin und bedeutete Friedrichen, daß eines davon die Santa Maria, das Admiralschiff des Christoph Columbus, wäre. „Ich," sagte der Friese, „bin mit Christoph Columbus hierhergelangt."

Alles dieses war Friedrich auf eine unbedingte Weise einleuchtend. Auch als Peter Schmidt die Erklärung gab, das Holz dieser langsam verfallenden Karavellen werde legno santo genannt und brenne an Feiertagen in den Kaminen, weil der Geist der Erkenntnis darin gebunden sei, fand Friedrich nichts Rätselhaftes darin. Weiter draußen

im Meer lag ein drittes Schiff, das backbords vorn eine ſchwarze, gewaltige Öffnung hatte. Der Frieſe ſagte: „Es iſt geſunken. Es hat uns eine helle Menge Volks hereingebracht.“ Friedrich blickte hinaus. Er war unbefriedigt. Gerne hätte er über das ſonderbar fremde, ſonderbar bekannte Fahrzeug da draußen mehr gewußt. Aber der Frieſe war vom Hafen ab und in ein enges, verwinkeltes Treppengäßchen eingebogen.

Hier geſchah es, daß ein alter, vor mehr als fünfzehn Jahren verſtorbener Onkel Friedrichs, die Pfeife behaglich im Munde, ihm entgegentrat. Er hatte ſich, wie es ſchien, ſoeben von einer Bank erhoben, die am offenen Eingang ſeines Hauſes ſtand. „Guten Tag,“ ſagte er, „wir ſind alle hier, lieber Junge!“ Und Friedrich wußte, wen der ſeinerzeit im Leben nicht gerade von Glück begünſtigte alte Herr mit den Worten „wir alle ſind hier“ gemeint hatte. „Man lebt hier recht gut,“ fuhr der Alte ſchmunzelnd fort, „es iſt mir bei euch, in der finſteren Luft, nicht ſo gut gegangen. Erſtlich haben wir doch das legno santo, mein Sohn“ — und er wies mit der Tabakspfeife auf einen im dunklen Innern des Hauſes bläulich züngelnden Herd zurück! — „und dann haben wir ſchließlich auch noch die Lichtbauern. Du wirſt mir zugeben, daß man es mit dieſen Arcanibus in den Gefahren des Univerſums, weiß Gott, eine gehörige Zeitlang ohne alle übertriebene Sorge aushalten kann. Aber ich halte dich auf. Wir hier haben ja Zeit, aber du haſt Eile!“ Friedrich ſagte Adieu. „Ach was!“ rief der Onkel ärgerlich, „habt Ihr da unten immer noch ſoviel Schererei mit dem Willkommen und dem Adieu, mein Sohn?“

Im Weiterſchreiten und Weiterſteigen wurde der Träumer von Peter Schmidt durch mehrere Häuſer und Innenhöfe hindurch geführt. In einem der winkligen Höfe, der Friedrich an gewiſſe alte Hamburger oder Nürnberger Viertel erinnerte, befand ſich ein Kramladen, der ein Schild mit der Aufſchrift ‚Zum Meerſchiff‘ trug. „Alles ſieht hier ſehr

gewöhnlich aus," sagte Peter Schmidt, „aber wir haben doch hier von allem die Urbilder." Damit wies er den Freund auf das kleine Modell eines altertümlichen Schiffes hin, das zwischen Kautabak und Peitschenriemen im kleinen Fenster des Kramladens stand.

Schiffe, Schiffe, nichts als Schiffe! und es war, als melde sich in Friedrichs Kopf beim Anblick des neuen Schiffchens ein leiser, quälender Widerstand. Freilich wußte er auch, daß er in ihm ein nie gesehenes, allumfassendes Sinnbild vor Augen hatte. Mit einem neuen Erkenntnisorgan, mit einer zentralen Klarheit erkannte er, wie hier, im kleinen Bilde, das ganze Wanderer- und Abenteurerdasein der menschlichen Seele begriffen war. „Oh," sagte der Krämer, der soeben die Glastür des kleinen Ladens öffnete, so daß allerlei Ware, die daran hing, klappernd ins Schwanken kam — „oh, lieber Friedrich, du bist hier? Ich hätte dich noch auf See vermutet." Und Friedrich erkannte in dem Krämer, der im schäbigen Schlafrock und Käppi eines längst verstorbenen Konditors aus seiner Knabenzeit vor ihm stand, sonderbarerweise Georg Rasmussen: Georg Rasmussen, dessen Abschiedsbrief er noch in Southampton erhalten hatte. So geheimnisvoll alles war, lag dennoch für Friedrich etwas Selbstverständliches in diesem Wiedersehen. Der kleine Laden schwirrte von Goldammern. „Es sind die Goldammern," sagte der in einen Trödler verkleidete Rasmussen, „die vorigen Winter in der Heuscheuer einfielen, wie du weißt, und die mir zum Verhängnis geworden sind." „Jawohl," sagte Friedrich: „man näherte sich einem kahlen Strauch, und plötzlich war's, als ob er sich schüttelte und zahllose goldene Münzen abwürfe. Wir deuteten das auf Berge von Gold." „Nun," sagte der Krämer, „ich tat genau am vierundzwanzigsten Januar, ein Uhr dreizehn Minuten, als ich dein Telegramm von Paris, mit dem Schuldenerlaß, in Händen hielt, meinen letzten Atemzug. Hinten im Laden hängt auch der Fuchspelz meines Kollegen, durch den ich

— ich beklage mich keineswegs! — infiziert worden bin. Ich ſchrieb dir, ich wolle mich dir aus dem Jenſeits bemerklich machen! Well! hier bin ich! Es iſt auch hier nicht alles ganz klar, aber es geht mir beſſer, wir ruhen hier alle in einem geſicherten Grundgefühl."

„Es iſt ſehr hübſch," fuhr er fort, „daß du dich mit Peter getroffen haſt. Peter Schmidt gilt viel auf dieſem Boden. Na, ihr werdet euch ja oben, in dem Jubiläumsrummel von New York, ‚fourteen hundred and ninety two', wieder begegnen. Gott, was bedeutet im Grunde das bißchen Entdeckung von Amerika." Und der wunderlich verkappte Rasmuſſen zog das kleine Meerſchiff aus dem Schaufenſter, das ebenfalls wieder, gleich dem Admiralſchiff des Chriſtoph Columbus, Santa Maria hieß. Er ſagte: „Jetzt bitt' ich gefälligſt achtzugeben!" Und Friedrich bemerkte, wie der alte Konditor immer ein Schiff nach dem anderen, von der gleichen Art, aber kleiner und kleiner, aus dem erſterblickten zog. Er ſagte, immer noch neue Schiffchen aus dem Bauche des einen hervorziehend: „Immer Geduld, die kleineren ſind nämlich immer die beſſeren. Und wenn ich Zeit hätte, würden wir zu dem kleinſten gelangen, dem letzten, glorioſeſten Werke der Vorſehung. Mit jedem dieſer Schiffchen kommen wir nicht nur über die Grenze unſeres Planeten, ſondern unſeres Erkenntnisvermögens hinaus. Aber, wenn du Intereſſe haſt," fuhr er fort, „ich beſitze noch andere Waren im Hauſe. Hier iſt die Heckenſchere des Kapitäns, hier iſt ein Senkblei, womit man bis in die letzten Abgründe des Sternenhimmels und der Milchſtraße loten kann. Doch ihr habt keine Zeit, ich will euch nicht aufhalten." Und der Trödler zog ſich hinter die Glastür zurück.

Hinter dem Glas aber ſah man ihn, wie er die Naſe dagegen quetſchte. Geheimnisvoll, und wie wenn er noch etwas zu verkaufen hätte, hielt er den Finger vor den karpfenmaulartig worteformenden Mund. Friedrich verſtand: legno santo! Die Lichtbauern! Aber da ſchlug Peter Schmidt mit

der Faust die Glastüre ein, riß dem verkappten Rasmussen das gestickte Käppi herunter, nahm einen kleinen Schlüssel heraus und winkte Friedrich mit sich fort.

Sie verließen die Häuser und traten ins freie, hügelige Land hinaus. „Die Sache ist die," sagte Peter, „es wird Mühe kosten." Und dann liefen und stiegen sie stundenlang. Es war Abend geworden. Sie machten ein Feuerchen. Sie schliefen auf einem im Winde schaukelnden Baum. Der Morgen kam. Sie wanderten wiederum, bis die Sonne nur noch ganz niedrig stand und endlich Peter das Pförtchen in einer niedrigen Mauer öffnete. Hinter der Mauer war Gartenland. Ein Gärtner band Wein und sagte: „Willkommen, Herr Doktor. Die Sonne geht unter, aber man weiß ja, wozu man stirbt." Und als Friedrich den Mann genau betrachtete, war es der Heizer, der auf dem „Roland" sein Leben eingebüßt hatte. „Ich tue das lieber, als Kohle schaufeln," sagte er, womit er auf die langen Bastschnüre, die ihm durch die Finger hingen, und seine Tätigkeit an den Reben und Trauben anspielte. Und dann gingen sie, alle drei, einen ziemlich langen Weg, in eine verwilderte Gegend des Gartens, worüber es völlig dunkel ward. Nun sauste der Wind, und die Stauden, Bäume und Büsche des Gartens begannen wie eine Brandung zu rauschen. Jetzt hockten sie, auf den Wink des Heizers, in einen Kreis, und es war, als ob er ein Stückchen glimmender Kohle mit bloßer Hand aus der Tasche genommen hätte. Er hielt es, wenig über der Erde, so daß eine runde Bodenöffnung, etwa die Fahrt eines Hamsters, beleuchtet ward.

„Legno santo", sagte, auf die glimmende Kohle deutend, Peter Schmidt. „Du wirst jetzt jene ameisenartigen kleinen Dämonen zu Gesicht bekommen, lieber Friedrich, die man hierzulande noctiluci oder Nachtlichtchen nennt. Sie selber nennen sich pomphaft die Lichtbauern, allerdings muß man zugeben, daß sie es sind, die das im Innern der Erde verborgene Licht in Magazine auffammeln, auf besonders

präparierte Ackerflächen aussäen, es ernten, wenn es mit hundertfältiger Frucht gewachsen ist, und es in goldenen Garben oder Barren für die allerfinsterſten Zeiten aufbewahren.“ Und wirklich sah Friedrich durch einen Spalt in eine, wie von einer unterirdischen Sonne erleuchtete, zweite Welt, wo sich zahllose kleine Lichtbauern mit Sensendengeln, Halmeschneiden, Garbenbinden, kurz, mit Ernten beschäftigten. Viele schnitten das Licht, wie Goldbarren, aus dem Boden heraus. „Diese Lichtbauern,“ sagte Peter, „sind es vor allen, die für meine Ideen tätig sind.“ Friedrich erwachte und hörte dabei die Stimme des Freundes dicht neben sich.

Das erste, was Friedrich nach dem Erwachen tat, war, nach der Uhr zu sehen. Ihm sagte ein dumpfes Gefühl, er müsse Tage und Nächte verschlafen haben. Aber es waren seit seinem letzten Erwachen höchstens sechs Minuten verstrichen.

Ihn ergriff ein Schauder sehr eigener Art. In seiner Erregung kam es ihm vor, als sei er einer Offenbarung gewürdigt worden. Er nahm sein Notizbuch aus dem Netz über seinem Bett und notierte das Todesdatum samt der Sterbestunde, die der seltsame Krämer und Trödler genannt hatte: ein Uhr dreizehn, hörte er noch die Stimme Rasmussens sagen: ein Uhr dreizehn, am vierundzwanzigsten Januar.

Die Bewegung des Meeres und also des Schiffes hatte ein wenig zugenommen. Außerdem fing die große Sirene zu brüllen an. Friedrichen überkam ein Anfall von Ungeduld. Der wiederholte, donnerähnliche Ruf der Sirene, der Nebel anzeigte, die Schwankung des Schiffes, die vielleicht nur das Vorzeichen neuer Stürme und neuer Strapazen war, machten Friedrich in einem grämlichen Sinne ärgerlich. Aus dem abenteuerlichen Getriebe hinter seiner Stirn war er in das nicht minder abenteuerliche der wirklichen Welt

versetzt worden. Im Traume gelandet, fand er sich, erwacht, in die enge Kabine eines die hohe See durchpflügenden Dampfers gesperrt, eines Fahrzeugs, das, von bangen und schweren Träumen vieler Menschen belastet, seltsamerweise trotzdem nicht unterging.

Schon vor halb sechs war Friedrich an Deck, wo der Nebel wieder gewichen war und über die Kimme einer mäßig bewegten, bleiernen See ein nächtlicher Morgen heraufdämmerte. Das Deck war leer und machte den Eindruck öder Verlassenheit. Die Passagiere lagen in ihren Kojen, und da man auch von der Mannschaft zunächst niemanden sah, schien es, als ob das gewaltige Schiff seinen Kurs ohne menschliche Leitung fortsetzte.

Friedrich stand hinten bei der Logleine, die in der breiten, zerquirlten Kielstraße nachschleifte. Auch in dieser gespenstischen Vormorgenstunde verfolgten hungrige Möwen das Schiff, manchmal sich nähernd, manchmal zurückbleibend und immer wieder mit dem trostlosen Schrei verdammter Seelen ins Kielwasser stoßend. Dies war nicht Traum, und doch wußte es Friedrich davon kaum zu sondern. Noch von dem Wunderlichen und Befremdlichen des Traumerlebnisses durchdrungen, empfand er nun, überreizt wie er war, die fremde und wogende Ödenei des Weltmeers nicht minder wunderbar. So hatte es seine Wasserberge unter den blinden Augen von Jahrmillionen einhergewälzt, nicht minder blind als die Jahrmillionen. So war es gewesen, nicht anders, seit dem ersten Schöpfungstag: am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und die Erde war finster und leer, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Friedrich fror. Hatte er je mit etwas anderem als mit Geist und Geistern, das heißt mit Gespenstern gelebt? Und befand er sich nicht im Augenblick mehr als je von dem geschieden, was ihm unter dem Namen Wirklichkeit als unerschütterlich fester Boden gegolten hatte? Glaubte er nicht in diesem Zustand an Ammenmärchen

und Schiffergeſchichten? an den fliegenden Holländer und den Klabautermann? Was verbarg dieſes ſeine Wogenzüge grenzenlos wälzende Meer? War nicht alles aus ihm hervorgeſtiegen? Alles wieder in ſeine Tiefen hinabgetaucht? Warum ſollte nicht irgend eine Macht Friedrichen einen Geiſterblick in die verſunkene Atlantis eröffnet haben?

Friedrich durchlebte tiefe und rätſelvolle Minuten einer furchtbaren und doch auch beglückenden Bangigkeit: da war das Meer, auf dem das ſcheinbar verlaſſene Schiff, klein in dieſer Unendlichkeit, vorwärtstaumelte: vor ihm kein ſichtbares Ziel, hinter ihm kein ſichtbarer Ausgangspunkt. Da war der Himmel, der es trüb und grau belaſtete. Da war er ſelber, Friedrich, als der Vierte im Bunde, allein, und was nicht tot war in dieſer Öde, hatte ſich in Viſionen, Beſuche von Schatten und Schemen in ſeinem Innern umgebildet. Der Menſch iſt dem Unerforſchlichen immer allein gegenübergeſtellt: das gibt ihm die Empfindung von Größe zugleich mit der der Verlaſſenheit. Da ſtand ein Menſch am Hinterſteven eines Schiffs, in der weichenden Urnacht des dämmernden Morgens durch unſichtbare, glühende Fäden ſeines Geſchickes mit zwei Erdteilen feſt verknüpft, und erwartete die neue, weniger quälende Form des Lebens von der Sonne, einem fremden, viele Millionen Meilen von dem Planeten Erde entfernten Geſtirn. Dies alles war ihm in einem faſt vernichtenden Sinne wunderbar. So, als ſei er in Wunder eingekerkert. Und es wandelte ihn, in einer plötzlichen Hoffnungsloſigkeit, jemals aus dem erſtickenden Zwange der Rätſel und Wunder befreit zu ſein, die Verſuchung an, ſich über die Reling hinabzuſtürzen. Und ſchon überkam ihn die Scheu eines Menſchen, der ein böſes Gewiſſen hat. Er blickte ſich um, wie wenn er fürchte, ertappt zu werden. Die Bruſt war ihm ſchwer, als hätte er niederziehendes Blei darin.

In dieſem Augenblick hörte er ſich mit einem kräftigen „Guten Morgen!“ anſprechen. Es war der Steuermann

Herr von Halm, der zur Brücke ging. Und sogleich, vor der gesunden Schönheit des Sprachlautes, wich der Spuk, und Friedrichens Seele ward dem Dasein zurückgegeben. „Wollten Sie Tiefseeforschungen machen?“ fragte Herr von Halm. Friedrich lachte: „Jawohl, es fehlte nicht viel,“ sagte er, „so hätte ich eine Lotung nach der versunkenen Atlantis unternommen.“

Er sprang ab: „Wie denken Sie über das Wetter?“ — Der Recke hatte Südwester und Ölzeug angelegt und wies Friedrichen an das Barometer, das erheblich gefallen war. Adolf, der Steward, suchte Friedrichen. Er hatte ihn in der Kabine vermißt und brachte ihm Zwieback und Tee an Deck. Friedrich nahm, wie tags zuvor, gegenüber der Kajüttreppe Platz, schlürfte wohlig und wärmte sich an der Tasse die Hände.

Und seltsam: ehe er seinen Tee getrunken und seinen Zwieback geknabbert hatte, fing es im Takelwerk der Notmasten wieder zu sausen an. Eine eigensinnige, steife Brise drückte sich backbord gegen das Schiff und legte es auf die Steuerbordseite. Friedrich haderte innerlich, wie wenn er mit jemand wegen der kommenden neuen Reisemühsal zu rechten hätte.

Als er und Wilhelm gegen acht Uhr früh im großen Speisesaal das eigentliche Frühstück genossen, erbebte das Schiff und rannte scheinbar hart gegen Felsen an. Das niedrige, hie und da elektrisch beleuchtete, im ganzen von trostlosem Dämmer erfüllte Kastenfach des Salons wurde in einem ziemlich tollen Tanz, mit allem, was darin war, hoch hinausgehoben oder ins gurgelnde Meer versenkt. Man lachte, und die wenigen Herren, die sich zum Frühstück gewagt hatten, suchten durch Späße und Witze über die nicht gerade rosige Lage hinwegzukommen. Friedrich meinte, er spüre unter dem Magen jenes Gefühl, das ihm schon als Kind das hohe Schaukeln verboten habe.

Wilhelm ſagte: „Kollege, wir ſind in des Satans Waſchküche, da tut ſich was, wogegen alles Bisherige nicht zu rechnen iſt!“ Und das Wort „Zyklon“ wurde irgendwo ausgeſprochen. Das Wort „Zyklon“ iſt ein furchtbares Wort, aber es ſchien auf den braven „Roland“, der, ein Vorbild entſchloſſener Pflichterfüllung, Waſſer verdrängte und Breſchen riß, keinen Eindruck zu machen. New York war das Ziel, und er eilte vorwärts.

Friedrich wollte an Deck, aber dort ſah es böſe aus, ſo daß er ſich nicht hinauswagen konnte. Er mußte auf der oberſten Stufe unter dem Schutz des Treppendaches ſtilleſtehen. Das Niveau des Meeres ſchien höher geworden, ſo daß es war, als wenn der „Roland“ fortwährend in einer tiefen Gaſſe ginge. Man konnte dem Eindruck und Irrtum unterliegen, als müſſe jeden Augenblick durch den Zuſammenſchluß der Oberfläche des Meeres über der Gaſſe das Schickſal des Schiffes entſchieden ſein. Matroſen und Schiffsjungen ſtiegen umher, um alles nicht Niet- und Nagelfeſte zu kontrollieren und feſter zu ziehen. Bereits waren Wogen übergekommen. Das Salzwaſſer rannte und floß über Deck, dazu peitſchte Regen und Schnee vom Himmel. In allen Tönen heulte, ſtöhnte, ſurrte und pfiff das Takelwerk. Und dieſer harte und ſchaurige Zuſtand, mit dem rauſchenden, brummenden, ewig dröhnenden, ewig ziſchenden, gewaltigen Waſſerlärm, durch den ſich der Dampfer wie in wilder und blinder Trunkenheit vorwärtswälzte, dieſer raſende, troſtloſe Taumel hielt Stunde um Stunde an und hatte, als es Mittag geworden war, zugenommen.

Der Ruf zum Diner ſchmetterte trotzdem über Deck und durch die knackenden Dachsfahrten des Schiffes dahin, aber es waren nur wenige, die ihm Folge leiſteten. Der lange Hahlſtröm hatte an der gähnenden Tafel bei Friedrich und Doktor Wilhelm Platz genommen. „Kann man ſich wundern,“ ſagte Friedrich, „wenn Seeleute abergläubiſch ſind? Wie dieſes Wetter aus heiterem Himmel hereingebrochen

ist, möchte man wirklich an Zauberei glauben." Wilhelm meinte: „es kann noch toller kommen." Einige Damen, die es gehört hatten, blickten herüber und machten entsetzte Augen. „Meinen Sie," fragte die eine, „daß etwa Gefahr vorhanden ist?" „Gott," antwortete Wilhelm, „Gefahr ist im Leben ja immer vorhanden!" und setzte lächelnd hinzu: „Es kommt nur darauf an, daß man nicht ängstlich ist."

Unglaublicherweise fing die Kapelle, wie gewöhnlich, zu konzertieren an, und zwar ein Stück, das sich „Marche triomphale" nannte. Hahlström meinte: „Ein großes Kapitel ist der moderne Galgenhumor!" „O Gott, einen ruhigen Tisch, einen ruhigen Sitz, eine ruhige Bettstelle! Wer diese Dinge sein eigen nennt, der weiß meistens nicht, wie reich er ist," das sagte Friedrich mit schreiender Stimme, weil bei dem doppelten Lärm des ausgesperrten Meers und der eingesperrten Musik sonst nichts zu verstehen war.

Der armlose Artur Stoß nahm trotz des üblen Wetters mit Gleichmut und Heiterkeit seine Mahlzeit in dem von aller Welt gemiedenen Rauchzimmer ein. Er zerteilte mit Gabel und Messer, die er zwischen der großen und der zweiten Zehe hielt, seinen Fisch, als Friedrich nach beendigtem Lunch sich dem originellen und witzigen Ungeheuer gegenübersetzte. „Unser alter Omnibus rumpelt ein bißchen," sagte Stoß. „Wenn unsere Kessel gut sind, ist nichts zu fürchten. Aber soviel steht fest, wenn das kein Zyklon ist, so kann er's noch werden. Es macht mir nichts. Die Sache sieht trostloser aus, als sie ist. Aber was ist man doch für ein Kerl. Um den Leuten in Kapstadt, in Melbourne, in Tannanarivo, in Buenos Aires, in San Franzisko und Mexiko zu zeigen, was ein Mensch mit festem, energischem Willen, trotz Mißgunst der Natur, leisten kann, läßt man sich durch alle Zyklone, Tornados und Taifune sämtlicher Meere der Welt schleifen. Davon träumt der Philister nichts, der

im Berliner Wintergarten, in der Londoner Alhambra et cetera sitzt, was ein Artist, den er auf der Bühne seine Nummer abspielen sieht, alles durchmachen muß, um bloß erst mal dort oben zu stehen."

Friedrich fühlte sich elend. Obgleich die nächtlichen Träume noch in seinem Hirn spukten, spürte er doch, daß mehr und mehr jedes andere Gefühl in dem überall deutlichen Drohen einer brutalen Gefahr unterging. Hans Füllenberg kam und erzählte mit entgeisterter Miene, daß man eine Leiche an Bord habe. Und es war nicht anders, als brächte er den toten Heizer und den rasenden Sturm in Zusammenhang. Ihm war die Butter vom Brot gefallen. Stoß meinte, Bulke, sein Bursche, habe ihm auch erzählt, daß einer der Heizer gestorben wäre. Friedrich tat, als wisse er nichts davon. Gewohnt, sich auf ehrliche Weise zu beobachten, stellte er fest, daß ihn, bei der ihm ja bekannten Nachricht, ein Schauder gestreift hatte. „Der Tote ist tot," sagte Stoß, nun mit Appetit seinen Braten vertilgend. „An dem toten Heizer scheitern wir nicht. Aber es ist diese Nacht ein Wrack gesichtet worden. Diese Schiffsleichen sind gefährlicher. Wenn die See bewegt ist, sieht man sie nicht."

Friedrich ließ sich genauer informieren.

„Neunhundertfünfundsiebzig treibende Wracks," sagte Stoß, „sind in fünf Jahren hier im nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans gesichtet worden. Es ist sicher, daß die Zahl doppelt so groß und größer ist. Einer der gefährlichsten Vagabunden dieser Art ist der eiserne Viermaster „Houresfeld", der auf der Fahrt von Liverpool nach San Franzisko Feuer in die Ladung bekam und von der Mannschaft verlassen wurde. Wenn wir auf so etwas stoßen, dann hört man in keinem von allen fünf Weltteilen je mehr auch nur einen Mautz von uns." Stoß sagte das, immer lebhaft kauend, aber nicht so, als ob er mit einem solchen Ausgang der Reise rechne.

„Man kann in den Gängen nicht fort," sagte Füllenberg, „die Schottenverschlüsse sind zugezogen." Jetzt fing auch

wieder die Dampfsirene zu brüllen an. Friedrich hörte zwar immer noch Trotz und Triumph heraus, aber doch auch etwas, was an das geborstene Horn des Helden erinnerte, dessen Namen der Dampfer trug. „Noch ist keinerlei Not!“ sagte beruhigend Stoß.

Friedrich befand sich noch in dem gemiedenen Rauchzimmer, als Stoß von seinem Burschen längst zum gewohnten Mittagsschlaf in sein Bett verpackt worden war. Der Raum war Friedrichen unheimlich, aber gerade deshalb teilte ihn niemand mit ihm. Und das Alleinsein tat Friedrichen bei dem Ernst der Lage besonders not. Er fing sich bereits mit der schlimmsten der Möglichkeiten zu befassen an. An der Wand des Raums lief eine lederne Polsterbank, Friedrich kniete darauf und konnte so durch die Luken in den machtvollen Aufruhr des Weltmeers hineinsehen. In dieser Stellung und beim Anblick des unbegreiflich zähen Sturmlaufs der Wogen gegen das verzweifelt kämpfende Schiff, ließ er sein Leben Revue passieren.

Um ihn war eine graue Finsternis. Und er fühlte nun doch, daß er sich nach Licht sehnte, und lange nicht so bereit, als er jüngst noch geglaubt hatte, zu sterben war. Es wollte ihn etwas wie Reue anwandeln. Warum bin ich hier? Warum habe ich nicht einen vernünftigen, eigenen Willen nach ruhiger Überlegung eingesetzt, der mich vor dieser sinnlosen Fahrt bewahrt hätte? Meinethalben sterben! aber nicht so sterben! nicht in einer Wasserwüste, fern von der Muttererde, unerreichbar fern von der großen Gemeinschaft der Menschen zugrunde gehen. Denn dies ist ein besonderer Fluch, wie mir scheint, von dem die Menschen nichts ahnen, die auf festem Land und am eigenen Herde, Menschen unter Menschen, geborgen sind. Was war ihm jetzt Ingigerd! Ingigerd war ihm jetzt gleichgültig! Und er gestand sich, wie er jetzt nur noch im engsten Sinne an sich dachte. Welcher Gedanke, diesem brutalen Schicksal entronnen, wieder an

irgendeinem Ufer gelandet zu sein. In Friedrichens Vorstellung war jeder Erdteil, jede Insel, jede Stadt, jedes verschneite Dorf zum Eden, zum Paradiese, zum unwahrscheinlichsten Traum von Glück geworden! Wie wollte er künftig für den bloßen Schritt auf trocknem Land, für das bloße Atmen, für eine belebte Straße, kurz, für die allereinfachsten Dinge bis zur Überschwenglichkeit dankbar sein. Friedrich knirschte. Was nutzt uns hier wohl ein menschlicher Hilferuf? Wo sollte man hier wohl Gottes Ohr finden? Wenn das Letzte geschah und der „Roland" mit seiner Menschenmenge zu sacken begann, so würde man Dinge sehen, die einen Menschen, der sie gesehen hätte, auch wenn er gerettet würde, nicht mehr könnten froh werden lassen. Ich würde es nicht mit ansehen, dachte Friedrich, ich spränge, nur um es nicht zu sehen, freiwillig über Bord hinaus.

Dampfer „Roland" ist untergegangen, steht in den Zeitungen. Oh, sagt der Philister in Berlin, der Philister in Hamburg und Amsterdam, nimmt einen neuen Schluck Kaffee und tut einen Zug aus seiner Zigarre, ehe er dann mit Behagen das Nähere über die Katastrophe, soweit sie beobachtet oder fabuliert wurde, auskostet. Und das Hurra der Zeitungsverleger! eine Sensation! neue Abonnenten! Das ist die Meduſa, der wir ins Auge sehen und die uns sagt, welchen wahren Wert in der Welt eine Schiffslast von Menschenleben besitzt.

Und Friedrich versuchte vergeblich, gegen eine Vorstellung anzukämpfen, die ihm das gewaltig strebende, rollende und sich rastlos vorwärtswälzende Haus des „Roland" mit seinem im Sturm nun beinahe erstickten Sirenenlaut, still und stumm auf dem Grunde des Meeres zeigte. Dort sah er, wie in eine Glasmasse eingesargt, das mächtige Schiff, über dessen Deck Züge von Fischen hin und her gingen, und dessen Räume von Wasser erfüllt waren. Der große Speisesaal mit allen seinen Paneelen von Nußbaumholz, seinen Tischen und ledergepolsterten Drehsesseln war von Seewasser

angefüllt. Ein großer Polyp, Quallen, Fische und pilzartige rote Seerosen waren auf dem gleichen Wege, wie jetzt die Passagiere, hineingedrungen. Und zum Entsetzen Friedrichs schwammen die eingeschlossenen uniformierten Leichen des Oberstewards Pfundner und seines eigenen Stewards immer langsam im Kreise darin herum. Diese Vorstellung war beinahe lächerlich, wenn sie nicht so grausig gewesen wäre und nicht so durchaus im Bereiche eines möglichen Falles gelegen hätte. Was sollen Taucher nicht alles berichtet haben. Was haben Taucher nicht alles in Kabinen und Gängen großer gesunkener Schiffe angetroffen: untrennbar verknotete Menschenmassen, Passagiere oder Matrosen, die ihnen, wie wenn sie auf sie gewartet hätten, mit ausgestreckten Armen, aufrecht, wie lebend, entgegenkamen. Näher betrachtet, waren die Kleider dieser Verweser und Wächter eines verlorenen Gutes am Meeresgrund, dieser seltsamen Reeder, Kaufleute, Kapitäne und Zahlmeister, dieser Glücksjäger, Goldsucher, Defraudanten und Hochstapler oder was sie nun sein mochten, mit Polypen, Krebsen und allerhand Meeresgewürm behängt, das sich an ihnen gütlich tat, solange noch etwas anderes als bleiches, abgenagtes Gebein vorhanden war.

Und Friedcich erblickte sich selbst als ein solches verwesendes Schiffsgespenst, das in der grausenvollen Behausung herumirrte. Diesem schaudervollen Vineta, wo ein jeder stumm an seinem Nachbar mit fürchterlicher Gebärde vorüberging. Ein jeder, schien es, mit einem erstarrten Weheruf in der Brust, den er, den Kopf nach unten gekehrt, die Arme ausbreitend, oder den Kopf nach rückwärts geworfen, mit offenem Mund, oder schauerlich auf den Händen gehend, oder mit so oder so gerungenen, gefalteten oder gespreizten Händen ausdrückte. Die Maschinisten im Kesselraum schienen noch immer langsam, langsam Zylinder und Triebrad zu kontrollieren, nur anders als früher, weil das Gesetz der Schwere bei ihnen aufgehoben schien. Einer von ihnen war

dabei auf eine ſonderbar gebogene Art und Weiſe, wie ein Schlafender, zwiſchen den Felgen eines Rades feſtgewunden. Auf ſeinen geſpenſtiſchen Wanderungen war Friedrich auch zu den Heizern hinuntergelangt, die im Augenblick der Kataſtrophe bei ihrer Tätigkeit überraſcht worden waren. Einige hielten die Schaufel noch in der Hand, aber ſie konnten ſie nicht emporheben. Sie ſelber ſchwebten, aber die umklammerte Schaufel an der Erde regte ſich nicht. Es war alles aus, ſie konnten das Feuer nicht mehr in Glut und alſo das mächtige Fahrzeug nicht mehr in Gang bringen. Im Zwiſchendeck ſah es dermaßen aus, mit Durcheinandertreiben von Männern, Frauen und Kindern in einer ſolchen Dichtigkeit und Verfinſterung, daß ſelbſt ein Katzenhai, der durch den Schornſtein in den Heizraum und durch die Maſchine bis hierher gedrungen war, ſich in dieſe Verſammlung zu miſchen nicht hinreichend mutig und freßgierig war. Noli turbare circulos meos, ſchienen auch dieſe Leute zu ſagen. Alle dachten angeſtrengt und in einer Vertiefung ohnegleichen, zu der ſie freilich auch hinreichend Zeit hatten, über das Rätſel des Lebens nach.

Überhaupt ſchien jedermann hier nur deshalb auf eine ſo ſonderbare Weiſe angeſtellt, um nachzudenken. Die Händeringer, die Händeſpreizer, die auf Händen liefen, ja auf der Spitze eines einzigen Fingers zu ſtehen vermochten, während ſie mit den Füßen die Decke ſtreichelten, dachten nach. Nur Profeſſor Touſſaint, der Friedrichen auf dem Gange entgegenſchwebte, ſchien mit erhobener Rechten ſagen zu wollen: ein Künſtler darf nicht verroſten! man muß ſich lüften! man muß neue Verhältniſſe aufſuchen! und wenn man in Italien nicht nach Gebühr gewürdigt wird, muß man ganz einfach, wie Leonardo da Vinci, nach Frankreich gehen, oder meinethalben ins Land der Freiheit auswandern.

Ich will leben, leben, ſonſt nichts, dachte Friedrich. Ich will, wie der ältere Cato, künftig lieber ein Jahr lang zu Fuße gehen, auch wenn ich denſelben Weg in drei Tagen zu Schiff

machen könnte. Und er verließ, um nur nicht etwa in die schreckliche Hausgenossenschaft der blauen, gedunsenen Denker hineinzugeraten, das grabartig düstere Rauchzimmer und schleppte sich mit schmerzendem Kopf und bleiernen Gliedern an Deck, wo die wilde Bewegung des Sturms und das Chaos von Schnee, Regen und salzigen Gischtwolken ihm den Alp von der Seele nahm.

In dem kleinen Raum um die Kajütentreppe traf Friedrich die auch tags zuvor dort versammelte kleine Gesellschaft an, die sich auf eng aneinander geschobenen Deckstühlen niedergelassen hatte. Auch Professor Toussaint befand sich darunter. Im übrigen war es der furchtsame Seglerkapitän, sowie der lange Elektrotechniker, der das Kabel erklärt hatte, und außerdem ein amerikanischer Colonel. Dieser, ein Vorzugsexemplar seiner verbreiteten Spezies, hatte ein Gespräch über die Länge des Eisenbahnnetzes in den Vereinigten Staaten angefangen und Behauptungen aufgestellt, die den Chauvinismus des langen Elektrotechnikers, als eines Europäers, trotz des schauderhaften Wetters, entflammt hatten. Unglaubliche Kilometerzahlen wurden von beiden Seiten genannt und dann von einem jeden die Vorzüge seines heimatlichen Bahnbetriebes herausgestrichen.

„Wir laufen nur halbe Kraft," sagte Toussaint zu Friedrich. „Ist es nicht ganz erstaunlich, wie sich das Bild auf einmal geändert hat?" „Jawohl, ganz erstaunlich," antwortete Friedrich. „Ich verstehe natürlich nichts vom Zyklon," fuhr Toussaint mit einer bleichen Grimasse fort, die ein Lächeln darstellen sollte, „aber die Seeleute sagen, daß dieser Sturm zyklonartig ist." Der kleine, dicke, furchtsame Segelschiffkapitän erklärte, man könne dies Wetter wohl einen Zyklon nennen. „Wäre ich auf meinem Schiffe gewesen und hätte derselbe Sturm mit der gleichen Heftigkeit und ebenso plötzlich eingesetzt, wir hätten nicht Zeit gehabt, die Segel herunter-

zubekommen. Gott sei Dank, mit den modernen Steamern sieht es besser aus. Trotzdem fühle ich mich wohler auf meiner Viermasterbark, und möchte lieber heut wie morgen in meinen vier Pfählen sein." Friedrich mußte hell auflachen. „Was den ‚Roland' angeht, Herr Kapitän," sagte er, „so möchte ich ja auch jetzt lieber im Hofbräuhause in München sein. Aber Ihre vier Pfähle locken mich weniger." Hans Füllenberg schlängelte sich heran und erzählte, ein Rettungsboot habe das Wasser glatt weggeschlagen. Im gleichen Augenblick, als er das sagte, flog schräg von vorn eine gewölbte Wassermasse über das Schiff, die allen einen Ausruf entsetzten Staunens ablockte. „Großartig!" sagte Friedrich, „schön!" Der Schiffskapitän: „Das ist zyklonartig." „Sie können mir glauben," hörte man wieder den Colonel, „daß allein die Strecke New York-Chikago ..." Toussaint sagte: „Das war ja ein Niagarafall." In der Tat war eine Wassermasse heruntergekommen, die in die Luftschächte und Schornsteine schlug und den mächtigen Schiffskörper förmlich badete.

Dabei war es kalt, und der „Roland" setzte allbereits unter einer Kruste von Schnee und Eis seine trotzige und bewunderungswürdige Reise fort. An Masten und Tauen hingen Eiszapfen. Die gläsernen Stalaktiten formten sich um Kommandobrücke und Kartenhaus und überall an Geländern und Rändern. Das Deck war glatt, und es blieb ein Wagnis, vorwärtszukommen. Diesen Versuch machte Friedrich sofort, als Ingigerds Kabine geöffnet wurde, und das vom Wetter gezauste, lange Blondhaar des Mädchens sichtbar ward. Ingigerd zog ihn zu sich hinein.

Sie hatte Siegfried und Ella Liebling zu sich genommen, weil, wie sie sagte, Rosa genug mit der Mutter beschäftigt war. Sie äußerte Freude darüber, daß Friedrich gekommen war und wollte wissen, ob man sich mit dem Gedanken an Gefahr vertraut machen müsse. Als Friedrich die Achseln zuckte, erschrak sie nicht, sondern gewann eher an Entschlossen-

heit. Sie rief: „Was sagen Sie zu einem Menschen wie Achleitner? Er liegt in seiner Kabine, schreit immerfort: ‚Ach, meine arme Mutter! Meine arme Schwester! Warum hab' ich dir nicht gefolgt, Mama!' und so fort. Er heult! Ein Mann! Es ist scheußlich!" Und sie klammerte sich, wie es jedermann tun mußte, der nicht wie ein Paket in irgendeine Ecke geschleudert werden wollte, an die Bettstelle fest und wollte sich vor Lachen ausschütten.

In diesem Augenblick war der Berg von Steinen, unter dem Friedrich die kleine Sünderin Ingigerd begraben hatte, weggeräumt.

Seine Bewunderung steigerte sich. Denn nun wollte sie plötzlich, um diesen alten Esel zu trösten, über Deck und hinunter zu Achleitner. Friedrich aber erlaubte es nicht.

Seine Ankunft entlastete Ingigerd, da er sich sogleich mit den Kindern zu schaffen machte. Ella, der Ingigerd ihre Puppe gegeben hatte, saß auf der einen Seite des Diwans, die Beinchen in eine Decke gehüllt, während Siegfried es sich auf dem Bett bequem gemacht hatte. Dort trieb er mit abgespanntem Gesicht ein ziemlich monotones Spiel mit einem Satz Karten, wobei er einen imaginierten Partner zu haben schien.

„Mama ist geschieden," erzählte Ella, „Papa hat mit ihr immer Zank gehabt." Siegfried bestätigte, indem er das Spiel Karten beiseite schob: „Mama hat mal nach Papa einen Stiefel geworfen." „Papa ist stark," erklärte Ella wiederum. „Er hat mal einen Stuhl auf die Erde gehaut." Ingigerd mußte lachen und sagte: „Diese Kinderchen sind zum Schießen." „Papa hat auch mal eine Wasserflasche an die Wand geworfen," sagte Siegfried, „weil Onkel Bolle immer gekommen ist." Und so fuhren die Kleinen fort, das Thema Ehe altklug und eingehend zu erörtern.

Rosa wurde von dem Diener des Artisten Stoß auf dieselbe Weise wie sein Herr über Deck und in die Kabine bug-

siert. Beide sahen vergnügt und gerötet aus, und Friedrich fragte den jungen Mann, wie er die Lage des „Roland" ansehe. Er lachte und sagte: es sei alles gut, wenn nur sonst nichts dazwischenkomme. „Bulke," sagte Rosa, „nehmen Sie Siegfried auf den Buckel." Bulke machte Miene, das zu tun, während sie bereits Ella auf ihren krebsroten Arm gesetzt hatte.

Aber die Kinder sträubten sich, und Ingigerd sagte, sie wolle die Kleinen gern bei sich behalten. Rosa dankte und meinte, sie wären hier wirklich am besten untergebracht. Ein bißchen Semmel und Milchkaffee, was sie zur Vesper bekommen müßten, wolle sie augenblicklich herbeischaffen. „Was haben Sie denn am Arm?" sagte Friedrich. Er sah einen langen Krallenriß. Ihre gnädige Frau, meinte sie, sei vor Elend und Angst wie wahnsinnig.

Fünf Stunden lang hatte nun der Zyklon mit unbarmherziger Wut getobt. Bö auf Bö stürzte sich gegen das Schiff, die eine der anderen nach immer kürzeren Pausen folgend. Friedrich hatte mit Mühe den Weg zum Barbier hinunter gemacht, der wirklich das Kunststück fertig brachte, ihn auch bei diesem furchtbaren Wetter zu rasieren. „Man muß im Zug bleiben," schrie der Barbier, „wenn man nicht arbeitet, ist man verloren." Er hielt plötzlich inne, nahm das Messer von Friedrichens Kehle und entfärbte sich. Im Maschinenraum hatte die Signalglocke angeschlagen, zum Zeichen, daß durch das Sprachrohr ein Kommando des Kapitäns von der Brücke herunterkam. Gleich darauf stockte der Gang der Maschinen. Ein solches Ereignis, überaus einfach an sich, wirkte bei diesem Wetter, mitten im Atlantischen Ozean, nicht nur auf Friedrich und den Barbier, sondern auf jeden irgendwie noch zurechnungsfähigen Passagier und ebenso auf die gesamte Mannschaft mit der Kraft einer Katastrophe. Man merkte sofort die Aufregung, die jedermann in dem willenlos gewordenen Schiff ergriffen

hatte. Stimmen riefen, Weiber kreischten, Schritte eilten die Gänge entlang. Ein Herr riß die Türe auf und rief: „Warum liegen wir eigentlich still, Herr Barbier?“ Und er tat diese Frage mit einer Entrüstung, die dem armen Barbier die Verantwortlichkeit eines Kapitäns zutraute. Friedrich wischte den Seifenschaum vom Gesicht und strebte mit aller möglichen Eile, in Gesellschaft vieler fragender, kletternder, hüpfender, tappender, von einer Gangwand zur anderen geworfener Leute an Deck hinauf. Wir treiben, hieß es. „Wir haben die Schraube gebrochen!“ „Zyklon!“ riefen einige. Andere: „Schraubenbruch!“ „Ach,“ sagte ein junges Mädchen, das sich in einem Morgenrock mitschleppte, „es ist mir durchaus nicht um mich, durchaus nicht um mich. Aber in Stuttgart wohnt meine arme Mutter.“ „Was gibt's, was gibt's?“ schrien zwanzig Stimmen auf einmal einen vorübereilenden Steward an. Er lief davon und zuckte die Achseln.

Da die Menschen, wie Schafe gedrängt, die erste Treppe an Deck, die Friedrich erreichte, verstellt hielten, suchte er eine andere auf und war genötigt, einen ziemlich langen Weg in das Achterteil des Schiffes und von da, einen engen Korridor entlang, wieder nach vorn zu nehmen. Dabei ging er schnell, schien äußerlich ruhig und war doch in ungewöhnlichem Maße gespannt, ja in Angst versetzt. In der zweiten Kajüte sah sich Friedrich durch einen Mann aufgehalten, der barfuß vor seiner Kabine stand. Er versuchte den Hemdkragen festzuknöpfen, was ihm indessen in der Aufregung nicht gelang. „Was ist denn los?“ schrie er Friedrichen an. „Ist denn alles in diesem verfluchten Kasten wahnsinnig? Erst stirbt ein Heizer! Jetzt haben wir womöglich ein Leck oder einen Schraubenbruch! Was denkt sich der Kapitän? Ich bin Offizier! Ich muß am fünfundzwanzigsten Februar unbedingt in San Francisco sein. Wenn es so weitergeht, bleibe ich liegen.“

Friedrich wollte vorbeieilen, aber der Herr vertrat ihm den Weg.

„Ich bin Offizier," sagte er. „Ich heiße von Klinkhammer. Was glaubt denn der Kapitän," schrie er weiter, während er durch einen unerwarteten Stoß gegen die Gangwand zurück und beinahe bis in seine Kabine geschleudert wurde. „Ich habe doch nicht meinen Dienst quittiert und eine Karriere aufgegeben, um in diesem verfluchten, abgenutzten Kasten ..." Aber Friedrich war schon weitergerannt.

In dem innerlich nicht mehr pulsierenden Schiff war jetzt eine tiefe Stille verbreitet: eine Stille, darin das bange Leben der Bewohner nun doppelt bemerkbar ward. Türen schlugen, und wenn sie sich öffneten, drangen kurze, abgerissene Laute aus den Kabinen, die von der Verwirrung und Angst der Bewohner zeugten. Ganz besonders war Friedrichen in diesem durch elektrisches Licht erleuchteten, wie ein neuer Stiefel knarrenden, schwankenden Korridor der unablässige Laut der elektrischen Klingeln schauerlich. In hundert Kabinen zugleich schienen von angstvollen Menschen, die ihre Kajütplätze teuer bezahlt und Anspruch auf gute Bedienung hatten, die Klingelknöpfe gedrückt zu werden. Keiner von ihnen war geneigt, die force majeure des Atlantischen Ozeans, des Zyklons, eines Schraubenbruchs, oder irgendeines möglichen Unglücksfalles anzuerkennen. Sie glaubten, wenn sie klingelten, so gäben sie der unwiderstehlichen Forderung Ausdruck, von einem durchaus verantwortlichen Retter unbedingt aufs Trockene gebracht zu sein. Wer weiß, dachte Friedrich, während ihr hier klingelt, sind vielleicht oben schon die Boote aufs Wasser gebracht und bis zum Sinken mit Menschen beladen.

Aber so weit war es noch nicht, als Friedrich einen Ausgang gewonnen und die Deckkabine Ingigerds endlich erkämpft hatte: denn zu Ingigerd Hahlström trieb es ihn. Er fand außer ihr und den Kindern, die sie wie eine kleine Mama zu beschäftigen suchte, ihren Vater und Doktor Wilhelm bei ihr. Wilhelm sagte: „Die Feigheit der Menschen

iſt grauſenhaft!“ „Ja, das ſagen Sie ſo, aber was iſt denn los?“ fragte Friedrich. „Eine Welle wird heißgelaufen ſein. Das braucht etwas Zeit, um ſie abzukühlen.“ Die auf den Treppen gedrängten Paſſagiere riefen in einem fort nach dem Kapitän. Wilhelm ſagte: „Der Kapitän hat anderes zu tun, als blödſinnige Fragen zu beantworten.“ Friedrich meinte, man ſollte die Leute aufklären und beruhigen und ſetzte hinzu: „Ich finde, daß Beſorgnis bei einer Landratte, die von Nautik und von der Beurteilung der Sachlage keine Ahnung hat, berechtigt iſt.“ „Warum ſoll man den Leuten was ſagen,“ gab der Schiffsarzt zurück, „ſelbſt wenn die Sache ganz ſchief geht, iſt es beſſer, die Leute zu täuſchen.“ „Na, ſo täuſcht ſie doch,“ ſagte Hahlſtröm, „ſchickt die Stewards ab, laßt ihnen ſagen, alles iſt allright, wir müſſen erſaufen!“

Kurze Zeit darauf wurden in der Tat die Paſſagiere im Auftrag der Oberleitung durch die kleine Armee der Stewards mit der Nachricht beruhigt, daß wirklich nur, wie der Doktor geſagt hatte, eine Welle heißgelaufen ſei und die Maſchine bald wieder in Gang kommen werde. Auf die tauſendmal wiederholte Frage, ob Gefahr wäre, wurde von allen Stewards auf entſchiedenſte Weiſe mit „Nein“ geantwortet. Aber der hifloſe Anblick, den der willenlos treibende Koloß des „Roland“, von der Kabine Ingigerds aus betrachtet, gewährte, unterſtützte die Nachricht der Stewards nicht ſonderlich.

Um die Luft zu verbeſſern, hatte Ingigerd, ſoweit möglich, die Tür an Deck immer einen Spalt offen geſtellt. „Wir können uns nicht verhehlen,“ ſagte Hahlſtröm, „daß wir vor Topp und Takel treiben.“ Gleich darauf ſagte Wilhelm: „Wir hängen Ölbeutel aus!“ wobei er Friedrichen durch den Türſpalt den Schiffsjungen Pander zeigte, der gemeinſam mit einem Matroſen einen Segeltuchbeutel, getränkt mit Öl, an einer Leine ins Waſſer hängte. Dieſe Maßregel ſchien angeſichts der ſchweren Seen, die gleich wandelnden Bergen

herankamen, und bei den schauerlich wuchtenden Böen, die sie begleiteten, fast lächerlich. Aller Augenblick wurde der tote „Roland", der fortwährend mit einem langgezogenen Ton nun seine hilferufähnlichen Warnungssignale gab, auf ein unter ihm hervorquellendes Wassergebirge emporgedrückt, wo es aber ebensowenig wie in der Tiefe einen Ausblick gab. Der gewaltige Steamer stand, schien nicht zu wissen, wohin er sich wenden solle, ward bald nach Steuerbord, bald nach Backbord von der Wucht der Böen hinübergedrückt und hatte von seiner herkulischen Kraft nichts als seine ungefüge, hilflose Masse zurückbehalten. Er drehte sich langsam, er wendete sich, und mit einemmal kam wie eine vieltausendköpfige Schar zischender, weißer Panther, die von einem schwarzgrünen Gebirgsrücken abgeschleudert wurden, eine schreckliche See über Bord gestürzt.

„Das war bös," sagte Wilhelm, der, noch gerade zur rechten Zeit, die Decktür ins Schloß gerissen hatte.

Friedrichs Nerven beherrschte ein Spannungsgefühl, das nicht nur im übertragenen Sinne, sondern deutlich spürbar von ihm wie die bis zum Reißen straffe Anspannung einer Saite empfunden wurde. „Macht Sie die Sache nervös?" fragte Hahlström. „Etwas," gab Friedrich zur Antwort, „ich leugne es nicht. Man hat Kraft, man hat einige Intelligenz und kann nichts davon ausüben, selbst wenn die Gefahr vor Augen ist." Wilhelm meinte: „Direkte Gefahr? Kollege, so weit sind wir noch nicht. Erstlich wird die Schraube gleich wieder arbeiten, und wenn wir wirklich treiben und schließlich unsere Notsegel beisetzen, können wir hier auf unserem Kasten noch in acht Tagen fuchsmunter sein." Hahlström sagte: „Was verstehen Sie unter fuchsmunter, Herr Doktor?" „Wir haben den Sturm aus Nord-Nordwest. Es kommt gar nicht vor, daß ein solches Schiff auf hoher See etwa kentert. Also würden wir höchstwahrscheinlich gegen die Azoren zu getrieben und eines Tages in einen dortigen Hafen eingebracht werden. Vielleicht kämen wir aber auch

noch südlicher, und dann ist es gar nicht ausgeschlossen, daß wir in acht Tagen auf den Kanarischen Inseln, im Angesicht des herrlichen Pic von Teneriffa vor Anker gehn." Hahlström sagte verstimmt: „Ich danke für Pic von Teneriffa. Ich muß nach New York. Wir sind verpflichtet."

Friedrich kam wieder auf seine bis zum Bersten gespannten Nerven zurück. „Acht Tage Unsicherheit," sagte er, „könnte mein Nervensystem nicht durchhalten. Ich bin nicht geeignet für dieses passive Heldentum. Im Aktiven könnte ich mehr leisten." „Sie kennen doch Lederstrumpf," sagte Wilhelm ironisch, „da müssen Sie doch auch wissen, Kollege, daß bei den alten amerikanischen Rothäuten schon, denken Sie an die Marterpfähle! das passive Heldentum das höher geachtete ist." „Nein, nein," meinte Friedrich, „mit der Marterpfahlwirtschaft lassen Sie mich gefälligst in Frieden. Wenn ich heute erfahre, daß unsere Schraube gebrochen ist und wir morgen noch hilflos herumtreiben, so halte ich das ganz einfach nicht aus, und springe übermorgen ins Wasser. Es ist der gleiche Grund, weswegen ich gegen den Rettungsgürtel bin. Ich lehne ihn ab: Sie mögen mir dreist einen anbieten."

Die Stunden verrannen. Auf den grauen Tagesdämmer, mit dem endlosen, trommelfellzerstörenden Lärm der See, folgte ein abendliches, noch tieferes Dämmerlicht. Friedrich, wie jedermann, hatte vergeblich des Augenblicks gewartet, wo die Schraube sich wieder bewegen und dem hilflosen Schiffsrumpf seinen Kurs zurückgeben sollte. Die Stärke der Böen wurde taxiert, und man beobachtete mit der Angst der Verzweiflung, ob sich die Ruhepausen zwischen ihnen verkleinerten oder vergrößerten. Als das Wetter nicht nachließ, bemächtigte sich Friedrichens zeitweise ein köhlerhafter, persönlicher Verfolgungswahn. Schauerlich war besonders der Umstand, daß in kurzen Zwischenräumen, während vieler Stunden, die Massenschreie der eingesperrten

Zwischendeckler laut wurden. Die zusammengepferchten Leute wimmerten, beteten schreiend, riefen wütend den Himmel um Hilfe an und brüllten, teils vor Angst, teils vor Wut, teils im physischen Schmerze. Aber, als ob nichts geschehen wäre, erscholl zur bestimmten Zeit der erste schmetternde Ruf zum Diner über das immer noch steuerlos treibende Schiff, diese mächtige, nun wieder von zahllosen Lampen erleuchtete, hilflose Arche, diesen aus Reihen von Luken strahlenden, zum trostlosen Spiele der Wogen gewordenen, vereisten Feenpalast — und Friedrich fragte sich, wer wohl jetzt Kaltblütigkeit, oder Mut, oder Lust zu der täglichen Tafelei finden sollte. Aber Wilhelm rief: „Zu Tisch, meine Herren!" und da Rosa eben wieder, naß und mutig, die Kinder versorgen kam, und ein längeres Bleiben in Ingigerds Zimmer nicht angängig war, mußte sich Friedrich wie Doktor Wilhelm und Hahlström anschließen, die mit kurzem Entschluß hinaus und über Deck voltigiert waren. Der Kakadu kreischte, Ella schrie und wurde von Ingigerd und Rosa ziemlich energisch zurechtgesetzt. Eh er aber das Zimmer verließ, sagte Friedrich: „Wünschen Sie, daß ich hierbleibe? Es liegt mir daran, daß Sie jetzt ganz über mich verfügen, Fräulein Ingigerd." Sie gab zur Antwort: „Danke, Herr Doktor, Sie kommen ja wieder." Und Friedrich wunderte sich über die selbstverständliche Art, mit der er gefragt und die Antwort erhalten hatte.

Jetzt aber trat unerwartet ein Umschwung ein. Man merkte an einem gewissen, alles durchdringenden Beben von Wand und Fußboden, daß der Rhythmus der Kraft, der Rhythmus der Zielstrebigkeit, der Puls und das Herz des „Roland" wieder lebendig geworden war. Ingigerd jauchzte auf wie ein Kind, und Friedrich biß die Zähne zusammen. Der Zustrom erneuten Lebens, erneuter Aussichten und Hoffnungen, die wiedereingetretene Planmäßigkeit, verbunden mit allgemeiner Entspannung, hatte in ihm eine Schwachheit erzeugt, die ihn mit Rührung und Tränen zu überwältigen drohte. Erschüttert trat er auf Deck hinaus.

Und nun war das Bild ein anderes geworden. Fröhlich und machtvoll sprang der „Roland“ wiederum vorwärts, in die lärmende Dunkelheit. Die ganze ungeheure, nächtlich rauschende Hexenwäsche, die mit Sintflutgewässern arbeitete, schien ihm nun wieder ein willkommenes Fest zu sein. Wieder bohrte er Breschen durch finstere Gebirgszüge, ließ sich emporheben und stürzte mit wilder Tollheit in tiefe Täler hinab, wobei hinten die Schraube jedesmal viele Sekunden lang, wie rasend, frei in der tosenden Luft quirlte.

Rinck saß auf der Schwelle seines deutsch-amerikanischen Seepostamtes, das hell erleuchtet war, rauchte und streichelte seine gefleckte Katze. „Gut, daß wir wieder laufen,“ konnte Friedrich sich nicht enthalten zu sagen, als er sich in der Nähe vorüberhantelte. „Why?“ gab Rinck ihm phlegmatisch zurück. „Ich jedenfalls,“ sagte Friedrich, „laufe lieber mit Volldampf, als daß ich mich hilflos treiben lasse.“ „Why?“ sagte Mister Rinck wiederum. In den Gängen unten war es nun trotz der Schiffsbewegung wieder ziemlich behaglich geworden. Die Angst schien vergessen. Man taumelte, Witze reißend, sich überall festhaltend, aneinander vorbei, zum Speisesaal. Das Geklapper des Porzellans in der Nähe der Küchen war ohrenbetäubend, besonders wenn, wie es vorkam, ein Stoß Teller zusammenbrach. Man mußte lachen. Man sagte Prosit. Und jedermann hatte den wohligen Rhythmus der wieder in Gang befindlichen großen Maschine im Ohr, mit dessen beglückender Wirkung keine Musik der Welt jetzt wetteifern konnte.

Friedrich faßte den Mut, da er ziemlich durchnäßt war, sich in seiner Kabine umzukleiden. Adolf, sein Steward, kam, ihm behilflich zu sein. Er erzählte, während Friedrich die Kleider wechselte, von einer Panik, die beim Stoppen der Maschinen im Zwischendeck ausgebrochen war. Einige Frauen hatten wollen ins Wasser gehen. Das hätten die anderen mit Mühe verhindert. Und eine Polackin habe sein Kollege, Steward Scholl, und ein Matrose buchstäblich nur noch bei den Beinen wieder an Deck gebracht.

„Man kann es den Leuten nicht verdenken, daß sie in dieser Lage feige sind," sagte Friedrich. „Das Gegenteil wäre wunderbar. Wer kann von sich sagen, daß er feststehe, wenn der Boden ihm unter den Füßen wankt. Ein solcher Mensch löge entweder, oder er besäße einen Grad von Stumpfheit, der ihn noch unter das Tier degradierte." „Ja, was sollten wir aber machen," sagte der Steward, „wenn wir so feig wären?" Und Friedrich kam, wie nicht selten, in jenes Dozieren hinein, das ihm als Privatdozent eine Menge von jugendlichen Hörern verschafft hatte. „Bei euch ist es anders," sagte er, „ihr werdet durch das Gefühl, eure Pflicht zu tun, zugleich belohnt und aufrecht erhalten. Gut, während wir Passagiere uns ängsteten, haben die Köche Bouillon abgeschäumt, Fische geschuppt, gekocht und mit Petersilie angerichtet, Geflügel gebraten und zerteilt, Rehrücken mit Speck gespickt und dergleichen, — der Steward lachte! — aber ich kann euch versichern, daß es zuzeiten leichter ist, einen Braten zu braten, als ihn zu essen." Und Friedrich fuhr fort, in fast feierlicher, aber gerade deshalb schalkhafter Art, über Feigheit und Mut zu philosophieren.

Das Diner begann, und obgleich das Wetter keineswegs besser geworden war, hatten sich doch jetzt, nach einer überstandenen, noch größeren Gefahr, verhältnismäßig viele Esser an der Dreizacktafel zusammengefunden. Obersteward Pfundner, dessen weißes Haar auch heut vom Schiffsfriseur, zwar nicht gerade in einen Zopf gebunden, aber doch gebrannt und zierlich rokokoperückenhaft zugestutzt worden war, stand wie immer in majestätischer Haltung vor einem Scheinkamin zwischen den Eingangstüren des Salons, von wo aus man am besten den Speisesaal überblicken konnte.

Ganne, Le Père la Victoire. Es war ein Marsch. Gillet, Loin du Bal, folgte. Bei Suppé, Ouverture aus „Banditenstreiche", polterten und taumelten die ewigen Skat-

ſpieler in den Saal, die ſich, wie meiſtens, bei ihrer Partie verſpätet hatten. Überall wurde viel Wein getrunken, weil es Mut machte und betäubend war. Vollſtedt, „Luſtige Brüder", ſtieg, wobei immer noch die überſtandene Kataſtrophe beſprochen wurde. „Wir hatten Notflaggen gehißt," ſagte man. „Wir haben Raketenſignale gegeben." „Gürtel und Boote wurden bereits inſtand gebracht!" „Jawohl, wir haben ja Öl ausgegoſſen!" Und um ſo lauter ſchoſſen die Bemerkungen hin und her, da weder der Kapitän, noch einer der Schiffsoffiziere bei Tafel war. „Der Kapitän," hieß es, „iſt von morgens an nicht von der Brücke gekommen."

Plötzlich wurden die Luken von außen hell, jedermann ließ mit einem Ausruf des Staunens Gabel und Meſſer fallen, und nach dieſem allgemeinen „Ah!" ſprang alle Welt von den Stühlen empor, um ſtoßend, drängend, polternd und mit dem Rufe „Ein Schiff!" „Ein Dampfer!" Hals über Kopf an Deck zu klettern, wo denn wirklich mit einer erſchütternden Majeſtät, im Glanz ſeiner tauſend Lichter, einer der gewaltigſten Ozeanbezwinger von damals in ſchöner Bewegung, ſtampfend und rollend, nicht weiter als fünfzig Meter entfernt, heran- und vorüberkam.

„Der Fürſt Bismarck! der Fürſt Bismarck!" ſchrien die Leute, da der Dampfer bereits erkannt worden war! Und dann brüllte man Hurra aus voller Kehle. Und Friedrich brüllte! Und Hahlſtröm brüllte! Und Doktor Wilhelm und Profeſſor Touſſaint, und was eine Kehle hatte, brüllte aus vollen Lungen mit. Das gleiche Freudengebrüll ſcholl vom Zwiſchendeck. Und nun donnerten noch zum Gruß die gewaltigen Dampfpfeifen.

Natürlich ſah man auch von den verſchiedenen Decks des „Fürſt Bismarck" Paſſagiere herüberwinken und hörte trotz des Lärms, den der Ozean aufführte, wenn auch nur ſchwach, ihr Hurrageſchrei. Der Dampfer „Fürſt Bismarck" hatte damals gerade ſeine Weltrekordreiſe hinter ſich, auf der er den Atlantiſchen Ozean in ſechs Tagen, elf Stunden, vier-

undzwanzig Minuten gekreuzt hatte. Etwa zweitausend Menschen machten jetzt auf dem Doppelschrauber, einem der ersten Exemplare dieses Typs, die Fahrt von New York nach Europa zurück. Zweitausend Menschen, das bedeutet soviel, wie eine Menge, mit der man zweimal den Zuschauerraum eines großen Theaters vom Parkett bis zur Galerie anfüllen kann.

Es wurde vom „Roland" zum „Bismarck" und vom „Bismarck" zum „Roland" mit Flaggen signalisiert. Aber die ganze Vision hatte vom Auftauchen bis zum Verschwinden noch nicht drei Minuten gebraucht. Während dieser Zeit war der kochende Ozean mit einer Flut von Licht übergossen. Erst, als nur noch ein quirlender Nebel von Licht zu sehen war, hatte der „Bismarck" Musik auf Deck gebracht, und man hörte einige gespenstisch verwehte Klänge der Nationalhymne. Gleich darauf war der „Roland" wieder mitten im Ozean, mitten in Nacht, Sturm und Schneegestöber mit sich und seinem Kurs allein.

Mit doppelter Verve spielte jetzt die Kapelle eine Quadrille von Karl, „Festklänge", und einen Galopp von Kiesler, „Jahrmarktskandal"; und mit doppeltem Appetit, mit doppelter Lebhaftigkeit wurde das Abendessen im Speisesaal fortgesetzt. Bewundernde Ausrufe, wie: „Feenhaft!" „Märchenhaft!" „Herrlich!" „Gewaltig!" und „Kolossal!" überstürzten einander. Selbst Friedrich empfand ein Gefühl von Stolz und Beruhigung und den Lebenshauch einer Atmosphäre, die dem Geiste des modernen Menschen nicht minder notwendig, als Luft seinen Lungen ist. „So sehr wir uns sträuben, Kollege," sagte Friedrich, „und so sehr ich noch gestern abend auf die moderne Kultur losgezogen bin, ein Anblick, wie dieser eben genossene, muß einem doch bis auf die Knochen imponieren. Es ist einfach toll, daß ein solches durch Hand und Geist des Menschen zusammen gestelltes Produkt geheimer Naturkräfte, eine solche Schöpfung über der Schöpfung, ein solches Schiff nur mög-

lich geworden ist." Sie stießen an, und man hörte an vielen Tischen anklingen. „Und welcher Mut, welche Kühnheit, welcher Grad von Unerschrockenheit," fuhr Friedrich fort, „den seit Jahrtausenden gefürchteten Naturkräften gegenüber liegt darin, und welche Welt von Genie ist vom Kiel bis zur Mastspitze, vom Klüverbaum bis zur Schraube in diesen mächtig lebenden Organismus eingebaut."

„Und dies alles, Kollege," sagte der Schiffsarzt, „heut Erreichte ist in kaum hundert Jahren erreicht und bedeutet also erst den Anfang einer Entwicklung. Mag sich sträuben, wer will, die Wissenschaft, aber mehr noch der technische Fortschritt ist die ewige Revolution und die echte und einzige Reformation aller menschlichen Zustände. Was hier seinen Anfang genommen hat, diese Entwicklung, die ein dauernder Fortschritt ist, wird nichts mehr aufhalten." „Es ist," sagte Friedrich, „der durch Jahrtausende passiv gewesene, plötzlich aktiv gewordene Menschengeist. Unzweifelhaft ist das Menschengehirn und damit die soziale Gemeinschaftsarbeit in eine neue Phase getreten." „Ja," sagte Wilhelm, „auf gewisse Weise war vielleicht auch im Altertum der Menschengeist schon aktiv, aber er hat zu lange nur mit dem Mann im Spiegel gefochten." „Hoffen wir also," bestätigte Friedrich, „daß die letzte Stunde der großen, auf uns gekommenen Spiegelfechter, Gaukler, südseeinsulanischen Medizinmänner und Zauberer nicht mehr ferne ist, und daß alle Flibustier und zynischen Freibeuter, die vom Seelenfang leben und seit Jahrtausenden gelebt haben, vor dem schnellen und sicheren Meerschiff der Zivilisation, das den Intellekt zum Kapitän und die Humanität zum einzigen Hausverwalter hat, die Segel streichen."

Nach dem Essen kletterten Friedrich und Doktor Wilhelm ins obere Rauchzimmer. Am Skattisch saßen die Kartenspieler. Sie rauchten, tranken Whisky und Kaffee, schlugen die Karten auf den Tisch, und alles übrige schien ihnen gleichgültig. Friedrich bestellte Wein und fuhr fort, sich auf-

zustacheln. Ihn schmerzte der Kopf, und er vermochte ihn kaum auf dem schmerzenden Nacken zu halten. Die Augenlider taten ihm weh vor Müdigkeit, aber wenn sie über die Augäpfel herabfielen, so strahlten diese gleichsam von einer inneren, peinlichen Helligkeit. Jeder Nerv, jeder Muskel, jede Zelle in ihm war wach, und er durfte an Schlaf nicht denken. Wie hatte er, gleichsam im Handumdrehen, Wochen, Monate, Jahre verbracht, und an diesem Abend waren seit Southampton nicht mehr als dreieinhalb Tage vergangen.

„Sie sind müde, Kollege," sagte Wilhelm, „ich werde Sie also lieber nicht auffordern, heute noch mit zum Begräbnis des toten Heizers zu gehen." „Doch, doch," sagte Friedrich, und es war eine schmerzhafte Wut in ihm, sich nichts zu ersparen und alle, auch die bittersten Eindrücke dieses losgelösten, gerüttelten und geschüttelten Stückes Menschenwelt bis zur Neige durchzukosten.

Die beiden Ärzte kamen dazu, als man den Heizer Zickelmann, der seine Mutter hatte besuchen oder überhaupt suchen wollen, in Segeltuch einnähte. Der kahle Raum, wo das geschah, war nicht gerade stark durch eine elektrische Birne erhellt. Friedrich erinnerte sich seines Traums und daran, wie der tote Heizer, mit den Bastschnüren, ihn und Peter Schmidt zu den Lichtbauern geführt hatte. Nun war bereits eine starke Veränderung mit ihm eingetreten, sein Antlitz schien eine künstlich geformte Masse aus gelbem Wachs zu sein, auf der Haupthaar, Brauen und Bart festgeleimt waren. Aber ein leises, schlaues Lächeln lag, wie es Friedrichen schien, um des Toten Mund. Und als der junge Arzt ihn mit einer seltsamen Spannung und Neugier schärfer betrachtete, schien er zu sagen: „legno santo! die Lichtbauern."

Als nun auch das Gesicht des Toten verhüllt und alles mit groben Stichen zugenäht worden war, wurde die ganze, nur mit Mühe in Ruhe gehaltene Puppe aus Segeltuch von Matrosen auf ein gehobeltes, mit Eisen beschwertes Brett

gebunden. „Wird wirklich," fragte sich Friedrich, „aus einer solchen Verpuppung je wieder ein Schmetterling?" Der ganze Vorgang mit seiner taumelnden Akrobatik war weniger grausig als lächerlich. Ob man es aber auch nur mit der sterblichen Hülle einer unsterblichen Seele zu tun haben mochte, es blieb ein Gedanke von unendlicher Traurigkeit, auch nur diese der schrecklichen Öde des Weltmeeres zu überantworten.

Da die Beförderung über Bord bei diesem Wetter nicht gerade eine leichte Sache war und das ständig von Wasser überflutete, schwankende Deck Zeremonien nicht ermöglichte, forderte der Zahlmeister die wenigen Anwesenden — Kapitän von Kessel durfte die Brücke nicht verlassen! — auf, ein stilles Gebet für die Seele des Toten zu sprechen. Dies geschah, und vier Kollegen des Heizers trugen stockend, schwankend, stolpernd und schnaufend das lange Paket auf Deck an die Reling hinaus, von wo sie es in einem gegebenen Augenblick in die See hinabschießen ließen.

Wilhelm bot Friedrichen gute Nacht und setzte hinzu: „Sie sollten zu schlafen versuchen." Man trennte sich, und Friedrich suchte an Deck einen geschützten Platz, um womöglich dort die Nacht zu verbringen und lieber bei eisiger Luft und dicker Nacht, unter dem bleichen Licht der am Mast befestigten Bogenlampen dem Graus von Wind und Wetter ins Auge zu sehen. Vor der beklemmenden Enge seiner Kabine mit der verwahrten Luke und der heißen, verbrauchten Luft schauderte ihn. Aber es war nicht dieser Schauder allein, der ihn hier oben festbannte, sondern mehr noch der Wunsch, für den Fall der Gefahr, Ingigerd Hahlström nahe zu sein. Und als er sich in der Nähe der Schornsteine niedergelassen und, den Rücken gegen eine erwärmte Wand gedrückt, den Hut heruntergezogen, das Kinn unter den Mantelkragen gedrückt hatte, lachte er plötzlich in sich hinein, denn er war nun in derselben Verfassung und an dem gleichen Platz, an dem er gestern den Baumeister Achleitner gefunden hatte.

Vor Friedrichs Ohren rauſchte es. Er ſpürte die Bogenlampen, die über ihm gewaltige Kreisbogen ausführten. Er ſpürte den regelmäßigen Sturmlauf der Böen, und in das Brauſen und Gären der Waſſermaſſen klang die ſchauerliche Katzenmuſik des Luftzugs im Takelwerk: ein eigenſinniges, böſes Miauen, mit plötzlich fauchendem Tigerſprung. Dann wieder ſchienen die Laute Friedrichen mehr das unſagbare, klägliche Winſeln und Weinen verirrter Kinder zu ſein, einer Schar von Kindern, die er jetzt deutlich ſehen konnte und die mit lautem Wehklagen um die Bahre des toten Heizers verſammelt ſtanden. Und richtig, da waren auch wieder die Lichtbauern. Sogleich griff Friedrich einen davon, um ihn Ingigerd Hahlſtröm in die Kabine zu tragen. Ingigerd aber zog ſich gerade zu ihrem berühmten mimiſchen Tanze an. Die große Spinne hing ſchon bereit und wob das Netz, in das Mara ſich ſpäter verwickeln mußte. Friedrich erſuchte um einen Beſen, weil er den Tanz verhindern und die Spinnen hinwegfegen wollte. Ein Beſen kam, aber in Geſtalt eines Knechtes, der Waſſer trug und ausſchüttete; ihm folgte ein zweiter, ein dritter, ein vierter, ein fünfter, bis alles von rauſchenden Waſſermaſſen überfloß. Friedrich wachte auf, er hatte den Zauberlehrling geträumt und das angſtvolle Wort noch auf den Lippen, womit man die Fluten bannen konnte. Die Wogen rauſchten. Er war wieder eingeſchlafen. Jetzt ward das Rauſchen zu einem Strom, der zu Friedrichs Füßen floß. Die Sonne ſchien, es war heller Morgen. Vom anderen Ufer kam Friedrichs Frau, jugendlich ſchön in einem großgeblümten Kleide, ſelbſt ihren kleinen Nachen rudernd. Ihre milde, dunkle und volle Geſtalt hatte zugleich den Reiz der Veſtalin und des Weibes. Und aus einem nahen Walde trat Ingigerd in ihrer Zartheit und im Schmuck ihres blonden Haares und Fleiſches. Die beſonnte Landſchaft, mit der ihre reine Nacktheit vereinigt war, ſchien aus der Zeit vor der Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradieſe zu ſein.

Friedrich nahm seine Frau bei der Hand, die ihn huldreich anlächelte, und nahm Ingigerd Hahlström bei der Hand, die weich und rein und gehorsam schien, und legte die Hände der beiden ineinander. Dabei sagte er zu Ingigerd:

„Ich wende dich in Klarheit,
ich brenne dich von Schlacken rein."

Aber der Himmel verfinsterte sich. Der Wald wurde schwarz, und ein gespenstisches Mondlicht war über dem furchtbar, wie große Wasser rauschenden Walde aufgegangen. Friedrich lief mit eiligen Schritten am Rande verdüsterter Felder hin, als plötzlich hinter ihm der Ruf: „Moira! Moira!" erscholl und sich mit schwerer Bewegung, wie von gewaltigen schwarzen Flügeln, ein Stück Finsternis vom Waldrande ablöste. Es war ein Vogel, der mit dem immer lauter schallenden Schrei: „Moira, Moira!" hinter ihm dreinschwebte. Friedrich floh, als ob der furchtbare Vogel Rock hinter ihm her wäre. „Moira, Moira!" Er zog sein Federmesser heraus, um sich zu verteidigen ... Friedrich erwachte und fand sich entkleidet in seinem Bett; irgend jemand hatte ihn, wie er gestern Achleitner, hinunter in seine Kabine geführt. Der Ruf „Moira!" aber scholl noch im Wachen vor seinen Ohren.

Nachdem Friedrich einige Stunden geschlafen hatte, fand er sich plötzlich, erwachend, irgendwo draußen im Korridor, wo er mit einigen Stewards, die schon bei der Morgenarbeit waren, gesprochen hatte. Langsam begriff er, daß er mit nichts als dem Hemde bekleidet war. Irgendeine Erfahrung als Nachtwandler hatte er bisher an sich nicht gemacht. Nun aber wußte er, daß auch er vor dem Übel nicht sicher war. Er war bestürzt, er schämte sich und mußte sich, im Hemde wie er war, von einem Steward in die Kabine zurückbringen lassen. Er sah nun, wie seine Kabine drei, vier Zoll hoch voll Wasser stand, das wohl aus irgendeinem undichten Rohre stammte. Er kroch ins Bett und quetschte, zwängte und klammerte sich, um nicht herausgeschleu-

dert zu werden, auf selbsterfundene Art und Weise zwischen die Bettbretter. Kurz nach sechs Uhr war Friedrich an Deck und auf seiner Bank und hatte die heiße Teetasse in den Händen. Das Wetter war furchtbar! Der Morgen von nicht zu überbietender, eisiger Trostlosigkeit. Die Wut der See hatte zugenommen. Eine neue Art Finsternis, nichts anderes, war die kommende Dämmerung. Rauschen und Heulen von Wasser und Wind waren ohrenbetäubend. Friedrich schmerzte das Trommelfell. Aber immer noch lief und kämpfte das Schiff und konnte den Kurs, wenn auch langsam, einhalten.

Und plötzlich, Friedrich wußte nicht gleich, ob er recht hörte, drangen überirdische, gläubige Klänge durch den Lärm der See an sein Ohr, feierlich anhebend, ruhig anschwellend, Akkorde und Harmonien eines Kirchenchorals, die Friedrichen bis zu Tränen erschütterten. „Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen." Er besann sich darauf, daß der trostlose Morgen, der eben angehoben hatte, der eines Sonntags war, den die Schiffskapelle, auch inmitten eines Zyklons, gemäß ihrer Vorschrift, mit diesen frommen Klängen einleitete. Sie hatte sich in dem gemiedenen Rauchzimmer unter Deck, in halber Höhe der Treppe, aufgestellt, von wo die Weise schwach herauf- und heranflutete. Alles, was in Friedrichs Seele hart und wirr und getrennt im Kampfe lag, ward von dem Ernst, der Einfalt und Unschuld dieser Musik hinweggeschmolzen. Er mußte an seine Jugend denken, so manchen Morgen voller Unschuld, voller Erwartung und voll von Ahnungen einer großen Glückseligkeit, Sonntage, Festtage, Geburtstage des Vaters oder der Mutter, wo den Knaben das Ständchen der mit einem Choral beginnenden Regimentskapelle aus dem Morgenschlummer geweckt hatte. Was war das Heut, verglichen mit dieser Vergangenheit? Was lag dazwischen: welche Summe nutzloser Arbeit, enttäuschter Hoffnung, bitter bezahlter Erkenntnis, wie viel leidenschaftlich ergriffener Be-

ſitz, der verloren ging, verſickerte Liebe, verſickerte Leidenſchaft, wie viel erſtes Begegnen und ſchweres Valetſagen, ein mühſames quälendes Ringen ins Allgemeine und ins Beſondere hinein, wie viel reine Abſicht in Schmach und Schmutz gezogen, wie viel Ringen nach Freiheit und Selbſtbeſtimmung, mit dem Reſultat einer willenloſen, blinden Gefangenſchaft.

War er wirklich vor Gott eine Perſon von ſo großer Wichtigkeit, daß er ihn mit ſo ausgeſuchten, bitteren Läuterungsarten heimſuchte?

„Ich bin deſperat," ſchrie Hans Füllenberg, der jetzt am Eingang zur Kajüttreppe erſchien. „Ich mache nun nicht mehr mit, ſonſt werde ich blödſinnig." Allein er und Friedrich, ſowie alle übrigen Paſſagiere, die alleſamt im letzten Grade erſchöpft und willenlos oder deſperat waren, machten auf die gleiche ſchreckliche Weiſe, Stunde um Stunde, von Morgen zu Mittag, von Mittag zu Abend und wieder von Abend zu Morgen mit, wo alle, die zwanzigmal zu ſterben geglaubt hatten, immer noch lebendig, wenn auch ohnmächtig und deſperat waren. Dieſem Zuſtand auch nur eine weitere Stunde ſtandzuhalten, ſchien den meiſten unmöglich zu ſein, und doch wurde ihnen geſagt, daß ſie bis New York noch mindeſtens dreimal vierundzwanzig Stunden zu dulden hätten.

Der Montag, mit etwas Sonne und nicht vermindertem Sturm, war fürchterlich. Alles nicht Niet- und Nagelfeſte wurde von Deck heruntergeſchlagen. Die regelmäßigen Schreie, die vom Zwiſchendeck her das kämpfende Schiff durchdrangen, erinnerten nicht an Menſchen, ſondern an Tiere, die unter dem Meſſer des Metzgers ſind. Die Nacht zu Dienſtag war eine Tortur, und niemand, der nicht vor Schwäche oder unter den Martern der Seekrankheit bewußtlos geworden war, ſchloß ein Auge. Es war Dienſtag früh, Morgengrauen, als jedermann in der erſten Ka-

jüte von den Stewards mit dem ruhig geſprochenen Wort: „Gefahr!“ überraſcht wurde.

Friedrich hatte, ohne die Kleider abzulegen, einige Zeit auf ſeinem Bett liegend zugebracht, als auch ſein Steward die Türe öffnete und das Wort „Gefahr“ inſtruktionsgemäß mit ernſter Haltung in die Kabine ſprach. Dabei hatte der Verkünder einer ſo lapidaren und inhaltsſchweren Botſchaft das elektriſche Licht eingeſchaltet. Friedrich fuhr empor. Er ſaß auf dem Bett, wobei ihn das Waſſer des lecken Rohres genierte, das, je nach den Schlingerbewegungen des Schiffs, bald auf dieſer, bald auf der anderen Seite der Kabine zuſammenlief. Zunächſt wußte er nicht, ob das Wort, das er gehört hatte, wirklich gerufen oder nur eine jener Gehörstäuſchungen geweſen war, wie ſie die Überreizung und Übermüdung der Nerven mit ſich brachte. Als er jedoch deutlich das Klopfen der Stewards an die Nachbarkabinen, das Öffnen der Türen, zwei- oder dreimal das Wort „Gefahr“ auf eine unzweifelhafte Weiſe unterſcheiden konnte, kam ihn eine Empfindung an, die eine Veränderung in ihm hervorbrachte. „Gut,“ ſagte er leiſe und trat, noch ſorgfältig ſeinen Mantel umnehmend, wie wenn er zu einem ihn nicht berührenden Schauſpiel gerufen wäre, in den Gang hinaus.

Der Korridor war wie ausgeſtorben. Friedrich hatte noch eben gedacht: „Gut, jetzt werden wir von den unſichtbaren Machthabern, deren Spielzeug wir Menſchen nun einmal ſind, auf die letzte unverhüllte Manier brutaliſiert.“ Er war nicht etwa aus einem Schlaf, ſondern aus hundert Schichten von Traum und Schlaf geweckt und ernüchtert worden. Nun kam es ihm vor, als ob dies alles doch wieder nur eine phantaſtiſche Täuſchung ſeines zerrütteten Hirnes ſei, und er wollte ſich in die Kabine zurückziehen.

Da erſt merkte er, daß weder der Rhythmus der Maſchine mehr zu fühlen oder zu hören, noch auch das Quirlgeräuſch der Schraube zu ſpüren war. Er glaubte plötzlich,

das gewaltige Schiff treibe von Mannſchaft und Paſſagieren verlaſſen im Ozean, nur er ſei bei der allgemeinen Rettung vergeſſen worden. Allein, nun taumelte ein Paſſagier im ſeidenen Schlafrock vorbei, den Friedrich mit der erſtaunten Frage, was es denn gäbe, anreden konnte. „Oh nichts," ſagte der Herr, „ich ſuche nur meinen Steward. Ich leide an Durſt. Ich hätte nur gern ein Glas Limonade gehabt." Damit torkelte er in ſeine Kabine.

„Eſel!" ſagte Friedrich und meinte ſich. Er nannte ſich einen vollkommen Wahnwitzigen. Aber die Stille laſtete fürchterlich, und Friedrich konnte, von einem wilden Inſtinkt gepackt, nicht anders, als plötzlich, nur um an Deck zu kommen, vorwärtszuſtürzen.

Jemand trat ihm entgegen und fragte ihn, wo er hinwolle. „Platz!" antwortete Friedrich, „das geht Sie nichts an." Aber der entſetzliche, mit den Spuren der Seekrankheit beſudelte, halbangezogene, leichenhafte Menſch wich nicht und rief: „Sind denn die Stewards hier alle irrſinnig?" In dieſem Augenblick fing ganz nahe an Friedrichs Ohr die elektriſche Klingel zu hämmern an, und im nächſten war das ſchlotternde Furchtgeſpenſt, das Friedrich den Weg verſperrte, durch zehn, zwanzig, dreißig andere ebenſolche Geſpenſter verſtärkt worden. Sie ſchrien: „Was gibt's? Was iſt los? Wir ſinken! Gefahr!" — „Steward, Steward!" brüllte ein Herr mit Kommandoſtimme. Ein anderer: „Kapitän, Kapitän!" „Das iſt eine verfluchte gemeine Wirtſchaft!" ſchimpfte ein Menſch, deſſen Stimme überſchlug. „Kein Steward iſt da! Will man uns denn hier brutaliſieren?" Und die elektriſchen Klingeln begannen zu toben.

Friedrich wich zurück und lief den endloſen Korridor nach der entgegengeſetzten Seite hinunter, wobei er, von niemand aufgehalten, an den Fenſtern zum Maſchinenraum vorüberkam. Zylinder und Wellen regten ſich nicht. Aus der Tiefe des Schiffes, von den Keſſeln und Feuern herauf, drang trotz des Lärms, den das Knacken und Knirſchen der

Wände verursachte, ein Geräusch, das wie Plätschern und Strömen von Wasser klang. „Sollte ein Kessel geplatzt sein?“ dachte Friedrich und vergaß dabei, daß er in einem solchen Falle hätte das gewaltige Ausbrechen kochender Dämpfe vernehmen müssen. Aber er hielt sich nicht auf und lief weiter, am Postbureau vorüber, dem Hintersteven des Schiffes und der zweiten Kajüte zu. Während des Laufens ging es ihm durch den Kopf, wie glücklich er in Paris gewesen war, als er auf dem Bureau von Thomas Cook und Sohn, Place de l'Opéra, erfahren hatte, daß er bei großer Eile den „Roland“ noch im Kanal vor Southampton erreichen würde. Weshalb war er eigentlich mit einer so großen und zitternden Ungeduld, in immerwährender Angst, es zu versäumen, geradezu ins Verderben gerannt?

An der Durchgangstür zur zweiten Kajüte stieß Friedrich auf den Barbier. „Die Feuer sind aus,“ rief der Mann. „Zusammenstoß! Das Wasser ist unterhalb meines Salons in den Raum gedrungen.“ Die Klingeln rasten. Der Barbier schleppte sich mit zwei Rettungsgürteln. „Wozu brauchen Sie zwei?“ Friedrich nahm einen und rannte davon.

Er hatte die hintere Decktür erreicht, konnte jedoch nicht ins Freie hinaustreten. Er erkannte sofort an der Lage des Schiffs, daß etwas nicht wieder Gutzumachendes mit ihm geschehen war. In Lee lag es hoch, in Luv nur drei bis vier Meter über der Wasserlinie. Da auch der Hintersteven bedeutend tiefer als der vordere Teil des „Roland“ lag, so wäre es, zumal bei den überkommenden schweren Seen ein nahezu aussichtsloses Wagnis gewesen, über Deck nach vorn zu klettern. Gern oder ungern, wohl oder übel, mußte Friedrich durch dieselbe Dachsröhre, die er soeben abwärts gekommen war, wieder nach vorn und nach oben zurück.

Kaum fünfzehn Sekunden später, als Friedrich den vorderen Ausgang an Deck, über dem Speisesalon, erreicht

hatte, hätte er nicht zu ſagen gewußt, wie ihm möglich geweſen war, durch den mit Paſſagieren überfüllten Gang zu kommen, ohne erſchlagen, erdroſſelt oder niedergetreten worden zu ſein. Seine Stirn, ſeine Hände waren beſchunden, und er hielt ſich mit Anſtrengung an den Rahmen der Tür, heftig mit Doktor Wilhelm verhandelnd. Wilhelm packte ihn an, und die Kollegen klommen mit Todesverachtung auf die Kommandobrücke hinauf. Sie duckten ſich, im Schutze des Deckhaus und der Leeſeite, ſahen, wie etwas im grauenden Dämmer des Morgens in mächtiger Höhe und tollem Schwunge über ſie flog, und wären, im nächſten Augenblick, bis an den Bauch in einem ſtürzenden Waſſerfall klimmend, über Bord geſpült worden, wenn ſie ſich nicht mit aller Gewalt an Geländer und Laufſtangen geklammert hätten.

Auf der Kommandobrücke ſah es ungefähr wie gewöhnlich aus. Kapitän von Keſſel ſtand, ſcheinbar gelaſſen, vornübergelehnt, der rieſige Herr von Halm hatte das Glas an die Augen geſetzt und ſuchte den Nebel, der immer wieder einfiel, zu durchdringen. Die Sirene heulte. Am Vorderſteven wurden Raketenſignale gegeben und Böllerſchüſſe gelöſt. Rechts vom Kapitän ſtand der zweite Offizier, und der dritte erhielt ſoeben den Befehl: „Taue kappen, Rettungsboote aufs Waſſer werfen!“ — „Taue kappen, Rettungsboote aufs Waſſer werfen,“ wiederholte er. Er verſchwand, den Befehl nach Möglichkeit auszuführen.

Bei alledem hatte Friedrich zunächſt wieder die Empfindung von etwas Unwirklichem. Augenblicke wie dieſe hatten zwar immer wie etwas Mögliches vor ſeiner Seele geſtanden, nun erkannte er aber, wie er niemals ernſtlich mit ihresgleichen gerechnet hatte. Er wußte beſtimmt, daß die Wahrheit, vor der er ſtand, unerbittlich vorhanden war: dennoch vermochte er nicht, ſie überzeugend aufzufaſſen. Er ſagte ſich, eigentlich ſollte wohl auch er in ein Boot zu gelangen ſuchen. Da ſtreifte ihn das blaue Auge des Kapitäns, aber ohne ihn zu erkennen oder mit Verſtändnis an ihm zu haften.

Mit ruhiger Stimme erklang der Befehl, in dem bekannten, an das Zuſammenſchlagen von Billardbällen irgendwie erinnernden, ſchönen Ton: „Alle Mann an Deck, die Pumpenmannſchaft auf die Stationen!“ — „Alle Mann an Deck, die Pumpenmannſchaft auf die Stationen,“ wiederholte der Mann, eh er die Treppe an Deck hinunterſtieg. Nun hieß es: „Frauen und Kinder nach Steuerbord!“ — „Frauen und Kinder nach Steuerbord!“ kam wie ein nahes, ſachliches Echo die Antwort. Jetzt trat der Schiffsjunge Pander zum Kapitän. Er hatte die brave und ſonderbare Idee, ihm einen Rettungsgürtel anzubieten. Von Keſſels Hand fand einen Augenblick ſeinen Scheitel. Er ſagte: „Ich danke dir, lieber Sohn, ich brauche ihn nicht.“ Er nahm einen Bleiſtift, ſchrieb einige flüchtige Worte auf und reichte dem Schiffsjungen das Dokument, mit den Worten: „Spring' in ein Boot, Bengel, und bring's, wenn du kannſt, meinen Schweſtern.“

Eben brach ſich eine ſchwere See über der Leeſeite. Eine furchtbare Dünung ſchwoll, hob und drehte das koloſſale, noch erleuchtete Schiff, und Friedrich verſuchte vergebens, ſich aus einer bleiernen Gleichgültigkeit emporzuraffen, die ihn angeſichts des unbegreiflichen Schauſpiels befangen hielt. Plötzlich ſprang in ihm das Entſetzen auf. Er kämpfte es nieder, weil er um keinen Preis vor ſich ſelbſt und anderen als feige erſcheinen wollte. Aber er folgte ſeinem Kollegen Wilhelm, der ſich dem Schiffsjungen Pander an die Ferſe hing. „Wir müſſen ins Boot,“ ſagte Wilhelm, „es iſt kein Zweifel, wir ſinken.“ Gleich darauf befand ſich Friedrich in der Deckkabine Ingigerds. „Auf! vorwärts! die Leute ſpringen ſchon in die Boote!“ Er hatte die Türen offen gelaſſen, und man ſah, wie der Schiffsjunge Pander und zwei Matroſen in nächſter Nähe mit Beilen die feſtgefrorenen Taue einer Rettungsſchaluppe durchhieben. Ingigerd fragte nach ihrem Vater. Sie fragte nach Achleitner. Friedrich erklärte: ſie könne nur noch an ſich denken! jetzt noch unter

Deck zu gelangen, sei eine Unmöglichkeit und würde nur sicheren Tod bedeuten. „Anziehen, anziehen!“ Stumm beeilte sie sich, es zu tun. Jetzt erst kam einer der Stewards an Ingigerds Deckkabine vorüber und rief sein kurzes „Gefahr!“ hinein. „Wieso Gefahr?“ rief die Kleine, „gehen wir unter?“ Aber Friedrich hatte sie schon gepackt, aufgehoben und in die Nähe des Bootes gebracht. Eben gaben die Seile nach, und es fiel in den nebelichten Strudel hinunter.

„Frauen und Kinder auf die andere Seite!“ kommandierte entschieden die Stimme des dritten Offiziers. Dieser Befehl bezog sich nicht nur auf Ingigerd, sondern auf das Dienstmädchen Rosa, das vor Anstrengung feuerrot, wie wenn sie mit Markteinkäufen überladen den Tram zu versäumen fürchtete, an Deck erschien und mit einer unglaublichen Kraft ihrer dicken Arme Frau Liebling und beide Kinder heranschleifte. „Frauen und Kinder auf die andere Seite,“ wiederholte, ein wenig zu schneidig, der dritte Offizier, wurde aber zum Glück durch beginnende Kämpfe um das nächstfolgende Rettungsboot in Anspruch genommen. Es war keine Zeit zu verlieren, und trotz entschiedenen Widerstandes zweier Matrosen ließen Friedrich, Pander, der Schiffsjunge und Doktor Wilhelm Ingigerd glücklich ins Boot hinab. Hierbei zeigte sich Friedrich plötzlich ebenfalls laut und preußisch. Durch seine eiserne Energie, die jeden Widerspruch kappte, wurde es durchgesetzt, daß man die Kinder, dann Frau Liebling und schließlich Rosa in die Schaluppe befördern konnte, was keine leichte Sache war. Friedrich hörte sich rufen, kommandieren, ward angebrüllt, brüllte Matrosen und Bootsmann an, er kämpfte, er arbeitete: alles ohne einen Schimmer von Hoffnung und mit dem klaren, festen Bewußtsein, einer unrettbaren Lage gegenüberzustehen. Es war alles aus. Es war alles verloren. Wer es etwa nicht glauben mochte, dem wurde es eben jetzt überzeugend vor Augen geführt. Man hatte das nächste

Boot glücklich aufs Waſſer hinabgelaſſen. Drei Matroſen ſprangen darin herum. Es ſchwebte. Es ſtieg. Friedrichen ſchien es, als wenn unter den Paſſagieren, acht oder neun, die es bereits aufgenommen hatte, bekannte Geſtalten wären, da ſchlug es voll Waſſer und war verſchwunden. Wie infolge eines Taſchenſpielertricks blieb die Stelle, wo noch eben die wimmelnde Holzbarke mit Menſchen getanzt hatte, leer, Nebel und Schaumſtürze ſchoſſen darüber.

Langſam veränderte ſich das Schwarzgrau und Braungrau der früheſten Dämmerung, wie der nahende Tag ſich ſeltſam fremd und gleichgültig fortſchreitend durchſetzte. Wenn der Nebel ein wenig wich, hatte Friedrich manchmal augenblicklang den ſchauerlich-täuſchenden Eindruck, zwiſchen Bergen in einem windſtillen Tal mit blumigen Weiden zu ſein, in das der Blütenſchnee des Frühlings hineinſtäubte. Dann aber kamen die Berge, umheult von den raſenden Geiſtern des Orkans, ins Tal gewandert. Die ſchweren, gläſernen Höhen brachen ſich und ſchlugen mit der Wucht ihrer flüſſigen Felsmaſſen die erſten und zweiten Notmaſte des „Roland“ wie Binſen von Deck. Das arme Wrack konnte bei ſeinen nun bereits erkalteten Keſſeln einen Hilferuf nicht mehr ausſtoßen. Sein kläglicher Rumpf ſtand noch immer gigantiſch nach vorn empor. Raketen ſtiegen. Am vorderſten Maſt führten hurtig flatternde Flaggſignale eine nutzloſe Sprache in das erbarmungsloſe Raſen der Elemente hinein. Im Zwiſchendeck war es ſtill geworden. Dagegen hörte man von der Leeſeite her einen eigentümlichen Lärm, der an das Jauchzen und Kreiſchen einer Volksmenge zwiſchen Jahrmarktsbuden, auf Rutſchbahn und Karuſſel erinnerte. Ein Geſumm wie von ſchwärmenden Bienen drang deutlich durch die Wut des Orkans, ein Geſumm, das von den Fiſteltönen bis zur Raſerei entrüſteter oder entzückter Weiberſtimmen übertönt wurde. Friedrich dachte an ſeine dunkle Debora. Er dachte an Wilke, gerade als Artur Stoß von ſeinem getreuen Burſchen Bulke herangeführt wurde. Wilke folgte. Er hatte

getrunken und ſchrie, als wäre das Ganze nur eine Luſtbarkeit. Aber er brachte auch, ſie halb ziehend, halb tragend, eine ältere Arbeiterfrau an Deck herauf, die er, Stoß und Bulke zurückdrängend, glücklich in die Schaluppe hinunterließ. Ingigerd rief nach ihrem Papa und nach Achleitner. Statt ihrer fiel aber nur, von Wilke und Bulke am Strick gehalten, der armloſe Stoß ins Boot hinein.

Nicht weit von Friedrich ſtand Miſter Rinck, ſeine Katze im Arm, in die offene Tür ſeines Poſtamtes eingeklemmt. Friedrich rief: „Mir ſcheint, die Sache iſt bös, Miſter Rinck.“ Er bekam ein phlegmatiſches „Why?“ zur Antwort. Im nächſten Augenblick wurde der Poſtmeiſter von einer angſtvollen Stimme angebrüllt: „Was iſt los, was iſt los?“ — „Nichts!“ gab er zur Antwort.

Inzwiſchen ward auch Doktor Wilhelm durch Wilke und Bulke ins Boot befördert. „Das Mädchen dort unten,“ ſagte Bulke, „ſchreit ſich nach ihrem Vater wund.“ Ingigerds Kreiſchen ſchnitt Friedrich ins Herz. Aber kein Hahlſtröm war zu entdecken. Friedrich drang bis an das gemiedene Rauchzimmer vor, das ihn, trotzdem die elektriſchen Birnen ſtrahlten, mit ſeinen Lederpolſtern wie eine hölliſche Falle angähnte. Wilke war plötzlich neben ihm: „Hier drin iſt niemand,“ ſagte Wilke. Beide kletterten weiter die Treppe hinab. Der Raum vor dem Speiſeſaal und der Speiſeſaal ſelbſt waren leer. Er ſtand bergan. Eine Menge Teller und Silberzeug war am Eingang zuſammengekollert. Friedrich ſchrie, was er konnte: „Hahlſtröm! Achleitner! Hierher, hierher!“ Aber er bekam keine Antwort. Da geſchah es, daß die Muſik im Saale mit einer kräftigen Marſchweiſe einſetzte, wahrſcheinlich auf Order des Kapitäns, um die Schrecken der Panik zu beſchwichtigen. Aber nun, gerade im Angeſicht dieſes zum Feſte des Todes hellerleuchteten, muſikdurchrauſchten leeren Raums griff Friedrichen nacktes Entſetzen an. Jetzt rannte er, rannte um ſein Leben.

Gleich darauf war er im Boot, und man wollte abstoßen. Friedrich erhob Protest und hatte einen schreienden Zwist mit dem Offizier, der hereingekommen war und das Steuer des Fahrzeugs ergriffen hatte. Er konnte sich nicht entschließen, den braven Wilke aus der Heuscheuer aufzugeben, der ihm so tapfer unter Deck gefolgt, aber noch nicht wieder erschienen war. Da entdeckte er ihn, wie er vom Überbau der Salontreppe her buchstäblich wie auf einer Schlittenbahn bis gegen die Reling rutschte. Er schrie ihm zu: „Wilke! Wilke! vorwärts ins Boot!" Wilke gab mehrmals ein „Gleich, Gleich!" zur Antwort. Er hatte Rettungsgürtel entdeckt und schleuderte sie von verschiedenen Punkten aus ins Meer, wo von Bord Gespülte verzweifelt rangen. Indessen hatte die Rettungsschaluppe, infolge von Seegang und Ruderschlägen, bereits zwanzig, dreißig und mehr Meter zwischen sich und die Bordwand des „Roland" gebracht.

Jetzt sah man die Stelle, wo sich ein fremdes Schiff oder ein treibendes Wrack in die Breitseite des „Roland" gebohrt haben mußte: einen gewaltigen Riß, der die Katastrophe verursacht hatte. Da fiel wiederum Nebel ein, der das tötlich verwundete Schiff den Blicken entzog. Als es gleich wieder klar wurde, hatte das Wrack eine unbegreifliche Wendung gemacht, und die etwa zwanzig Personen, die mit Friedrichen in der Schaluppe waren, blickten, hoch über das beinahe mit dem Niveau des Wassers gleiche Hinterdeck des Dampfers emporgehoben, aus schwindelerregender Höhe darauf hinab. Sie brüllten laut, denn sie glaubten, sie würden mit furchtbarem Wurf in die auf dem Hinterdeck zusammengekeilte, ameisenartig schwarzwimmelnde Menschenmenge hineingeschleudert. Jetzt erst, in dieser Sekunde, konnte man sehen, welcher für Menschenbegriffe unfaßbare Zustand hier eingetreten war. Alle diese kleinen, gedrängten, dunklen Ameisen, die ratlos und hilflos durcheinanderwimmelten, zerrten, stießen und drängten sich. Trupps von Weibern

und Männern waren zu kämpfenden Knäueln verbunden. Einige Rettungsboote, die noch nicht flott waren, schienen, mit Seilen und Eisenträgern, zu schaukelnden, dunkel wimmelnden Trauben geworden, von denen immer wieder etwas wie eine Beere oder Ameise ins Wasser hinunterfiel.

Wiederum machten Nebel und Gischt die umgebende Luft undurchsichtig. Aber das Rauschen und Brausen der See, das blecherne Knattern des Orkans vor den Ohrmuscheln wurde von einem Geräusch durchdrungen, das Friedrich nicht sogleich mit dem grausamen Schauspiel an Deck in Zusammenhang brachte. Sekundenlang war er weit fort, in einer bestimmten Gegend seiner Heimat, wo sich auf weiten Sumpfwiesen riesige, herbstlich ziehende Vogelschwärme zur Rast niedergelassen hatten. Aber es war nicht der Massenlärm reiselustiger Zugvögel, den er aus dem Nebel vernahm, sondern der Lärm jener Menschen, die eine Strafe erlitten, so über alle Begriffe schwer, daß sie durch irgend eine menschenmögliche Schuld nicht verdient sein konnte. Friedrich spürte genau, wie durch das Übermaß des Eindrucks die Brücke zwischen dem, was die Sinne aufnahmen, und dem Innersten seiner Seele gesprengt wurde. Aber plötzlich drang doch das Fieber des offensichtlichen Todeskampfes von so vielen schuldlosen Menschen auch in Friedrichs innerste Seele ein und entpreßte ihm einen Ruf, in den, wie auf Kommando, alle im Boot einstimmten: es lag Angst, Not, Wut, Protest, Bitte, Entsetzen, Anklage, Fluch und Grauen darin.

Und dieses Grauen wurde durch das Bewußtsein genährt, daß hier kein Ohr, sondern nur ein tauber Himmel vorhanden war. Wo Friedrich hinblickte, war der Tod. Gleichgültig kamen die bleischweren Hügelketten herangeschoben. Es waren Bewegungen von einer mörderischen Gesetzmäßigkeit, die nichts aufhalten konnte, und die mit keinem Hindernis rechneten. Friedrich schloß die Augen, zu sterben bereit. Einige Male griff er nach den Briefen der Eltern in

der Brusttasche, als ob er sie als Reisepässe durch das nahe Land der ewigen Finsternis nötig hätte. Er wagte die Augen nicht wieder zu öffnen, denn er konnte die Krämpfe der Frauen im Boot, die grausame Hinrichtung auf dem Heck des „Roland" nicht weiter ansehen. Die Böen rasten. Es war eiskalt. Das Wasser gefror an den Bordkanten. Rosa, das Dienstmädchen, war die einzige, die unentwegt mit Hilfeleistungen für die Kinder, für Frau Liebling, für Ingigerd und für Artur Stoß tätig war. Bulke und sie überboten einander in stetem Eifer, das überschlagende Wasser auszuschöpfen, darin Artur Stoß und Frau Liebling lagen, und das den Sitzenden bis zu den Knien ging.

Was sich indessen auf dem Achterdeck des „Roland" abspielte, paßte, soweit es Friedrich blitzartig auffassen konnte, nicht in seine Begriffe von Menschennatur. Was er dort im einzelnen zu erkennen glaubte, hatte nichts mit jenen zivilisierten und gesitteten Leuten gemein, die er beim Klang der Musikstücke, im Speisesaal und auf Deck hatte tänzeln, konversieren, lächeln, grüßen und zierlich den Fisch mit der Gabel zerteilen sehen. Friedrich hätte geschworen, er unterscheide die weiße Gestalt eines Kochs, der sich mit langem Küchenmesser durch die Respektspersonen, für die er gekocht hatte, Bahn machte. Er war überzeugt, er sah einen Heizer, einen schwarzen Kerl, der eine Dame, vielleicht die Kanadierin, die sich an ihn geklammert hatte, schlug und über die Reling stieß. Einige Stewards, deutlich erkennbar, benahmen sich immer noch heldenhaft, instruktionsgemäß. Sie wurden in Schlägereien verwickelt. Einer der Stewards war blutüberströmt; immer kämpfend und schreiend, half er einer Frau mit ihrem Kinde ins Rettungsboot. Aber das Boot schlug um und war verschwunden.

Noch strahlten die Lukenreihen, schräg von vorn nach hinten aufsteigend, im vollen Glanz des elektrischen Lichts. Auch die Vortopplaterne ließ das stechende Weiß ihres Brenners noch in den grauen Morgen hinein funkeln. Hie und da

fiel ein erſtickter Schuß aus dem Notmörſer, und eine Rakete, ſchwach leuchtend, ſtieg in die Luft. Aber das Licht der Luken erloſch. Und als ob die See, in ihrem losgebundenen Haß, auf dies Ereignis gewartet hätte, wuſch ſie mit einer rieſigen Flutwelle über Deck, ſo daß gleich darauf der Giſcht in Lee von ſchwimmenden, brüllenden, um ſich ſchlagenden, mit dem Tode ringenden Menſchen wimmelte. Auf einmal, ohne daß jemand wußte, auf welche Weiſe man plötzlich wieder in allernächſte Nähe des „Roland" gekommen war, wurde die Rettungsſchaluppe von wütenden, zu allem entſchloſſenen Menſchen angefallen, und der beſtialiſche Kampf einer Seeſchlacht begann.

Friedrich ſah dies alles und ſah es nicht: obgleich es in ſeiner Nähe geſchah, ſo ſchien es doch in unendlicher Ferne vor ſich zu gehen. Er ſchlug nach etwas: es war eine Hand, ein Arm, ein Haupt, ein naſſes, nicht mit menſchlicher Stimme heulendes, ſeehundartiges Abgrundtier, das ſcheinbar von Henkershänden rückwärtsgeriſſen wurde. Er ſah die roten Fäuſte Roſas, die gekrampften Finger Frau Lieblings und der kleinen Ingigerd, wie ſie mit der Kraft der Verzweiflung Hände und Ellenbogen ertrinkender Nebenmenſchen von dem glattgefrorenen Bootsrand abneſtelten. Matroſen gebrauchten die Ruder in einer Weiſe, der ſchwarze Ströme Blutes nachfolgten. Keiner bemerkte, daß nach einiger Zeit Bulke an Stelle des Offiziers das Steuer verſah, daß der Offizier verſchwunden und ein neuer Gaſt, ein junger Menſch mit langem Haar, der kein Lebenszeichen mehr von ſich gab, im Boote lag.

Es kam darauf an, aus dem Bereich dieſer Hölle ertrinkender Menſchen herauszukommen und aus dem Bereich des Strudels, den das Schiff beim endlichen Untergange erzeugen mußte. Noch hörte man die Weiſen der Schiffskapelle zeitweilig todesmutig herabhallen. Dieſe armen, namenloſen und beſcheidenen Muſikanten ſtanden augenblickslang vor Friedrichens Seele in heroiſcher Größe da.

Und doch wird man euch, dachte er, keine Gedenktafel aufrichten. Wir werden alle bald, samt unserem fürchterlichen Schicksal vergessen sein. Aber Friedrich hielt dies alles, was er erlebte, plötzlich wieder für traumhafte Vorspiegelung, und schlug seine Stirne gegen das Ruder. War er nicht eben noch im sichren Komfort eines wohligen Zimmers geborgen gewesen, und schwebte doch jetzt ganz hilflos preisgegeben, ohne Dach und Diele im unendlich wogenden Raum? Wie sollte man hier überleben können? Minutenlang mußte Friedrichen die Besinnung gänzlich abhanden gekommen sein, denn in einer Art von Erwachen kam es ihm vor, als ob er aus weiter Ferne an den Ort des Entsetzens zurückkehre. Er hatte im Geist seine Eltern besucht, die im geruhsamen Frieden des Hauses, mit gelassener Miene umhergingen, ohne auch nur eine Ahnung von der furchtbaren Todesnot zu fühlen, in der er stand. Wie qualvoll war diese Wiederkehr, wie peinvoll die unerreichbare Ferne. Jetzt hieß es, ganz unbeachtet untergehen, ohne auch nur von einem Gedanken der Liebe andrer gestreift zu sein. Friedrich fühlte, wie seine Gurgel vor Wut und Verzweiflung winselte. Aber auch das, was ihn hier zwischen Himmel und Meer umherschleuderte, war ein Ausdruck schadenfroher, dämonischer Wut: blinde Rache am Tun der Menschen. Mordgier und Feindschaft, grenzenlos. Und plötzlich, bei dieser Erkenntnis, steiften sich Friedrichens Arme an, stieg eine eigensinnige, wilde und trotzige Macht in ihm auf, mit der er sich, Feind gegen Feind, dem übermächtigen, tauben Rasen entgegensetzte. Er ruderte eisern, Schlag auf Schlag, und rücksichtslos alles zu Grunde stoßend, was sich hemmend ans Ruder hing. Jetzt wollte er leben und würde sich retten. Freilich wußte kaum jemand im Boot, was vorn und rückwärts, was oben und unten war. Aber es kam in den Schlag der Ruder Gleichmäßigkeit, und so wurde das Kentern hinausgezögert. Man kam in Fahrt, als der Bursche Bulke Kommandos gab; und ohne daß jemand zu sagen gewußt hätte,

wie es möglich geworden war, hatten sich nach kurzer Zeit viele ewigbewegte Gebirgszüge zwischen das Boot und das Wrack des „Roland" gelegt, und von dem gewaltigen Schnell- und Postdampfer der Norddeutschen Schiffahrtsgesellschaft war nichts mehr zu sehen.

Am Abend des Unglückstages sichtete der Kapitän eines Hamburger Frachtdampfers, der Orangen, Wein, Öl und Käse geladen hatte, bei klarem Wetter und hoher Dünung ein treibendes Boot. Der kräftig gebaute, kleine Steamer hatte landwirtschaftliche Werkzeuge von Hamburg nach den Azoren gebracht und seine Ladung für New York an der Reede von Fayal eingenommen. Der Kapitän stellte fest, daß von dem treibenden Boote aus mit Tüchern gewinkt wurde. Er hielt drauf zu, und nach Verlauf einer halben Stunde wurden die in dem Boote befindlichen Schiffbrüchigen mit vieler Mühe an Bord gebracht. Es waren im ganzen fünfzehn Personen. Drei Matrosen und ein Schiffsjunge, die den Namen des bekannten Schnelldampfers „Roland" an der Mütze führten, zwei Herren, zwei Damen, eine gewöhnliche ältere Frau und ein Dienstmädchen, ein Mensch ohne Arme, einer mit langem Haar, der eine Samtjacke trug. Außer diesen Leuten der Steuermann und zwei Kinder, Mädchen und Knabe. Der Knabe war tot.

Die Strapazen, Nöte und Ängste, denen der zarte Knabe erlegen war, hatten den übrigen Leuten auf das schrecklichste mitgespielt. Ein nasser Herr, es war Friedrich, versuchte eine bewußtlose junge Dame über das Fallreep emporzuschleppen. Seine Kraft jedoch langte nicht aus. Die Matrosen des Frachtdampfers mußten den Wankenden aufhalten und ihm die schöne, triefende Last vom Arm nehmen. Er wollte sprechen, aber er brachte nur pfeifende Laute eines Bräunekranken heraus. Man mußte ihm, steifgefroren und durchnäßt wie er war, wie einem von Gicht Gekrümmten, an Deck helfen. Er ächzte, stieß ein krächzendes, unmotiviertes

Lachen aus und ſpreizte die blaugefrorenen Hände. Auch ſeine Lippen waren blau, und die eingeſunkenen Augen fieberten aus einem von Schmutz und Salzwaſſer verkruſteten Angeſicht. Man gewann den Eindruck, daß er vor allem den Wunſch habe, ſich zu trocknen, zu wärmen, zu reinigen. — — Ihm folgte das Dienſtmädchen, es war Roſa, die, nachdem ſie dem erſten Steuermann ein bewußtloſes kleines Mädchen, Ella Liebling, in die Arme gelegt hatte, umkehrte und wieder ins Boot hinabſteigen wollte. Der Weg war nicht frei, denn ſoeben wurde der völlig durchweichte Armloſe auf die gewöhnliche Art von ſeinem Burſchen Bulke und einem Matroſen des Frachtdampfers treppauf bugſiert. Der Armloſe blickte ſtier, er troff, ſeine Zähne klapperten. Zwiſchen dieſen klappernden Zähnen hervor konnte er erſt nach einem erneuten Anſetzen die Worte: „Grog! heißen Grog!“ ausſprechen. Seine Naſe floß, ſeine Augenlider zeigten eine entzündliche Rötung, während die Spitze ſeiner Naſe wächſern weiß wie bei Leichen war. Der Burſche Bulke und Roſa ſchienen einander bewußt in die Hände zu arbeiten. Sie ſtiegen, vor Näſſe förmlich regnend, gemeinſam in die Schaluppe zurück, wo die zweite der Damen, Frau Liebling, in einer ſchlimmen Verfaſſung lag. „Die Frau iſt tot und der Junge iſt tot,“ ſagten die Matroſen des Frachtdampfers und wollten das Weib aus dem Zwiſchendeck zuvörderſt in Sicherheit bringen, das noch röchelnde Laute von ſich gab. Aber Roſa brach in heulendes Weinen aus und ſchwor, daß Frau Liebling lebendig wäre. Die Matroſen erklärten, ſie habe zu viel Waſſer geſchluckt. Dennoch ließ Roſa nicht nach, bis ihre Herrin ins Trockene gebracht und auf dem großen Tiſch der Hauptkabine niedergelegt worden war. Als das furchtbar röchelnde, bewußtloſe Weib aus dem Volke auf Deck gebracht wurde, fing einer der Matroſen des „Roland“, dem die Füße erfroren waren, und der während des Herumtreibens keinen Laut von ſich gegeben hatte, plötzlich vor Schmerzen zu brüllen an. Seine Kame-

raden riefen ihm plattdeutſch zu: „Hab dich nich, Korl, biſt keen alt Wieb! halts Mul und ſwig ſtille.“ Hierauf brachte man den mit dem Ausdruck maßloſen Schmerzes nur noch leiſe Wimmernden die Stiege hinauf. Ihm folgte der Mann in der Samtjacke, der irre redete, Doktor Wilhelm und, von Matroſen getragen, ſchließlich die Leiche des kleinen Siegfried Liebling nach.

Oben an Deck gebärdete ſich der Langhaarige in ſeinem jämmerlichen Aufzug höchſt wunderlich. Bald ſtand er wie ein Rekrut da, bald verbeugte er ſich, bald zielte er in die Luft, wie wenn er auf Jagd wäre. Dabei ſchrie er: „Ich bin Künſtler! ich habe meine Kabine bezahlt! ich habe nur meine Kabine verloren! Man kennt mich in Deutſchland,“ und: — hierbei nahm er eine ſelbſtbewußte Haltung an — „ich bin der Maler Jakob Fleiſchmann aus Fürth.“ Er brach in erbarmungswürdiger Weiſe Seewaſſer, während um ihn das Deck, von der aus ſeinen Kleidern ſtrömenden Näſſe, ſchwamm. Doktor Wilhelm hatte das Sprechen verlernt, er konnte nur nieſen und wieder nieſen.

Inzwiſchen hatte der einzige Steward des Schiffs Friedrich heißen Tee gebracht, und ein Matroſe, der an Bord zugleich Krankenpflegerdienſte verſah, verſuchte Frau Liebling ins Leben zurückzurufen. Bald fand ſich Friedrich ſo weit geſtärkt, daß er ſich an dem Samariterwerk des Matroſen beteiligen konnte. Doktor Wilhelm hatte nur mehrere Kognaks hinuntergeſchluckt und ſich dann, allerdings nur mit ſchwacher Hoffnung, aſſiſtiert von Herrn Wendler, dem erſten Maſchiniſten des Schiffs, an die Wiederbelebung des kleinen Siegfried gemacht.

Frau Liebling unterſchied ſich in nichts von einer Toten. Stirn, Wangen und Hals der noch jungen und jüngſt noch ſchönen Frau waren durch düſter-rötlich-blaue Flecken entſtellt. Der Körper, den man entblößt hatte, war ebenfalls, wenn auch nicht ſo ſtark wie Hals und Geſicht, unterlaufen und aufgedunſen. Friedrich öffnete mit den Fingern ihre

Lippen, drückte die mit vielem Gold plombierten Zahnreihen auseinander, gab der Zunge die rechte Lage und entfernte Schleim, der sich am Ausgang der Luftröhre angesammelt hatte. Hierauf ließ er den toten Körper vom Schiffskoch mit heißen Tüchern frottieren und leitete selbst die künstliche Atmung ein.

Der große, ovale Mahagonitisch, auf dem der leblose Frauenleib zu mechanischer Atmung durch glieder-puppenartige Verrenkungen der Arme und Beine gezwungen wurde, nahm den größten Teil der Passagierskajüte ein, die der Frachtdampfer zur Verfügung hatte. Der kleine, ratternde Schiffssalon besaß Oberlicht, und seine zwei Längswände bestanden aus je sechs Mahagonitüren, die zu ebensovielen Bettkabinen den Zugang bildeten. Dieser sonst verlassene Raum, denn der Dampfer reiste ohne Passagiere, war im Handumdrehen zur Klinik geworden.

Ein ganz gewöhnlicher Maat hatte Ingigerd Hahlström aus ihren Kleidern geschält, den zarten, perlmutterglänzenden Leib ohne alle Umstände auf einen die Querwand einnehmenden Diwan gelegt und war, nach Friedrichs Anordnung, damit beschäftigt, ihr mit wollenen Lappen kräftig den ganzen Körper zu reiben. Das Gleiche geschah durch Rosa der kleinen Ella Liebling, und das Kind ward, zuerst von allen, zu Bett gebracht. Mit Feuereifer war der Steward dabei, das ganze Dutzend von Betten zu überziehen. Als das zweite bereit war, wurde Ingigerd in gewärmte Decken und Kissen gelegt. Der Artist ohne Arme, Artur Stoß, hatte es seinem getreuen Bulke zu danken, daß er, noch immer zähneklappernd, das dritte fertige Lager bezog. Mit dem Maler, Jakob Fleischmann, hatte man große Schwierigkeiten. Als ein Matrose ihn, unter freundlichem Zureden, auskleiden wollte, fing er mit einem wütenden Schrei: „Ich bin Künstler!“ um sich zu schlagen und zu toben an. Der Steward und Bulke mußten helfen, ihn festzuhalten. Man brachte ihn gewaltsam zu Bett, und Doktor Wilhelm, der sein großes

Lederetui mit Medikamenten gerettet hatte, erschien gerade zur rechten Zeit, um ihn durch eine Spritze Morphium zu beruhigen. Leider hatte der Schiffsarzt mittlerweile den Tod des kleinen Siegfried Liebling festgestellt.

Jenem Matrosen, den der Schmerz zuletzt überwältigt hatte, so daß er in laute Schreie ausgebrochen war, wurden die Stiefeln mit der Schere von den gequollenen Füßen getrennt. Er verbiß den Schmerz und ächzte nur, bis man ihn in der Koje zur Ruhe brachte. Dort ausgestreckt, bat er um Kautabak. Man hatte die mit Lumpen bekleidete Frau ebenfalls zu Bett gebracht, und sie wußte nichts weiter zu sagen, als daß sie mit ihrer Schwester, ihren vier Kindern, ihrem Mann und ihrer Mutter unterwegs nach Chicago sei. Was mittlerweile mit ihr geschehen war, davon schien ihr nichts haften geblieben zu sein.

Inzwischen hatte Friedrich, selbst mit nacktem Oberkörper, unter Assistenz des Matrosen die Wiederbelebungsversuche an dem armen weiblichen Leichnam unablässig fortgesetzt. Es tat ihm gut, denn er war dabei in Schweiß geraten. Allein, seine Kraft ließ nach, und Doktor Wilhelm löste ihn ab. Als dieser mit den Armen der Erstickten, als wären es Puppenschwengel, weiterarbeitete, taumelte Friedrich in die nächste Koje, die offen stand, und fiel, das Gesicht voran, erschöpft zwischen unüberzogene Decken und Kissen.

Nach einiger Zeit trat Herr Butor, der Kapitän des immer hurtig reisenden Frachtdampfers ein, um Friedrich und Doktor Wilhelm zu beglückwünschen. Er sendete einen Matrosen aus, um für die beiden Ärzte, die halbnackt, trotz schwerster Ermüdung, die Behandlung des Frauenleibes fortsetzten, trockene Kleider herbeizuschaffen. Natürlich schwamm der Speisesalon, und die Luft war dick von süßlichen Dünsten.

Als die Herren, immer die Bemühungen um die Ertrunkene fortsetzend, einen ersten kurzen Bericht von der

Kataſtrophe auf dem „Roland“ gegeben hatten, zeigte ſich Kapitän Butor inſofern erſtaunt, als er auf ſeiner Reiſe zwar nirgends beſonders gutes, aber ebenſowenig beſonders übles Wetter getroffen hatte, ſondern, bei meiſt klarer Luft, kräftige Briſe, ſo wie jetzt, und mittleren Wellengang.

Über den Anlaß der Kataſtrophe konnten Friedrich und Doktor Wilhelm nur wenig ausſagen. Wilhelm meinte, er habe gegen ſechs Uhr des Morgens ein Geräuſch, wie von einem ſtarken Gong gehört, in ſeiner Verſchlafenheit aber geglaubt, es werde bereits zum Diner gerufen: bis er ſich wieder an die Trompete des „Roland“ erinnert habe, auf dem ja das Gong nicht gebräuchlich war. Friedrich glaubte, der „Roland“ ſei gegen ein Wrack oder gegen eine Klippe gelaufen. Dagegen erklärte der Kapitän, von Klippen könne in dieſen Gewäſſern nicht die Rede ſein, und wenn man annehmen wolle, der „Roland“ ſei durch Strömungen abgekommen, ſo ſpräche dagegen die kurze Zeit, die das Rettungsboot vom Punkte des Untergangs bis in den Kurs ſeines eigenen Dampfers gebraucht habe. Kapitän Butor nannte ſeinen Kollegen von Keſſel, den er vor kurzem in Hamburg geſprochen hatte, einen erprobten Kapitän, die Kataſtrophe eine der allerſchwerſten. Vorausgeſetzt, daß der Rieſendampfer wirklich geſunken ſei und nicht vielleicht doch noch in irgendeinen Hafen geſchleppt werde. Schließlich lud der Kapitän die Herren, ſobald es ihre Pflicht zuließe, in den Meßraum zum Abendeſſen.

Eben wollten die Herren ihre Wiederbelebungsverſuche an Frau Liebling einſtellen, als ihr Herz zu ticken, ihre Bruſt zu atmen begann. Roſas Freude war ohne Grenzen. Laute Ausbrüche nur mit größter Mühe zurückhaltend, fühlte ſie, wie die Lebenswärme auch in die Füße ihrer Herrin zurückkehrte, deren Sohlen ſie unermüdlich mit ihren reibeiſenharten Händen rieb. Man brachte nun die Gerettete ebenfalls in ein Bett und legte Wärmflaſchen um ſie herum, wie bei einem zu früh geborenen Kinde.

Der letzte große Erfolg, den die Bemühungen der beiden Ärzte durchgesetzt hatten und der einer Totenerweckung ähnlich sah, bewirkte in allen, die ihm beiwohnten, auch in Friedrich und Doktor Wilhelm, eine tiefe Erschütterung. Die beiden Männer fühlten sich plötzlich veranlaßt, einander die Hand zu schütteln. „Wir sind gerettet!“ sagte Wilhelm, „das Unwahrscheinlichste ist geschehen!“ — „Ja,“ sagte Friedrich, „es ist tatsächlich so. Die Frage ist jetzt: wozu blieb man aufbehalten?“

Der Meßraum des Dampfers „Hamburg“ war eine kleine quadratische Kammer mit eisernen Wänden, die außer einem viereckigen Tisch und einer Wandbank um drei ihrer Seiten herum, nichts enthielt. Man räumte den beiden Ärzten, denen man, wie allen Verunglückten, eine geradezu rührende Sorgfalt widmete, die wärmste, an den Maschinenraum grenzende Wandseite ein, als man sich um eine gewaltig dampfende Suppenterrine niederließ. Der Dampfer besaß kein elektrisches Licht, und über dem Tisch hing eine Lampe, deren gut konstruierter Ölbrenner behagliches Licht verbreitete.

Kapitän Butor hatte persönlich die kräftige Suppe aufgegeben, und Herr Wendler, der erste Maschinist, hatte, noch vor dem Braten, in dem Bemühen die Geretteten einigermaßen aufzuheitern, vorsichtig diesen und jenen Scherz gewagt. Er war bei Leipzig gebürtig, und das Plattdeutsche des kleinen, rundlichen Mannes ward auf dem Schiffe viel belacht. „Sprechen Sie nichts,“ sagte der Kapitän zu den Ärzten, „Sie sollen nur essen, trinken und ausschlafen.“ Aber der Braten, ein ungeheures Hamburger Roastbeef, wurde von einem Matrosen aufgetragen, und als es vom Kapitän tranchiert, später von den Tischgenossen zum Teil verzehrt und mit Rotwein begossen worden war, kam der Rat des braven Mannes bei den Geretteten nach und nach in Vergessenheit. Bulke erschien, der mit den Matrosen vom „Ro-

land“ augenſcheinlich aufs reichlichſte regaliert worden war. Er wollte, trotz ſeines merkbar angeheiterten Zuſtandes, den man ihm gönnen konnte, nicht ohne Inſtruktionen von Doktor Wilhelm und Friedrich ſchlafen gehen und begrüßte die Ärzte militäriſch. Es ward feſtgeſetzt, daß der Barbier und Krankenpfleger mit einem anderen Matroſen der „Hamburg“ gemeinſam die Nachtwache übernehmen ſollte: alles was vom „Roland“ herübergekommen war, durfte und ſollte, ſoweit möglich, des Schlafes genießen.

Der eigentlichen Kataſtrophe des vermutlichen Untergangs wurde aber, auch als ſie merkbar auftauten, von den Ärzten nicht mit Worten gedacht. Es war etwas ſo Großes, etwas ſo Furchtbares und lag zu nahe, um jetzt ſchon von den Schiffbrüchigen, die „Roland“-Matroſen ausgenommen, ohne tiefſte Gemütsbewegung berührt zu werden. Es hing in den Seelen als dumpfe Laſt. Was Wilhelm während des Eſſens erzählte und was Friedrich, mehr und mehr dem Leben äußerlich wiedergegeben, vorbrachte, betraf die Mühſeligkeiten auf dem Rettungsboot und Einzelheiten der Reiſe des „Roland“ aus der Zeit, bevor er die Woge im Ozean und die Sekunde der Ewigkeit gekreuzt hatte, wo ſein ſchweres Geſchick ſich entſchied.

Friedrich ſagte: „Herr Kapitän, Sie kennen das Staunen eines von den Toten Auferſtandenen nicht. Denken Sie ſich einen Menſchen, Herr Kapitän, der von allem, was ihm im Leben lieb war, ſeinen ganz klaren, beſtimmten Abſchied genommen hatte. Ich habe nicht nur die Wegzehrung auf der Zunge gehabt, Herr Kapitän, und die letzte Ölung empfangen, ſondern ich habe den Tod, den leibhaftigen Tod, in allen Gliedern gehabt! Und fühle ihn jetzt noch in allen Gliedern! Und dabei ſitze ich hier ſchon wieder geſichert, beim freundlichen Lampenlicht, ich möchte ſagen in einem Familienkreiſe. Ich ſitze im allerbehaglichſten Heim, allerdings mit dem Unterſchied, daß ich Sie alle“ — es waren der Kapitän, der Maſchinenmeiſter Wendler, der Boots-

mann und der erste Steuermann! — „daß ich Sie alle noch nicht recht für etwas so Geringes als nur für Menschen ansehen kann.“

Wilhelm sagte: „Als wir die ‚Hamburg‘ sichteten, hatte ich gerade mein Testament gemacht. Denn ich gebe mich nicht so leicht, wie Kollege von Kammacher. Als Ihr Schiff von der Größe einer Stecknadelkuppe langsam zur Größe einer ausgewachsenen Erbse wuchs, strengten wir schon — was irgend noch schreien konnte, schrie! — unsere Kehlen bis zum Bersten an. Als Ihre ‚Hamburg‘ so groß wie eine Walnuß geworden war, Herr Kapitän, und wir erkannt hatten, daß wir gesichtet worden waren, fing Ihr Schiff für meine Augen wie ein ungeheurer Diamant oder ein Rubin zu flammen und wie mit Posaunen zu trompeten an. Der Osten, aus dem Sie kamen, Herr Kapitän, überstrahlte, weiß Gott, für mich den Westen, wo die Sonne noch über dem Meere stand. Wir haben alle geheult wie die Schloßhunde.“

„Es bleibt ewig wunderbar,“ fuhr Friedrich fort, „wie auf einen solchen Morgen ein solcher Abend folgen kann. Ich habe Tage schockweise hinter mich gebracht, und sie waren nicht inhaltsvoller als Minuten. Ein Sommer verging. Ein Winter verging. Mir war es, als ob auf den ersten Schnee das erste Veilchen unmittelbar gefolgt wäre. Auf das erste Veilchen unmittelbar der erste Schnee. Was enthält dieser eine einzige Tag?“ Doktor Wilhelm erzählte, daß die Matrosen des „Roland“ schon in Kuxhaven wegen einiger Geistlichen abergläubisch erregt gewesen wären. Dann erwähnte er einen Traum, den seine alte Mutter in der Nacht, bevor er an Bord sollte, gehabt hatte. Eins ihrer längst verstorbenen Kinder, das im ganzen nach der Geburt nur vierundzwanzig Stunden geatmet hatte, war ihr, und zwar als erwachsener Mensch, erschienen und hatte von der Seereise auf dem „Roland“ abgemahnt. Da man nun einmal auf das weite und in Kreisen von Seeleuten immer beliebte, uferlose

Gebiet des Aberglaubens gekommen war, fuhr man fort, Fälle von prophetiſchen Träumen, erfüllten Ahnungen, Erſcheinungen Sterbender oder Toter aufzuzählen. Bei dieſer Gelegenheit zog Friedrich auch das letzte Schreiben Rasmuſſens aus der Brieftaſche, die er gerettet hatte, und las die Stelle, die alſo lautete: „Sollte es mir nach dem großen Moment irgend möglich ſein, mich aus dem Jenſeits bemerklich zu machen, ſo hörſt Du ſpäter noch mehr von mir.“

Kapitän Butor fragte lächelnd: ob ſich der Freund aus dem Jenſeits denn nun auch gemeldet habe? „Folgendes iſt mir im Traum begegnet,“ ſagte Friedrich, „urteilen Sie, ich weiß es nicht.“ Ganz gegen ſeine ſonſtige Art, entwickelte er nun jenen Traum, der mit der Landung in einem myſtiſchen Hafen begonnen, mit den Lichtbauern geendet und ihn ſeither viel beſchäftigt hatte. Er gab dabei die Perſonalien ſeines amerikaniſchen Freundes Peter Schmidt, von dem er, mit immer noch heiſerer und bellender Stimme, erklärte: er habe ihm ſeinen Aſtralleib zur Begrüßung bis mitten auf den Atlantik entgegengeſchickt. Er ſprach von fourteen hundred and ninety two, von der Caravella Santa Maria des Columbus, hauptſächlich aber von der Begegnung, die er mit Rasmuſſen, in Geſtalt eines alten Krämers, gehabt hatte. Er gab von Rasmuſſens Anzug, von dem wunderlichen Meerſchiff im Schaufenſter des Kramladens, von dem Kramladen ſelbſt und dem Gezwitſcher und Geſchwirr der Goldammern eine genaue Schilderung. Er zog ſein Notizbuch und las die Worte, die der myſteriöſe Krämer im Traum geſprochen hatte: „Ich tat genau am vierundzwanzigſten Januar, ein Uhr dreizehn Minuten, meinen letzten Atemzug.“ — „Ob das wahr iſt,“ ſchloß Friedrich, „muß ſich herausſtellen. Soviel iſt ſicher, wenn an dieſem Traum irgend etwas nicht bloß ein leeres Spiel der Phantaſie geweſen iſt, ſo habe ich die Welt von jenſeit mit der Seele geſtreift und bin auf die kommende Kataſtrophe hingewieſen worden.“

Eh die kleine Familie der „Hamburg“ ſich von Tiſch

erhob, wurde noch einmal auf eine besonders ernste, ja feierliche Weise angestoßen.

Am nächsten Morgen erwachte Friedrich aus einem elfstündigen Schlaf. Doktor Wilhelm hatte die Behandlung der Kranken während der Nacht, soweit sie notwendig wurde, übernommen. Helle Sonne schien in Friedrichs schmale Kabine hinein, durch deren Jalousietür man ruhig sprechende Stimmen und das freundliche Klappern von Tassen und Tellern vernehmen konnte. Er besann sich auf nichts, glaubte, auf dem Post- und Schnelldampfer „Roland" zu sein, konnte aber die Veränderung seiner Kabine nicht mit dem Begriff in Übereinstimmung bringen, den er sich von seiner Schlafkammer auf dem „Roland" gebildet hatte. In seinem Befremden pochte er schließlich an die nahe Mahagonijalousie und hatte im nächsten Augenblick das frische, erholte Gesicht Doktor Wilhelms über sich. Die Kranken, sagte der Doktor, hätten, ausgenommen die Frau aus dem Zwischendeck, eine ruhige Nacht gehabt. Als er seinen klinischen Bericht eine Weile fortgesetzt und beinahe beendet hatte, merkte er, daß sein Kollege im Bett sich erst jetzt mit Mühe zu orientieren begann. Wilhelm lachte und brachte ihm einige der jüngsten Tatsachen in Erinnerung. Friedrich sprang auf und hielt sich die Schläfen. Er sagte: „Es geht mir eine wüste, unmögliche Menge Dinge im Schädel herum."

Kurze Zeit danach saß er mit Doktor Wilhelm beim Frühstück, aß und trank, aber ohne daß dabei die Katastrophe erwähnt wurde. Ingigerd Hahlström war wach gewesen und wieder eingeschlafen. Der Barbier, Krankenpfleger und Matrose, Namens Flitte, hatte ihre Kabinentür ins Schloß gedrückt. Der armlose Artur Stoß lag zu Bett und ließ sich bei geöffneter Tür, in aufgeräumtester Stimmung, unter Späßen, von seinem getreuen Bulke das Frühstück teils einflößen, teils in die Füße zureichen. Seinem Falsett schien die ganze überstandene Not nur mehr eine Kette komischer

Situationen zu sein. Er erörterte unter gepfefferten Flüchen die Wahrscheinlichkeit, nicht pünktlich zum Anfangstermin seines Vertrages in New York zu sein, wodurch ihm mindestens eine Summe von zweihundert englischen Pfund verloren ginge. Dazu verwünschte er auf gut Englisch die ganze Hansa, besonders aber die „Hamburg", den schäbigen Heringsdampfer, der höchstens seine zehn Knoten liefe.

Den Künstler Jakob Fleischmann aus Fürth hatten vierzehn Stunden ruhigen Schlafs zur Besinnung gebracht. Er bestellte von seinem Bett aus Eßbares, kommandierte und ließ den Steward springen. Er sprach sehr laut, und man hörte ihn immer wieder versichern, daß der Verlust seiner Ölbilder, Zeichnungen und Radierungen, die er in New York hätte an den Mann bringen wollen, zwar unersetzlich, daß aber unbedingt die Dampferkompanie dafür haftbar sei.

Rosa, das Dienstmädchen, nahm mit verweinten Augen, aber doch auch eifrig und glücklich, Kaffee, Zucker und Brot vom Tisch und brachte es ihrer Herrin in die Kabine. Es war erstaunlich, bis zu welchem Grade die Tote sich wieder erholt hatte. Als Friedrich nach dem Frühstück seine Visite bei der Dame machte, hatte sie nur einen dunklen Begriff davon, was mit ihr geschehen war. Sie sagte, sie habe herrlich geträumt, und als sie bemerkte, sie solle geweckt werden, habe sie ein Bedauern gefühlt.

Gegen zehn Uhr früh erschien Kapitän Butor in der Kajüte, fragte die Herren, wie sie geschlafen hätten, drückte ihnen beiden die Hand und erzählte, man habe die ganze Nacht auf der Brücke nach etwa weiter Geretteten Auslug gehalten. Da der Wind noch immer nordwestlich sei, wäre damit zu rechnen, daß man sich dem Kurs des Wracks, sofern es noch über Wasser sei, annähere. „Um ein Uhr nachts sichteten wir tatsächlich ein treibendes Wrack," sagte er, „aber wir konnten feststellen, daß es von Menschen verlassen, älterer Herkunft und überhaupt kein Dampfer, sondern ein Segler war." — „Vielleicht war es der Mörder des ‚Roland'," sagte Wilhelm.

Der Kapitän bat in der Folge Doktor Wilhelm und Friedrich ins Kartenhaus, wo die gerettete Mannschaft des „Roland“ bereits auf ihn wartete. Es kam darauf an, die Unterlagen für den knappen Seemannsbericht zu erhalten, den er der Agentur seiner Reederei in New York über die Aufnahme der Schiffbrüchigen und alle näheren Umstände zu erstatten hatte. Mit Feder und sonstigem Schreibzeug ward eine Art Verhör gehalten, wobei etwas wesentlich Neues über die Riesenkatastrophe nicht zutage kam.

Pander, der Schiffsjunge, zeigte den mit Bleistift geschriebenen Zettel, den Kapitän von Kessel ihm, zur Besorgung an seine Schwestern, gegeben hatte. Man betrachtete ihn und die wenigen Worte darauf mit Ergriffenheit. Bei dieser Gelegenheit ergab sich, wie sehr die Herzen und Nerven, sogar der Seeleute, durch den schrecklichen Vorgang gelitten hatten. Nicht nur Pander, sondern ebenso die Matrosen brachen bei Erwähnung dieses und jenes Menschen oder Umstandes in hysterische Tränen aus.

Nach Beendigung des Verhörs fühlte Friedrich das starke Bedürfnis, allein zu sein. Sonderbar: noch gestern abend hätte er zu lachen vermocht, heute hatte er ein Gefühl, als sei der Ernst seines Wesens zu Erz geworden und habe sich, nicht wie eine eiserne Maske, nicht wie ein bleierner Mantel, sondern viel eher ähnlich einem schweren metallenen Sarkophag um sein Wesen gelegt.

Friedrich spürte, das Ereignis hatte ihm eine finstere Erbschaft zurückgelassen. Es war ein schwarz zusammengezogener Ballen Gewölks, der drohend und brütend im Raum seiner Seele herumirrte. Friedrich mußte mit Willenskraft jedesmal ein Zittern bekämpfen, wenn etwas, einem Blitze ähnlich, aus diesem Gewölke brach und das ganze überstandene Schrecknis, wie etwas noch Gegenwärtiges aufhellte.

Warum hatten die Mächte ihm den jüngsten Tag nicht etwa als Vision, sondern wirklich gezeigt und hatten die unerhörte Parteilichkeit gehabt, mit den wenigen auch ihn

dem Verderben entrinnen zu laſſen? War er, die winzige Ameiſe, die ſo gigantiſche Schrecken aufzufaſſen imſtande war, wichtig genug, um eine Führung für ſich beſonders, eine höhere Abſicht im Guten oder im Böſen, anzunehmen? Hatte er ſich vergangen? War er ſtrafwürdig? Aber dazu war dieſes Ereignis des Maſſenmordes zu entſetzlich, zu rieſenhaft! es war lächerlich, ihm etwas wie eine pädagogiſche Abſicht in bezug auf ein winziges Menſchendaſein unterzuſchieben. Fühlte Friedrich doch auch, wie von dem großen Allgemeinen des Ereigniſſes alles Perſönliche faſt verdrängt worden war. Nein! in dieſem Geſchehnis waren, ausgenommen der furchtbar betroffene Menſch, nur blind zerſtörende, taube und ſtumme Mächte am Werk.

Trotz alledem hatte Friedrich der Urtragik des Menſchengeſchlechts, der unabirrbaren Grauſamkeit der Mächte und dem Tode ins Auge geſehen. Wenn auch ohne beſondere, höhere Fügung und Beſtimmung, war er doch einer Erkenntnis teilhaft geworden, die etwas in ſeinem Weſen zur Härte des härteſten Felſens erſtarren ließ. Wo lag der Sinn eines ſolchen Vorgangs, wenn die ewige Güte ihn angeordnet hatte, und wo lag ihre Allmacht, wenn ſie ihn zu hindern nicht fähig war?

So langſam auf dem „Roland" die Zeit vorübergegangen war, ſo überraſchend ſchnell hatte der Zeiger der Uhr auf der „Hamburg" zweimal zwölf Stunden zurückgelegt. Während dieſer Zeit waren die beiden Damen zu Bett geblieben, obgleich das Wetter friſch und gleichmäßig war und den Aufenthalt an Deck ermöglichte. Die Folgen der Kataſtrophe zeigten ſich bei Frau Liebling in Perioden ſtarker Erregung und heftigen Herzklopfens, die von Angſtzuſtänden begleitet waren, bei Ingigerd Hahlſtröm in einer geſunden Schlafſucht, die den Gebrauch von Morphium, das man bei Frau Liebling anwandte, erübrigte. Beide geretteten Damen waren fieberlos. Dagegen hatte ſich bei dem Matroſen, deſſen

Füße erfroren waren, Fieber eingestellt; auch war es den Ärzten nicht gelungen, die hohe Körpertemperatur bei dem Weibe aus dem Zwischendeck erheblich unter vierzig Grade herabzudrücken.

Sooft Friedrich bei der armen Schiffbrüchigen seinen Krankenbesuch machte, fühlte er sich versucht, ihr das Erwachen für immer zu ersparen. In den ersten Stunden hatten sich ihre Fieberphantasien mit dem Schiffsuntergang, ihrem Mann, ihrer Schwester und ihren Kindern beschäftigt. Endlich schien sie selbst zum Kinde geworden zu sein und im Elternhause Tage der Jugend zu durchleben: Schwalbennester, eine Kuh, eine Ziege, eine Wiese mit eingekapptem Heu, auf das es nicht regnen sollte, waren wichtige Dinge darin.

Artur Stoß, von seinem getreuen Bulke transportiert, und der Maler Fleischmann liefen bereits in bester Verfassung auf Deck herum oder lagen in den auch hier vorhandenen Deckstühlen. Die Ärzte, die auch an dem Monstrum noch Kleinigkeiten zu pflastern und zu massieren hatten, krähte der Artist in aufgeräumtester Stimmung an: „Ich sag' es ja immer, Unkraut verdirbt nicht, meine Herren! Durchgegerbtes Leder kann selbst Seewasser nicht angreifen. Ich bin ebensogut wie jede Ameise, die acht Tage, ohne draufzugehen, unter Wasser zubringen kann."

Ella Liebling war, dank der unermüdlichen Sorgfalt Rosas, mit einem starken Schnupfen davongekommen. Ihre Kleider waren getrocknet worden, und das kleine Mädchen stieg, kokett und niedlich anzusehen, unter Aufsicht aller in allen Winkeln der „Hamburg" herum. Ihr Freipaß gestattete ihr nach Belieben zu Kapitän Butor auf die Kommandobrücke, mit den Maschinisten in die Maschine, ja bis in den Tunnel der dicken Schraubenwelle hinabzuklettern. Sie war der Verzug von jedermann. Natürlich, daß bald jedermann über Lebenslage und Lebensweise der Frau Mama Bescheid wußte.

Es war ein Fest für die gesamte kleine Schiffsfamilie, als man Ingigerd, nachdem sie lange Bettruhe genossen hatte, in Friedrichs geretteten Mantel gewickelt, an Deck brachte. Das süße, blonde Geschöpf, das seinen Vater verloren hatte, wurde von allen Männern an Bord mit demselben männlichen Mitleid betrachtet. Der brave Schiffsjunge Pander war zu ihrem Schatten geworden. Aus einer Kieler-Sprottenkiste hatte er für sie eine Fußbank konstruiert, und während sie dasaß und mit Friedrichen sprach, stand er entfernt, aber nahe genug, um ihre Befehle entgegenzunehmen. Auch Flitte, Matrose und Heilgehilfe, lief mit besonderem Eifer hin und her, um kleine Obliegenheiten der Pflege des Mädchens nicht zu versäumen.

Überhaupt war der Ruf nach Flitte derjenige, der am meisten gehört wurde. Der kleine, untersetzte Mensch aus der Mark, den Abenteurerlust aus einem Barbier und Heilgehilfen zum Matrosen gemacht hatte, erlebte inmitten seiner Schiffsfamilie unerwartet einen Triumph seiner Persönlichkeit. Bald rief Frau Liebling, bald Ingigerd, bald der Matrose mit den erfrorenen Füßen, bald Fleischmann, bald Stoß, bald sogar Bulke und Rosa nach ihm, Rosa, die sich mehrere Stunden am Tag in der schmalen Küche des alten und pfiffigen Schiffskochs nützlich machte. Auch die Ärzte hatten natürlich fortwährend mit Flitte zu tun, und es war selbstverständlich, daß er auch in den Augen seines vergötterten Kapitäns, den er im gewöhnlichen Leben der Dinge zu rasieren hatte, jetzt ein Mann von ganz anderer Bedeutung geworden war.

Es war nicht zu leugnen: die unerwartete Ankunft des kleinen Trupps wunderlicher Passagiere mitten im Ozean hatte eine Erregung, die ebenso ernst als festlich war, bei Kapitän und Besatzung des kleinen Frachtdampfers hervorgerufen. Die Ärzte mußten sich immer wieder vom Kapitän, vom Bootsmann, vom ersten Steuermann, vom Schiffskoch, vom sächsischen Maschinisten Wendler die Geschichte ihrer

eigenen Sichtung und Bergung wie ein fremdes Ereignis vortragen lassen. An der Erregung, mit der es geschah, erkannten sie, wie es auch diesen Seebären ein unerhörtes Ereignis bedeutete. Keiner von ihnen hatte, solange er auf See war, eine solche Beute herausgefischt.

Ingigerd lag auf ihrem bequemen Deckstuhl ausgestreckt, und Friedrich hatte sich auf einem Feldstühlchen ihr gegenüber niedergelassen. Kollege Wilhelm und infolge seines Einflusses alle, die auf der „Hamburg" vereinigt waren, sahen Friedrich als den romantischen Retter und Verehrer der Kleinen an. Jedermann war sich mit Respekt und Interesse bewußt, der Entwicklung eines gleichsam vom Himmel selber sanktionierten Romanes beizuwohnen. Ingigerd war Friedrichen gegenüber von einer schweigenden Fügsamkeit, als ob sie, ein gehorsames Mündel, in ihm den natürlichen Vormund sähe.

Das Wetter war frisch und bei mäßigem Seegang vollkommen klar geworden. Plötzlich, nach längerem Schweigen, das Friedrich ihr auferlegt hatte, fragte ihn Ingigerd: „Sind wir eigentlich wirklich bloß durch Zufall auf dem ‚Roland' zusammengekommen?" Friedrich wich aus, indem er zur Antwort gab: „Es gibt keinen Zufall, oder alles ist Zufall, Ingigerd!" Damit war sie indessen nicht zufrieden. Sie ließ nicht nach, ehe sie über die Gründe und Umstände, die Friedrichen noch vor Southampton auf den „Roland" geführt hatten, im klaren war. Da schloß sie: „Also hätte ja wenig gefehlt, und Sie wären präzis um meinetwillen zugrunde gegangen. Nun sind Sie dafür mein Retter geworden." Mit diesem kurzen Hin und Her des Gesprächs ward das Band zwischen beiden fester gezogen.

Ausgenommen bei Friedrich und Ingigerd nahm das Bewußtsein des neugeschenkten Daseins in den Geretteten, auch nach außen, übermütige Formen an. Nicht viel mehr als zweimal vierundzwanzig Stunden lagen zwischen jetzt

und dem Schiffsuntergang, und die heiterſte, unbefangenſte Luſtigkeit brach vielfach bei eben den gleichen Menſchen aus, die alle brutalen Schrecken dieſes Vorgangs durchlebt hatten. Artur Stoß hatte in ſeinem ganzen Leben wohl kaum jemals ein Publikum, ſo wie jetzt den Kapitän, den erſten Steuermann, den Bootsmann, den Obermaſchiniſten Wendler, den Schiffskoch, den Maler Fleiſchmann, Doktor Wilhelm, ja ſelbſt Frau Liebling zum Lachen gebracht.

Was den Maler Fleiſchmann betraf, ſo tat er das Gleiche unfreiwillig und unbewußt, was der Artiſt aus guter Laune und Abſicht beſorgte: konnte doch nichts unterhaltlicher ſein, als wenn der ſchwarzgelockte Menſch, der ſeine ſchwarze Samtjacke und eine ebenſolche Hoſe, durchtränkt von Seewaſſer, gerettet hatte, bei ſeinen maleriſchen Theorien auf ſeinen eingebüßten Bilderſchatz zu exemplifizieren begann. Immer wieder machte ſich Stoß den Spaß, das knotige Urgenie zur Schilderung ſeiner Gemälde zu veranlaſſen, deren Verluſt, nach Fleiſchmanns Anſicht, bei der ganzen Kataſtrophe des „Roland“ der ſchwerſte war. Oder Doktor Wilhelm, wenn Ingigerd nicht zugegen war, brachte den Maler auf die näheren Umſtände ſeiner Errettung. Dieſe nämlich ſtellten ſich im Haupte des Künſtlers auf eine ihn ſelber im höchſten Grade glorifizierende Art und Weiſe dar, und alle vorwiegend kläglichen Zwiſchenfälle, die ihn betroffen hatten, waren ihm gänzlich abhanden gekommen.

Allgemein bekannt auf dem Schiffe, wie der jeweilen erreichte Kurs eines Staats- oder Induſtriepapiers, war die letzte Summe, womit Fleiſchmann ſeinen Verluſt an Bildern und ſeine Anſprüche an die Schiffsgeſellſchaft bewertete. Sie waren in zwei und einem halben Tag von dreitauſend Mark auf mindeſtens fünfundzwanzigtauſend Mark hinaufgeſchnellt. Und vorläufig war nicht abzuſehen, welche Höhe ſie noch erreichen konnten.

Fleiſchmann hatte ſich auf der „Hamburg“ Konzeptpapier und Bleiſtift zu verſchaffen gewußt und war ſeitdem uner-

müdlich beſchäftigt, jedermann auf dem Schiffe zu karikieren. So kam es, daß er jetzt, da Friedrich und Ingigerd keines weiteren Menſchen bedurften, zuweilen der ungebetene Dritte war. Friedrich geriet dann in üble Laune. „Ich wundere mich," ſagte er einmal, nicht gerade liebenswürdig, zu ihm, „Sie nach einem ſo ernſten Ereignis ſchon wieder zu ſolchen Späßen fähig zu ſehen." — „Starker Charakter!" ſagte Fleiſchmann lakoniſch. „Glauben Sie nicht," fuhr Friedrich fort, „Fräulein Hahlſtröm könnte ſich durch Ihr ſtändiges Anblicken geniert fühlen?" — „Nein," ſagte Fleiſchmann, „das glaube ich nicht!" Ingigerd aber nahm ſeine Partei und erhöhte damit Friedrichs Unbehagen.

Man hatte Frau Liebling den Tod des kleinen Siegfried bis jetzt noch nicht mitgeteilt. Nun war Verdacht in ihr aufgeſtiegen, da ſie nur immer die kleine Ella zu ſehen bekam. Flitte und Roſa, von ihr gebeten, Siegfried herbeizuholen, waren ohne ihn wiedergekehrt und hatten ſich ſchließlich durch die erregte und beängſtigte Frau die Erklärung, der Knabe ſei krank, abpreſſen laſſen. „Was fehlt meinem ſüßen armen Siegfried?" rief ſie Friedrich entgegen, als er in ihre Kabine kam. Gleich darauf fiel ſie, die Hände vor beide Augen gedrückt, in die Kiſſen zurück und ſagte: „O Gott, o Gott, es iſt ja nicht möglich! —" Und dann, ohne abzuwarten, was Friedrich vorbrachte, weinte ſie ſtill und ehrlich in ſich hinein.

Am folgenden Tage, gegen die Mittagszeit, wurde ſie von Doktor Wilhelm und Friedrich an Deck geführt. Auf alle, die ſie nicht wiedergeſehen hatten, ſeit ſie als Leichnam aus dem Boot an Bord geſchleppt worden war, machte das Erſcheinen der wieder lebendig gewordenen Frau einen grauenerregenden Eindruck. Die Matroſen richteten ſcheue Blicke auf ſie, und während jeder von ihnen ſich beeiferte, Ingigerd Hahlſtröm die Wünſche von den Augen zu leſen,

hielten sie sich von Frau Liebling fern, als ob sie noch immer zweifelten, es mit einem natürlichen Menschen zu tun zu haben. Warum sollte nicht, wenn das Meer, wenn das Grab seine Toten wiedergab, auch der kleine Siegfried aus seiner Totenkammer wieder hervorgehen?

Als man die schöne, blutlose Dame, mit einem Mantel des Kapitäns und Wolldecken wohlverwahrt in eine bequeme Lage gebracht hatte, blickte sie lange stumm in die Weite der ruhigen See hinaus. Dann sagte sie plötzlich zu Friedrich, dessen Gesellschaft sie gewünscht hatte: „Sonderbar, es ist mir nicht anders zumute, als hätte ich einen fürchterlichen Traum gehabt! Aber eben nur einen Traum, das ist das Seltsame! Und wenn ich mir noch soviel Mühe gebe, so kann ich mich nicht überzeugen, außer wenn ich an Siegfried denke, daß der Traum etwas wirklich Erlebtes widerspiegelt."

„Wir dürfen nicht grübeln," sagte Friedrich.

„Gewiß," fuhr sie, ohne ihn anzusehen, fort, „gewiß, ich habe nicht immer recht gehandelt. Ich denke an Strafe! Habe ich aber Strafe verdient, so hat sie doch Siegfried nicht verdient. Und warum bin ich entlassen worden?" Sie schwieg und kam dann auf dies und das aus ihrer Vergangenheit: Kämpfe mit ihrem Mann, mit dem sie in der üblichen Art und Weise verkuppelt worden war, und der sie zuerst betrogen hatte. Sie sagte, sie sei eine Künstlernatur, und der alte Rubinstein, dem sie, elf Jahre alt, vorgespielt, habe ihr eine große Zukunft vorausgesagt. Sie schloß: „Von Küche und Kindern verstehe ich nichts. Ich war immer schrecklich nervös, aber ich werde doch wohl meine Kinder liebhaben! Hätte ich sie wohl sonst meinem von mir geschiedenen Manne abgetrotzt?"

Friedrich machte tröstliche Redensarten, worunter auch hie und da etwas minder oberflächlich Gedachtes zutage kam: so, was er von Sterben und Auferstehen und von der großen Sühne sagte, die jede Art Tod, ja sogar der bloße Schlaf einschließe. „Wenn Sie ein Mann wären, gnädige Frau," sagte

er, „so würde ich Ihnen Goethe empfehlen. Ich würde sagen, lesen Sie recht oft den Beginn des zweiten Teiles ‚Faust‘:

Kleiner Elfen Geistergröße
eilet, wo sie helfen kann.

Oder:

Besänftiget des Herzens grimmen Strauß,
entfernt des Vorwurfs glühend bittere Pfeile,
sein Inneres reinigt vom erlebten Graus.

Und so weiter. Bei alledem, was wir erlebt haben, spüren Sie nicht ein Gefühl der Entsühnung, der Reinigung?“ — „Mir ist,“ sagte die Wiederauferstandene, „als ob mein früheres Leben in einer unendlichen Ferne läge. Ein unübersteiglicher Gebirgszug liegt seit dem Ereignis vor meiner Vergangenheit!“ Sie endete: „Gehen Sie, Doktor, Sie langweilen sich! Sie sollen bei mir nicht Ihre kostbare Zeit unnütz vertun.“

Aber Friedrich unterhielt sich eigentlich lieber mit Frau Liebling als mit Ingigerd. Wenn er sich langweilte, so geschah es viel eher bei der Kleinen als hier. „O bitte,“ sagte er deshalb, „nur keine Sorge.“ —

„Meine Mutter stellte mir vor,“ fuhr Frau Liebling fort, „es sei unrecht, die Kinder mit über See zu nehmen. Hätte ich ihr gefolgt, Siegfried wäre heut noch am Leben. Sie kann mir mit Recht einen Vorwurf machen! Und wie soll ich schließlich, nach diesem furchtbaren Fall, auch vor Siegfrieds Vater stehn! Auch er tat, was er konnte, durch Briefe, durch Freunde, auch durch Anwälte, um die Kinder zurückzuhalten.“

Kleine Unstimmigkeiten zwischen Ingigerd und Friedrich abgerechnet, ging es auf der „Hamburg“, bei gleichmäßig schönem Wetter, gutgelaunt und lebhaft zu. Die Stätte des Schreckens lag bereits sechs-, sieben-, achthundert Meilen zurück im Ozean, und man wurde mit jeder Minute tiefer ins neugeschenkte Leben hineingetragen. Die Südfrucht-

ladung im Raum des Schiffs gab Gelegenheit, die Damen immer aufs reichlichſte zu verſorgen. Nicht ſelten wurde, zur Beluſtigung Ingigerds, von den Herren mit großen Orangen Fangball geſpielt. Die See, der Atlantiſche Ozean, ſchien um die „Hamburg“ her ein ganz anderer zu ſein als ſener, der den „Roland“ verſchlungen hatte. Er legte ſich wie ein zweiter, wellenwerfender Himmel unter das Schiff, das er nur gerade wohlig ſchaukelte. Auch der kleine, über der Waſſerlinie ſchwarz-, unter ihr rotgeſtrichene, ſchmuckloſe Kauffahrer war in ſeinem Gange nicht ohne Majeſtät. Mit dem Wunderwerk der Technik, dem „Roland“, verglichen, bedeutete er eine alte, gemütliche Poſtkutſche, die aber zuverläſſig und hurtig ihre zehn Knoten die Stunde lief. Kapitän Butor behauptete allen Ernſtes, die Schiffbrüchigen hätten ihm Glück gebracht. Vom Augenblick ihres Erſcheinens an ſei der alte Ozean ſtill und ſanft wie ein achtzigjähriger engliſcher Pfarrer geworden. „Ja,“ ſagte Stoß, „aber der alte engliſche Pfarrer hat ſich vorher, Teufel nochmal, an einigen Hekatomben von Menſchenfleiſch ſattgefreſſen. Trau, ſchau, wem! wenn er verdaut hat, wird er noch beſſeren Appetit kriegen.“

Allein die Reiſe verlor bis zum Schluß, trotzdem man einen Toten und die ſchwerkranke Frau an Bord hatte, nichts mehr von ihrer Feſtlichkeit. Die Kommandobrücke war freies Gebiet, und man ſah meiſt, ſolange die Sonne ſchien, Ingigerd dort mit Herrn Wendler Schach ſpielen oder zuſchauen, wenn Friedrich dem Obermaſchiniſten Partie auf Partie abgewann. Die geſamte Mannſchaft, nicht am geringſten der Kapitän, empfand, der Beute wegen, die man auf hoher See geborgen hatte, tiefſte Befriedigung. Hätten ſich die Hochgefühle, die in den Menſchenherzen an Bord der wackeren Frachtkutſche „Hamburg“ frei wurden, in Odſtrahlen umgeſetzt, der Dampfer wäre, mitten am Tag von einer beſonderen Gloriole umgeben geweſen.

Man wettete auf die Lotſennummer, kurz ehe der Lotſen-

kutter, mit Nummer fünfundzwanzig im Segeltuch, plötzlich ganz in der Nähe auftauchte. Artur Stoß, der gewonnen hatte, ließ, fast erstickend vor Lachen, ein erhebliches Sümmchen durch Bulke einstreichen. Der enge Zusammenschluß mit den Reisegefährten machte Friedrichen innerlich ungeduldig. Er hatte noch nicht, wie sie, das alte Verhältnis zum Leben wiedererlangt. Eine gewisse Taubheit der Seele beherrschte ihn. Die Empfindung für seine Vergangenheit, die Empfindung für seine Zukunft, ja, seine Leidenschaft für Ingigerd, waren ihm abhanden gekommen. Es war, als ob ein Riß in der Stunde der Schrecken alle Verbindungsfäden zu Ereignissen, Menschen und Dingen seines bisherigen Lebens getrennt hätte. Er spürte, sooft er Ingigerd ansah, eine dumpfe Verantwortung. In diesen ersten Tagen schien es beinahe, als wenn das vorwiegend ernst und weich gestimmte Mädchen auf eine Erklärung seiner Neigung gewartet hätte. Sie sagte einmal: „Ihr wollt alle nur euer Vergnügen, aber keiner will etwas ernsthaft von mir.“ Friedrich verstand sich selber nicht. Hahlström war dahin, Achleitner hatte seine hündische Liebe büßen müssen, und das Mädchen, in einem gewissen Sinne durchgeschüttelt und durchgeläutert, war, wie Friedrich jetzt Grund zu glauben hatte, Wachs in seiner Hand. Oft traf er ihr Auge, wenn es ihn lange nachdenklich-ernst betrachtet hatte. Dann kam sich Friedrich recht kläglich vor, denn er mußte sich eingestehen, daß er, der sie einst mit dem ganzen Reichtum einer leidenschaftlich liebenden Seele hatte überschütten wollen, mit leeren Händen vor ihr stand. Er sollte reden, die Schleusen aufziehen, hinter denen die Fluten seiner leidenschaftlichen Liebe sich doch gestaut haben mußten, und blieb in tiefer Beschämung stumm, weil er wußte, daß vorläufig alles Wasser versiegt, alle Quellen vertrocknet waren.

Es war gegen zehn Uhr früh, am sechsten Februar, als Kapitän Butor an der kleinen, zwischen den Krimstechern sitzenden, mit den schlanken Beinchen lustig baumeln-

den Ella Liebling vorüber, durch das Glas Land ſichtete. Es war ein erſchütternder Augenblick, als die Nachricht davon zu den Paſſagieren drang. Der Steward, der ſie in Friedrichs Kabine rief und im nächſten Augenblick wieder verſchwand, ahnte nicht, wie ſehr ſein kurzer Zuruf „Land“! den Fremden getroffen hatte. Friedrich ſchloß die Kabine und wurde von einem gewaltſam tonlos gemachten, hohlen und tiefen Schluchzen geſchüttelt. So iſt das Leben, drang es ihm durch das Herz: wurde nicht eben erſt in finſterer, troſtloſer Nacht das Wort „Gefahr!“ in meine Kabine, wie das Todesurteil in die Zelle eines armen Sünders hineingerufen? Und nun die Schalmei in das Schüttern des noch nicht verrollten Donnerſchlags. Und jetzt erſt, im Weinen, und nachdem er ſich ausgeweint hatte, ſpürte Friedrich ein Schaudern, als ob ſich das Leben im Triumph wieder annähere. Ihn packte ein Rauſch, als ob eine ungeheure Armee mit klingendem Spiel von ferne her anrücke: eine Armee von Brüdern, bei denen er wieder daheim und ſicher war. Nie hatte er das Leben ſo angeſehen! Nie war es ihm ſo entgegengeflutet. Man muß ſehr tief in Verwirrung und Finſternis verſtoßen werden, um zu wiſſen, daß in allen Himmeln keine ſchönere Sonne als unſre vorhanden iſt.

Auch die übrigen Schiffbrüchigen und Geretteten wurden, jeder auf ſeine Weiſe, von dem Rufe „Land!“ in Erregung verſetzt. Man hörte Frau Liebling in der nahen Kabine nach Roſa und Flitte rufen. „Per bacco, mein alter Schlingel,“ ſagte Stoß zu ſeinem getreuen Bulke laut — „per bacco, wir werden alſo doch nochmal wieder Land unter die Pfoten kriegen.“ Doktor Wilhelm guckte zu Friedrich herein: „gratulor, Kollege von Kammacher,“ ſagte er. „Das Land des Kolumbus iſt geſichtet. Wir haben den Vorteil, keine Koffer packen zu müſſen.“ Hinter Doktor Wilhelm blickte plötzlich der dicke Obermaſchiniſt Wendler herein. Er war etwas komiſch anzuſehen. Er ſagte: „Doktor, Sie müſſen gleich an Deck kommen. Ihr Schützling löſt ſich in Tränen auf.“

Natürlich betraf dies Ingigerd. Sie weinte, als Friedrich bei ihr erschien und seine Tröstungen wollten nicht fruchten. Er hatte das Mädchen bisher niemals weinen gesehen. Ihr Zustand, der jenem so ähnlich war, den er kaum überwunden hatte, erregte ihm Mitleid und Sympathie. Aber auch jetzt blieben Mitleid und Sympathie mehr väterlich. Sie sagte plötzlich: „Ich bin nicht schuld, daß mein Vater zugrunde gegangen ist! nicht einmal für Achleitner bin ich verantwortlich, ich habe ihm von der Reise im Guten und Bösen abgeraten."

Friedrich streichelte Ingigerd.

Der Kurs der „Hamburg" ließ mehr und mehr die gewaltige Ozeaneinsamkeit hinter sich. Man sah nicht mehr nur dieses und jenes Schiff, das dem Hafen zustrebte, sondern allbereits war die Wasserfläche von einer großen Anzahl kommender und gehender Dampfer und Segler belebt, wodurch sich die Nähe des großen Hafens ankündigte. Schon sah man den Leuchtturm von Sandy-Hook. Obgleich nun Ingigerd und Friedrich das innere Schwingen ihrer durch und durch erschütterten Seelen nicht zur Ruhe bringen konnten, wurden sie doch von den wechselnden Bildern der Einfahrt angezogen. Staunen folgte auf Staunen, und fast von Sekunde zu Sekunde beherrschte sie eine neue Form der Ergriffenheit.

Mit klingendem Spiel kam ein White-Star-Dampfer langsam vorbeigezogen. Er trat soeben die von der „Hamburg" beinahe vollendete Reise aufs neue an. Auf den Decks des majestätischen Schiffs wimmelten Passagiere wie Ameisen. Ihre Stimmung schien heiter bewegt und festlich zu sein. Was wußten sie jetzt von dem, was möglicherweise ihrer wartete? Und wenn sie auf die kleine „Hamburg", mit den wenigen Passagieren an Deck, herabsahen, so kam ihnen auch nicht die leise Ahnung von der Größe und Furchtbarkeit des Ereignisses, das diese wenigen Menschlein als einzige Zeugen entlassen hatte.

Was bei dieser Einfahrt an Sandy-Hook vorüber, durch die Lower-Bay auf die Engen zu, die Erregung und Bewegung der Nerven, wie von Feuer und Tränen, nicht zur Ruhe kommen ließ, das war zugleich Abschied von Heimat und Meeresgefahr und Wiedersehen! Das Wiedersehen des festen Landes und der gesicherten menschlichen Zivilisation. Dies war der Mutterschoß, dem man entsprossen und in dem man bis zur Zeit der geistigen Lebensreife gewachsen war. So erlebte man eine Art Heimkehr, aber doch mit dem eigentümlichen Nebengefühl, als käme man auf einem fremden Planeten an. Da draußen im Meer und über dem Meer webte das Grauen der Einsamkeiten, darin der Mensch, der alles sieht, ein Ungekannter, Ungesehener, von Gott und Welt Vergessener bleibt. Das Mörderische in diesen Zwischenreichen ist es, was der Mensch in seinen erwärmten, wimmelnden und raspelnden Ameisenhaufen, um glücklich zu sein, vergessen muß: der Mensch, dieses insektenhafte Gebilde, dessen Sinnesapparat und dessen Geist ihn gerade nur zur Erkenntnis seiner ungeheuren Verlassenheit im Weltall befähigt.

Segler kreuzten, Dampfer tuteten. Scharen von Möwen fischten oder warfen sich da- und dorthin durch die frische, bewegte Luft. Ein zweiter großer atlantischer Dampfer näherte sich bei Norton-Point, der Hamburg-Amerika-Linie angehörend. Das Riesengebäude wurde wie durch eine geheime Kraft ruhig und sicher vorwärtsgeschoben. Deutlich vernahm man das Gong, das die Passagiere von den Promenadendecks zur Tafel rief.

„Jetzt," sagte Friedrich, indem er die Uhr aus der Tasche zog, „ist es in Europa eine Viertelstunde vor sechs, und herrscht noch nächtige Finsternis."

Kapitän Butor hatte mit der Quarantänestation Flaggensignale gewechselt, die „Hamburg" stoppte, und die Sanitätskommission erschien an Bord. Nach längeren Unterhandlungen und genauer Information durch die Ärzte, wurden

die kranke Frau und, mit Bewilligung von Frau Liebling, die Leiche des kleinen Siegfried von Bord gebracht. Friedrich ſorgte dafür, daß Frau Liebling in ihrer Kabine blieb, und ein allzu ſchmerzlicher Auftritt vermieden wurde. Dann ging die wackere „Hamburg" mit Volldampf durch die Narrows in die herrliche Upper-Bay hinein.

Die Statue der Freiheit, das Geſchenk der franzöſiſchen Nation, wird noch immer von den Reiſenden, lange bevor ſie auftaucht, mit bewaffnetem Auge geſucht. Auch Friedrich huldigte ihr in Gedanken, als er ſie mitten im Waſſer auf einer ſternförmigen Baſis aufragen ſah. Sie erſchien hier nicht gerade rieſenhaft, aber ſie gab ihm doch einen ſchönen Klang, mehr der Zukunft, als der Gegenwart, einen Klang, der ſogar ſein Herz berührte und ſelbſt in der wunderlichen Verfaſſung, in der er war, ihm die Bruſt weitete. Die Freiheit! mochte das Wort gemißbraucht ſein, es hatte von ſeinem Zauber und von ſeiner Zukunft nichts eingebüßt.

Und jetzt plötzlich ſchien Friedrichen die Welt verrückt geworden. Der engere Hafen, von babyloniſchen Wolkenkratzern umgeben, mit ſeinen zahlloſen, damals noch höchſt grotesken, rieſig getürmten Fährbooten, kam heran, ein Anblick, deſſen ungeheure Phantaſtik vielleicht lächerlich ſein würde, wenn ſie nicht wahrhaft gigantiſch wäre. In dieſem Krater des Lebens bellt, heult, kreiſcht, brummt, donnert, rauſcht, ſummt und wimmelt die Ziviliſation. Hier iſt eine Termitenſiedlung, deren Tätigkeit verblüffend, verwirrend und betäubend iſt. Es ſchien unbegreiflich, daß in dieſem unentwirrbaren, toſenden Chaos eine Minute ohne Zuſammenſtoß, ohne Einſturz, ohne Mord und Totſchlag vorübergehen konnte. Wie war es möglich, in dieſem Kreiſchen, Hämmern, Schmettern auf Metallplatten und ſonſtigen tollen Wirrwarr ruhig eigenen Zielen, eigenen Geſchäften erfolgreich nachzugehn?

Die unfreiwilligen Paſſagiere der „Hamburg" waren

in dieſen letzten Minuten ihres Zuſammenſeins ein Herz und eine Seele geworden. Friedrich hatte bei der Schiffskataſtrophe ſeine Barſchaft nicht eingebüßt und Ingigerd Hahlſtröm bewogen, während der erſten Tage an Land ſeine Dienſte nicht von der Hand zu weiſen. Alle verabredeten außerdem, ſie wollten ſich in New York nicht aus den Augen laſſen. Es iſt natürlich, daß das Abſchiednehmen mit vielen Wünſchen und wirklicher Rührung ſchon ſeit einer Stunde und länger, bevor die „Hamburg" feſtmachte, lebhaft im Gange war.

Dabei übte der dithyrambiſche Lärm der mächtigen Stadt, mit ihren Millionen arbeitender Menſchen, eine Wirkung aus, die erneute und umbildete. Es war wie ein Strudel des Lebens, in den man widerſtandslos hinein mußte. Er duldete keine Grübelei und kein Vertiefen in Vergangenes. Alles darin rief und drängte vorwärts. Hier war Gegenwart, nichts als Gegenwart. Artur Stoß ſchien mit einem Fuß bereits auf der Bühne von Webſter und Forſter zu ſtehen. Es wurde viel über Ingigerds Auftreten hin und her geredet. Sie und Stoß waren von dem gleichen Tage an engagiert, und dieſer Termin war bereits überſchritten. Ingigerd ſagte, ſie könne unmöglich tanzen, mit der Unſicherheit über den Verbleib ihres Vaters in der Bruſt. Dagegen erklärte Artur Stoß, er werde, wenn er zurechtkäme, noch heut abend auf der Bühne ſeine Nummer erledigen. „Ich habe," ſagte er, „bereits zwei Abende mit rund fünfhundert Dollarn pro Abend eingebüßt. Übrigens: ich muß arbeiten! ich muß unter Menſchen!" Und um Ingigerd zu ihrem Vorteile zu beraten, führte er Beiſpiele ſolcher Leute an, die ſich ſelbſt in den ſchwerſten Augenblicken von der Ausübung ihres Berufs nicht hatten zurückhalten laſſen: irgendein Gelehrter hielt ſeine Vorleſung, während ſeine Frau im Sterben lag. Ein Bajazzo, dem die Frau durchgegangen war, trat auf, um dennoch, wenn auch mit blutendem Herzen, Späße zu machen. „Das iſt unſer Beruf," ſagte Stoß. „Und übrigens

nicht allein unſer Beruf, ſondern jedermanns Beruf, gleichviel ob mit Luſt oder Unluſt, mit Qual oder Glück im Innern, ſeine Pflicht zu tun. Jeder Menſch iſt ein tragikomiſcher Gaukler, obgleich er vielleicht nicht ſo wie wir dafür gelten muß. Ich ſehe einen Triumph darin," fuhr er fort, „nach dem, was ich durchgemacht habe, heut abend unter den Blicken von dreitauſend ſenſationslüſternen Zuſchauern, ohne Zittern das Herz aus dem Aß zu ſchießen." Und der Artiſt kam mehr und mehr, aber nicht unſympathiſch und ebenſowenig ohne Geiſt, in ein lebhaftes Renommieren hinein. „Wenn Sie nichts Beſſeres wiſſen, meine Herren," wandte er ſich an die beiden Ärzte, „ſo kommen Sie vielleicht heut abend in Webſters und Forſters Varieté und ſehen mich meine Sprünge machen. Arbeit! Arbeit!" Die Worte galten jetzt Ingigerd. „Ich wünſchte ſehr, Sie entſchlöſſen ſich! Arbeit iſt Medizin! Arbeit iſt alles! Dem Geſchehenen nachtrauern hilft zu nichts. Und außerdem," ſagte er plötzlich ernſt werdend, „vergeſſen Sie nicht, daß unſere Aktien augenblicklich in eine tolle Hauſſe geraten ſind. Artiſten dürfen ſo etwas nicht ausſchlagen. Paſſen Sie auf, wie wir, wenn wir nur den erſten Fuß an Land ſetzen, von Reportern umlagert ſind."

„Wieſo?" fragte Friedrich. Und Stoß fuhr fort: „Glauben Sie etwa, daß wir nicht längſt mit allen Einzelheiten der Rolandkataſtrophe von der Quarantäneſtation aus nach New York ſignaliſiert worden ſind? Sehen Sie mal dieſe rieſigen Wolkenkratzer an, den mit der Glaskuppel uſw.: das iſt die Sun, die World, die New Yorker Staatszeitung. Da werden wir jetzt bereits mit Schnellpreſſen gedruckt und in Millionen von Zeitungsexemplaren breitgetreten. Es gibt die nächſten vier, fünf Tage keinen Mann und keine Frau in New York, die ſich an Berühmtheit mit den Geretteten vom ‚Roland' werden meſſen können."

Unter ſolchen und ähnlichen Ausſprachen hatte ſich die „Hamburg" an den Pier gelegt, und der Abſchied begann nun ernſt zu werden. Da war es tatſächlich höchſt wunderlich

zu bemerken, welche Bewegung dieſe einander im Grunde doch fremden Menſchen ergriff. Frau Liebling weinte, und Friedrich, wie Doktor Wilhelm, mußten ſich ihre Dankesküſſe gefallen laſſen. Roſa küßte Bulke und dann unter wirklichem Heulen immer wieder Doktor Wilhelm und Friedrich die Hand. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch zwiſchen den Damen Zärtlichkeiten gewechſelt wurden. Der Matroſe und Krankenpfleger Flitte wurde belobt, Kapitän Butor und Maſchiniſt Wendler, wie überhaupt die Mannſchaft der „Hamburg", als Biedermänner und Retter geprieſen. Die Matroſen vom „Roland" wurden von den Ärzten und Stoß als „unſere Helden!" tituliert. Ein Wiederſehen wurde verabredet, und Kapitän Butor und Maſchiniſt Wendler, ſowie der rüſtige Maler Fleiſchmann für übermorgen mittag von Doktor Wilhelm in die Hofmann Bar beſtellt, von dort aus wollte man dann gemeinſam bummeln.

Der arme Maler Fleiſchmann war angeſichts dieſer tobſüchtigen Stadt etwas verwirrt und kleinlaut geworden. Er verſtand kein Engliſch, ſeine Barſchaft war klein, ſein Bilderkapital war verloren gegangen. Er verſuchte ſich auf die beſte Manier an ſeine Schickſalsgenoſſen anzuklammern. Man kam überein, ſelbſt der armloſe Stoß gab gute Ratſchläge, ſich für den Künſtler zu intereſſieren. „Sollten Sie Schwierigkeiten bei der Agentur finden," erklärte ihm Stoß, „ſo führe ich Sie bei meinem Freunde, dem Chef der New Yorker Staatszeitung, ein."

Wenige Augenblicke ſpäter ſpürte Friedrich mit einer Art Schwindel den feſten Steingrund des Piers unter ſich. Ingigerd hing an ſeinem Arm, Cheers wurden ausgebracht, Hooray geſchrien, und eine brüllende, ſchreiende, ja tobende Menſchenmenge umdrängte ihn. Plötzlich ſchob ſich ein kleiner Japaner vor, der mehrmals haſtig die Worte ſagte: „How do you do, Herr Doktor? Kennen Sie mich?" Friedrich ſann nach. Er wußte im Augenblick kaum, wer

er ſelber war, während ihm brüllende Hochs dicht in die Ohren gedonnert, und die Hände von allen Seiten geſchüttelt wurden. Freundliche Fäuſte fuchtelten hinter ihm, über ihm und dicht vor ſeiner Naſe herum. „Sie kennen mich nicht, Herr Doktor?“ wiederholte grinſend der Japaner. „Ja, zum Donnerwetter,“ rief Friedrich jetzt, „Sie ſind ja doch Willy Snyders, mein alter Schüler!? Willy! wie kommen denn Sie hierher?“ — Friedrich hatte in Breslau ſtudiert und, da er nicht reich war, ſeinen Wechſel durch eine ſehr gut bezahlte Privatſtunde aufgebeſſert, die ein dortiger Induſtrieller ſeinem deſperaten Sohn geben ließ. Friedrich hatte dann in dem Früchtchen einen ebenſo amüſanten als braven Schlingel gefunden, der ihm bald mit Leib und Seele ergeben war. Dieſen Schlingel, zum jungen Manne herangereift, erkannte er jetzt in dem luſtigen Japaner.

„Wie ich hierher komme? Herr Doktor, das erkläre ich Ihnen nachher,“ ſagte, mit vor Freude des Wiederſehens weitgeöffneten Naſenlöchern, Willy Snyders. „Jetzet möchte ich Sie nur fragen, ob Sie Quartier haben, und ob ich Sie auf Schleichwegen um die verfluchte Reporterbande, frei nach Cooper, herumbringen ſoll. Oder wünſchen Sie interviewed zu werden?“ — „Um keinen Preis der Welt, Willy,“ ſagte Friedrich. — „Dann muß ich ſchon bitten,“ ſchrie Willy, „bleiben Sie mir an den Ferſen. Ich habe für alle Fälle ein Cab engagiert, und wir fahren ſofort zu unſeren Leuten!“ Friedrich ſtellte Ingigerd vor und fuhr dann fort: „Ich habe Pflichten! ich muß erſt dieſe verehrte junge Dame in einem guten Hotel in Sicherheit bringen. Und übrigens kann ich ſie auch dann überhaupt nicht allein laſſen.“ Willy Snyders begriff ſofort. Das änderte ſeinen Vorſchlag nicht, er erneute ihn jetzt noch dringlicher. „Nämlich,“ ſagte er, „die junge Dame wohnt in unſerem Privathaus bei weitem angenehmer und ſicherer. Die einzige Frage iſt, ob ſie italieniſche Küche verträgt.“ — „Lieber Willy,“ antwortete Friedrich, der Ingigerds Bereitwilligkeit erkannt hatte, „in Ihren Macca-

roni ſehe ich keine Schwierigkeit, alſo will ich, wie Sie vor Jahren meiner Leitung, mich zur Abwechſlung heute mal Ihrer bewährten Leitung anvertrauen." — „Allright! alſo vorwärts!" gab Willy zurück, und man ſah ihm die Freude darüber an, daß er einen ſo guten Fang getan hatte. Sie ſahen noch, wie Stoß einem Kreis von Reportern, mit den Mundbewegungen eines Zahnbrechers Vortrag hielt, und wollten eben nach einem fluchtartigen Lauf durch die Menge das Cab beſteigen, als ein atemlos keuchender Herr mit einem „Entſchuldigen Sie, habe ich wohl die Ehre," vor Ingigerd Hahlſtröm ſtand. „Ich bin von Webſter und Forſter entſendet," ſagte der trotz des windigen Tages ſtark ſchwitzende ältere Mann, indem er den Hut in der Hand mit dem Taſchentuch auswiſchte. „Ich bin beauftragt, ich bin beauftragt! Ich bin mit einem Wagen hier! Ich habe einen Wagen hier..." Er ſchwieg, zu erſchöpft, um weiterzuſprechen. —

Friedrich ſagte: „Die Dame kann heute unmöglich auftreten!" — „Oh, keineswegs, die Dame ſieht doch ſehr wohl aus, mein Herr!" — „Erlauben Sie mal!" Friedrich wollte grob werden. Der Agent von Webſter und Forſter hatte ſeinen Hut auf die Glatze geſetzt: „Es wäre ein unerhörter Fehler, ein nicht gutzumachender, großer Fehler, wenn die Dame nicht auftreten wollte. Ich bin beauftragt, der Dame mit Geld und allem Nötigen zur Verfügung zu ſtehn. Dort iſt mein Wagen. Im Aſtor-Hotel ſind Zimmer beſtellt." Friedrich wurde heftig: „Ich bin Arzt, und ich ſage Ihnen als Arzt, daß die Dame heute und in den nächſten Tagen nicht auftreten kann!" — „Werden Sie der Dame die Gage erſetzen?" — „Was ich in dieſer Beziehung tun werde, iſt weder Webſters und Forſters, noch Ihre Sache!" Mit dieſen Worten glaubte Friedrich befreit zu ſein.

Aber der Agent wurde anzüglich: „Wer ſind Sie, mein Herr? Ich habe ausſchließlich mit dieſer Dame zu tun! Sie ſind nicht berechtigt, ſich einzumiſchen." Ingigerd meinte: ſie glaube, ſie könne nicht auftreten. „Das gibt ſich ſofort,

wenn Sie auf der Bühne ſind. Die Frau meines Chefs hat mir übrigens einen Brief an Sie mitgegeben: ihr Mädchen iſt im Hotel und hat alles Nötige mitgebracht. Sie ſteht in allem zu Ihrer Verfügung."

„Unſere Petronilla iſt auch eine ganz famoſe Perſon," rief Willy Snyders dazwiſchen. „Wenn Sie ihr ſagen, was Sie brauchen, gnädiges Fräulein, ſo iſt es in fünf Minuten herbeigeſchafft!" Und er beförderte Ingigerd mit der Dringlichkeit eines Mädchenräubers in die Kaleſche. „Dann," ſagte der Abgeſandte von Webſter und Forſter mit Willenskraft, „mache ich Sie auf die Folge eines Kontraktbruches aufmerkſam und muß Sie abſolut dringend um Ihre Adreſſe bitten!" — „Hundertundſiebente Straße, Numero ſoundſoviel!" rief Willy dem mit dem Notizbuch bewaffneten Fremden zu, worauf er, Ingigerd und Friedrich, im Cab davonrollten.

Das Cab mit ſeinen Inſaſſen wurde mit anderen Cabs und Laſtwagen auf dem üblichen Ferry-Boat von Hoboken nach New York übergeſetzt. Ein Zeitungsjunge reichte ein Exemplar der „Sun" in den Wagen, das bereits ausführliche Schilderungen vom Untergang des „Roland" enthielt.

Der Verkehr mit Ferrybooten, Schleppern und Dampfern aller Art war rieſenhaft. Die Fährboote glichen plumpen ſchwimmenden Rieſenkäfern, die ſchwarz von Menſchen waren, und über die eine Art Pumpwerk oben hinausragte. Es gab ein Donnern, als das Boot in den Molen lag und alle Gefährte, Cabs und Laſtwagen ſich beinahe auf einmal in Bewegung ſetzten, von trappelndem Menſchengewimmel eskortiert.

Dieſe Stadt, dachte Friedrich, iſt von einem Wahnwitz der Erwerbsgier gepackt. Wo er hinblickte, drohten ihm Rieſenplakate! rieſige Buchſtaben, rieſige bunte Abbildungen! rieſige modellierte Hände, Fäuſte, Geſichter, die auf etwas hinwieſen. Es war ein ſchreiender, gieriger Konkurrenzkampf, der überall mit allen erdenklichen Mitteln ſich aus-

tobte, eine wilde und ſchamloſe Katzbalgerei des Erwerbes, und ſeltſamerweiſe im ganzen gerade dadurch einer gewiſſen Größe nicht ermangelnd. Hier war keine Heuchelei, dies war ſcheußliche Redlichkeit.

An einer Telegraphenoffice wurde haltgemacht. Kabeldepeſchen an Ingigerds Mutter und Friedrichs Vater wurden aufgegeben. Friedrichs Nachricht lautete: „Ich bin gerettet, geſund und wohlauf", Ingigerds: „Ich bin gerettet, Papas Schickſal unbeſtimmt." Während ſie dieſe Worte aufſetzte, hatte Friedrich Gelegenheit, Willy Snyders davon zu unterrichten, daß Ingigerd durch die Schiffskataſtrophe wahrſcheinlich zur vaterloſen Waiſe geworden war.

Das Cab mit den drei Inſaſſen fuhr weiter, den Broadway hinab, jene meilenlange Hauptſtraße von New York, in der ſich zwei ſcheinbar ununterbrochene Ketten von Tramwaywagen gegeneinander vorbeiſchoben. Sie wurden damals von einem Drahtſeil bewegt, das in einer unterirdiſchen Rinne lief. Überall war der Verkehr gewaltig. Um ſo ſonderbarer berührte Friedrich und Ingigerd die Stille, die ſie umgab, als der Wagen in eine Seitengaſſe gebogen war und ſein Ziel erreicht hatte. Er hielt vor einem niedrigen Einfamilienhaus, von den übrigen Bauten der Straße durch nichts unterſchieden. Höchſtens Arbeiterkolonien zeigten in Deutſchland die gleiche architektoniſche Monotonie, die hier ein vornehmes Viertel beherrſchte. Aber das Innere der neuen Herberge glänzte von Sauberkeit und Behaglichkeit.

Dämmerung war hereingebrochen, als die Reiſenden endlich hinter den Türen ihrer Zimmer zur Ruhe gelangten. Petronilla, eine alte italieniſche Wirtſchafterin, hatte Ingigerd in Empfang genommen und ſorgte für ſie mit Eifer, ja Zärtlichkeit.

Friedrich wuſch ſich und ſtieg, von Willy Snyders geleitet, in das Souterrain, wo das Diner ſtattfinden ſollte. Der Boden des Speiſeraums war mit Flieſen belegt, und

die Wände mit sauberen Bastmatten bekleidet. Wo sie endeten, lief ein Gesims an den Wänden herum, auf welchem strohgeflochtene Fiaschi gereiht standen. Der Tisch war für acht Personen gedeckt, und das Weißzeug war peinlich sauber.

Über Charakter und Zweck des ganzen behaglichen Heims war Friedrich von Willy Snyders belehrt worden. Mieter des Hauses war ein deutscher Künstlerkreis, der in einem Bildhauer, Namens Ritter, seine Hauptstütze besaß. Er wurde als großes Talent gepriesen. Zu seinen Mäzenen und Kunden gehörten die Astor, die Gould, die Vanderbilt. Willy nannte Ritter „ein feines Aas!" und rühmte das „Smarte" in seinem Charakter.

In einer Ecke des Speiseraums waren Abgüsse seiner Arbeiten aufgestellt, die Willy über den grünen Klee lobte.

Außer Ritter nahm ein anderer Bildhauer an den Segnungen dieses Klubhauses teil. Er hieß Lobkowitz und war, wie Ritter, geborener Österreicher. Der Vierte im Bunde war ein Schlesier, ein vollkommen mittelloser Maler und Sonderling, dessen Talent jedoch hier aufs höchste bewundert wurde. Der brave Willy hatte den Landsmann aus einem Elendquartier New Yorks, nicht ohne Mühe, hierher überführt.

„Passen Sie auf," sagte Willy, mit dem ihm eigenen Ton, worin die gutturalen und nasalen Laute des amerikanischen Englisch mit dem österreichischen Dialekt seiner Freunde eine Verbindung eingegangen waren, „passen Sie auf, wie dieser verrückte Hund, der Franck, sich benehmen wird. Der Kerle beißt um sich herum! der Kerle ist zum Krummlachen. Das heißt," fuhr er fort, „wenn die verdrehte Krucke überhaupt zum Vorschein kommt."

Aber der Maler Franck kam als Erster herein. Er hatte, wie Willy, Oberhemd und Dinerjackett angezogen. Willy sprach sehr viel, während der sonderbare Mensch Friedrichen wortlos und schlaff die Hand reichte. Obgleich nun die Lands-

leute beieinander waren, verlor sich doch durch das Eintreten Francks für einige Augenblicke die Ungezwungenheit, mit der Willy Snyders und Friedrich sich unterhalten hatten.

Dieser bedauerte sehr, nicht im Smoking zu sein. „Ja, Ritter ist ein feiner Hund," meinte Willy wieder, „wir müssen Abend für Abend mindestens wie Gesandtschafts-attachés zu Tische gehen."

Petronilla erschien und erzählte in wortreichem Italienisch, daß die liebe, kleine, arme Signorina von einem bleiernen Schlaf befallen sei, und ruhig, tief und gleichmäßig atme. Hierauf fragte sie, ob denn die Herren noch nichts von dem Untergang des großen Schiffs gehört hätten. Als man ihr Friedrich als einen Geretteten vorzustellen versuchte, lachte sie laut und lief davon.

Lobkowitz trat in den Speiseraum.

Lobkowitz war ein ruhiger, langer Mensch, der Friedrichen, dessen jüngste Geschichte er schon erfahren hatte, mit Wärme entgegentrat. Er meldete, Ritter sei vorgefahren. Man blickte durchs Fenster, und sah einen eleganten Wagen, auf dem ein schwarzlivrierter Kutscher saß. Er schloß das Spritzleder, um davonzufahren, während ein rassiger Eisenschimmel bereits in der Gabel zu steigen begann.

„Der Kerle, der die Leine hält," sagte Willy, „ist ein verkrachter österreichischer Offizier und wegen Spielschulden ausgekniffen. Jedenfalls ist er jetzt eine unbezahlbare Kraft für Ritter, denn er sagt ihm, wie er sich zum ersten Frühstück, zum Lunch, zum Diner, beim Tennis, beim Cricket, beim Reiten, beim Fahren zu kleiden hat, wie man Mailcoach fährt, grauen oder schwarzen Zylinder, solchen Schlips, solche Handschuhe trägt, solche Manschettenknöpfe, solchen Strumpf! überhaupt alles, was man berücksichtigen muß, um hier in New York ein Aas zu sein."

Und der achtundzwanzigjährige Bonifazius Ritter, dem wirklich in Amerika mehr, als er je gehofft, in den Schoß gefallen war, trat jetzt ein, frisch, schön, liebenswürdig wie

Alcibiades. In der ersten Minute war Friedrich von dem ganzen Wesen des Glückskindes hingerissen. Alles an Ritter war Bonhommie, Naivität, Lebensfreude und Herzlichkeit. Die weiche Liebenswürdigkeit des Österreichers war durch die Luft der neuen Welt hell, frei und feurig geworden. Man ging zu Tisch, wo gleich darauf, bei einer Minestra, die Unterhaltung in Gang geriet.

Man merkte es Willy Snyders an, als er höchstselbst, denn er war Ökonom des Kreises, die Weine einschenkte, wie stolz er auf Bonifazius Ritter war, und welche Genugtuung es ihm bereitete, seinem Lehrer von einst, auf diesem außereuropäischen Boden, mit solchen Freunden und einem solchen Heim dienen zu können. Man taute auf, und als die Bedienerin in weißem Häubchen und weißer Schürze den Fisch serviert hatte, wurde bereits von allen Seiten auf Friedrichs und seines Schützlings Errettung angestoßen. Es entstand darauf eine kleine Pause, die der bleiche, junge Gelehrte zum Anlaß einer Erklärung nahm.

„Ich bin herübergekommen," sagte er, „um gewisse Studien, die ich vor vielen Jahren mit einem Freunde begonnen habe, hier in Amerika mit ihm fortzusetzen. Sie kennen ihn ja, lieber Willy," wandte er sich an den alten Schüler, „es ist Peter Schmidt, der Arzt, jetzt in Springfield, Connecticut." Willy Snyders warf ein: „Er ist jetzt nach Meriden übergesiedelt." —

„Ich traf auf dem Schiff zu meinem Erstaunen die kleine Dame," erklärte nun Friedrich, „die jetzt Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nimmt. Wir hatten Glück, wir gelangten, bevor die Panik ausbrach, in aller Ruhe ins Rettungsboot. Leider mußten wir schließlich den Vater der Kleinen zurücklassen. So hat uns der Zufall zusammengeführt, und ich betrachte mich für das kleine Fräulein verantwortlich."

Friedrich überkam ein Gefühl der Geborgenheit, wie er es lange nicht mehr gespürt hatte. Er hatte sich immer zu Künstlern hingezogen gefühlt. Ihre Unterhaltung, ihre

Geſelligkeit war ihm von jeher die liebſte geweſen. Nun kam hinzu, daß er hier, wo er mit einer kalten Fremde gerechnet hatte, von einem ſolchen Kreiſe mit offenen Armen empfangen worden war. Während man anſtieß und auf die ungezwungenſte Weiſe tafelte, fragte ſich Friedrich mitunter, ob er wirklich in New York, dreitauſend Seemeilen von dem alten Europa entfernt wäre? War hier nicht die Heimat? War ihm im Verlaufe der letzten zehn Jahre, drüben in der wirklichen Heimat, jemals ſo heimatlich warm zumute geweſen? Und wie ſtrömte das Leben auf ihn ein! Wie wurde er jetzt mit jeder Minute von einer neuen Woge emporgehoben. Er, der kaum noch aus einem allgemeinen Untergang ſein nacktes Daſein gerettet hatte.

Er ſagte: „Ich danke Ihnen aufs tiefſte, meine Herren und lieben deutſchen Landsleute, daß Sie mir unverdientermaßen ſoviel gaſtliche Freundſchaft entgegenbringen.“ Er hob ſein Glas, und ſie ſtießen an. Und plötzlich, eigentlich gegen ſeinen Willen, überraſchte Friedrichen ein Anfall von Offenherzigkeit. Er nannte ſich einen doppelt Schiffbrüchigen. Er habe vielerlei hinter ſich, und wenn nicht der Untergang des „Roland“ an ſich eine allzu tragiſche Sache wäre, könne er ſich geneigt fühlen, das ſchwere Unglück als ein Symbol ſeines bisherigen Lebens anzuſehen. „Die alte Welt, die neue Welt: der Schritt über den großen Teich iſt getan,“ meinte Friedrich, „und ich ſpüre ſchon etwas wie neues Leben.“

Er fuhr fort: er wiſſe nun eigentlich noch in keiner Weiſe, wie und worin er ſich betätigen werde. Dies ſtand zu ſeiner Erklärung von vorhin in Widerſpruch. Keinesfalls wolle er fernerhin als praktiſcher Arzt oder Bakteriologe wirken. Möglicherweiſe werde er Bücher ſchreiben. Welche Art Bücher, wiſſe er jetzt noch nicht. Er habe ſich zum Beiſpiel über die Ergänzung des Torſos der Venus von Milo Gedanken gemacht. Er habe eine Schrift fertig im Kopfe, über Peter Viſcher und Adam Krafft! Vielleicht verfaſſe er aber

auch nur eine Art Lebensroman, es könne auch etwas wie eine moderne Philosophie werden. „In diesem Falle würde ich dort anfangen, wo Schopenhauer das Loch gelassen hat," sagte er, „ich meine den Satz, den ich immer im Kopfe habe, aus ‚Die Welt als Wille und Vorstellung'."

„Hinter unserm Dasein nämlich steckt etwas anderes, welches uns erst dadurch zugänglich wird, daß wir die Welt abschütteln."

Diese Ausführungen des jungen Gelehrten, der seinen verspäteten „Sturm und Drang" durchmachte, wurden mit Achtung und Beifall aufgefaßt. Willy sagte: „Die Welt abschütteln, das ist was für Maler Franck, Herr Doktor! Erzähle mal, Franck, wie du nach Amerika gekommen bist." — „Oder, Franck," sagte Lobkowitz, „Ihre Fußtour nach Chicago!" — „Oder," ergänzte Ritter, „das Abenteuer in Boston, wo Sie in einem Jagdwagen vonwegen eines Mordsrausches, den Sie gehabt haben sollen, ins Polizeigefängnis kutschiert worden sind." — „Na, das war doch sehr gut," sagte mit stillem Lächeln Franck, indem er Locken aus der Stirn streifte, „ich hätte mir sicher sonst eine Erkältung geholt."

Die Äußerungen Francks wurden zur Verwunderung Friedrichs fast immer mit Lachsalven aufgenommen. „Franck ist ein wirkliches Malergenie," sagte Willy, während er ihm Chianti eingoß, „aber zugleich das größte Original aller fünf Weltteile."

Jetzt brachte der italienische Koch, Simone Brambilla, höchst eigenhändig, Nachtisch und Käse herein, um zu erfahren, wie alles geschmeckt habe. Die Unterhaltung wurde italienisch geführt, und die Vertraulichkeit, die dabei zwischen Wirten und Koch zutage trat, verriet das allerbeste Verhältnis. „Na nu mal flott, old fellow," rief plötzlich Willy, „Signore Simone Brambilla, Sie werden uns jetzt etwas vorklimpern! und „cantare!" verstanden, ma forte,

non etwa bloß mezza voce!“ Und er nahm eine Mandoline vom Board und gab ſie dem Küchenchef in die Hände. „Signore Guglielmo è sempre buffo,“ ſagte der Koch! „Jawohl, buffo, buffo!“ rief Franck und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. Sein Lächeln war bereits etwas blöde geworden.

Der Koch, der ein Meiſter der Mandoline war und eine gute Geſangsſtimme hatte, bot, die Kappe von weißer Leinwand auf dem Kopf, in Leinwandjacke und Leinwandſchürze den luſtigſten Anblick. Während er mit einem Rhythmus, der in die Nerven der Zuhörer überging, ſein Inſtrument ſpielte, ſang er zugleich jene Gaſſenhauer, wie man ſie überall in Italien, aber zumeiſt in Neapel, zu hören bekommt. Friedrich bog ſich zurück und ſchloß die Augen. Vor ſeinem Innern ſtiegen die Küſten und blauen Golfe Italiens auf. Die braunen Dorier-Tempel Paeſtums, die Felſen Capris. Man klatſchte Beifall jedesmal, ſobald der Koch eins ſeiner Lieder beendigt hatte. In einem ſolchen Augenblick kam Petronilla herein und flüſterte Willy Snyders etwas zu, wodurch ſich jener veranlaßt ſah, wiederum Friedrich zu verſtändigen, der ſofort aufſprang und mit ihm das Zimmer verließ.

Ein Herr und eine ſtattliche Dame waren, trotz aller Gegenvorſtellungen Petronillas, bis in das Schlafzimmer Ingigerds vorgedrungen. Friedrich und Willy kamen dazu, als die Dame, die ziemlich pompös gekleidet war, mit den Worten: „Mein Kind, aber ich bitte um Gottes willen, mein Kind, Sie werden doch einen Augenblick aufwachen“, das ſchlafende Mädchen zu wecken verſuchte.

Die Dame erklärte, gefragt, mit welchem Recht ſie hier eingedrungen ſei, ſie wäre Inhaberin der größten New Yorker Theateragentur und habe ſeinerzeit den Vertrag zwiſchen Webſter und Forſter und dem Vater dieſer Dame zum Abſchluß gebracht. Der Vater dieſer Dame habe tauſend Dollar im voraus bekommen. Zeit bedeute Geld, beſonders

hier in New York. Wenn die Dame heute nicht auftreten könne, so sei es doch Zeit an morgen zu denken. Sie wäre bereit, sagte sie, dem Fräulein zur Hand zu gehen, aber sie habe nicht nur mit dieser einen Angelegenheit, sondern mit hundert andren zu tun. Und wenn das Fräulein morgen auftreten solle, müsse sie stehenden Fußes mit ihr zu — sie nannte den Gerson von New York! — damit ihr Kostüm über Nacht in Arbeit gegeben werden könne. Das Geschäft befinde sich auf dem Broadway, und ein Cab stünde vor der Tür.

Alles dieses hatte die Dame im Schlafzimmer Ingigerds, und geflissentlich ohne die Stimme zu dämpfen, gesprochen. Friedrich und Willy geboten ihr Ruhe, einmal, zweimal, dreimal, es fruchtete nichts. Darauf sagte Friedrich: „Das Fräulein wird überhaupt nicht auftreten!" — „So?" antwortete die Agentin, „dann wird sie übermorgen in einen unangenehmen Prozeß verwickelt sein." — „Die Dame ist minderjährig," sagte Friedrich, „und ihr Vater, mit dem Sie einen Vertrag abgeschlossen haben wollen, hat wahrscheinlich bei der Katastrophe des ‚Roland' sein Leben eingebüßt." — „Und ich will," sagte die Agentin, „nicht um nichts und wieder nichts tausend Dollar einbüßen." — „Die Dame ist krank," sagte Friedrich. Die Agentin dagegen: „Gut, dann werde ich meinen Arzt schicken." — „Ich bin selber Arzt," gab Friedrich zurück. „Vielleicht deutscher Arzt," sagte sie; „maßgebend sind für uns nur Amerikaner."

Wer weiß, ob diese mit Mannsverstand, Mannsenergie und einer Männerstimme ausgerüstete Amerikanerin ihren Willen nicht doch noch durchgesetzt hätte, wenn der bleierne Schlaf der Kleinen nicht allem Rütteln und allem Lärm getrotzt hätte. Friedrich offenbarte zuletzt einen so unzweideutigen Grad von Entschlossenheit, daß endlich sogar die Agentin klein beigeben und vorläufig das Feld räumen mußte. Zuletzt kam Willy auf eine Idee, deren Tragweite Friedrichen erst später verständlich wurde. Er erklärte näm-

lich der sichtlich verblüfften Agentin, daß er, falls sie die Segel nicht striche, möglicherweise die „Society for the Prevention of Cruelty to Children" verständigen werde, da Fräulein Hahlström noch nicht siebzehn Jahre alt sei.

„Meine Herren," sagte die Dame, merkbar einlenkend, „bedenken Sie doch, daß von Webster und Forster, sowie von mir bereits seit vier Wochen Unsummen auf Reklamen ausgegeben sind. Ich habe mit einer Tournee bis nach San Franzisko gerechnet. Jetzt, wo die Dame unter den Geretteten des ‚Roland' ist und außerdem ihren Vater verloren hat, ist sie zur Sensation der Season geworden. Wenn sie jetzt auftritt, kann sie in drei Monaten mit einem Überschuß von fünfzigtausend Dollar zurück nach Europa gehn. Wollen Sie einen solchen Riesengagenverlust Miß Hahlström gegenüber verantworten?"

Als die Agentin und ihr Begleiter gegangen waren, bestätigte Willy Snyders, daß er Plakate mit „Marah or the prey of the spider" an allen Bauzäunen, Zementfässern, Anschlagstafeln usw., und zwar manchmal mit der Figur einer lebensgroßen Tänzerin, schon vor Wochen gesehen habe. Die Tänzerin sei ein halbes Kind, eine Art Albino mit roten Kaninchenaugen gewesen, das safrangelbes Haar gehabt hätte. Eine Spinne, deren Leib mindestens so groß wie ein kleiner Luftballon wäre, säße lauernd dahinter in ihrem Netz. Das Plakat sei von dem talentvollsten Plakatisten New Yorks gemacht, Friedrich könne es überall auf der Straße noch selbst ansehen. „Deshalb ist es mir ja," schloß Willy, „so komisch, zu denken, daß ich dieses Plakat immer ganz ahnungslos angestiert habe, und Fräulein Ingigerd jetzt mit Ihnen zusammen im Hause ist. Das Leben dichtet doch tolle Sachen. Ich kann Sie versichern, daß ich bei dem Plakat an alles andere eher, als an Sie, Herr Doktor, gedacht habe, oder daß es noch mal eine andere Bedeutung für mich, als die einer klotzigen Varietéreklame bekommen könnte."

Als die Herren ins Speisezimmer zurückkamen, war der

Koch nicht mehr dort, Lobkowitz und Franck aber hatten über der veralteten Streitfrage, ob Raffael oder Michelangelo größer wären, das Zanken gekriegt. Willy erzählte den überstandenen Amazonenkampf. Man entrüstete sich, und die Künstler erklärten, sie würden die Schutzbefohlene nicht gegen den Ansturm von ganz New York herausgeben. Friedrich zog seine Uhr, stellte fest, daß die elfte Stunde begonnen hatte, und erzählte, was der armlose Artur Stoß gesagt hatte. Nämlich: punkt halb elf Uhr nachts stehe er vor dem Publikum. Willy Snyders, der Mann der Initiative, schlug vor, man solle gemeinsam zu Webster und Forster und den Armlosen auftreten sehn.

Noch vor halb elf traten die Künstler und Friedrich in eine Loge bei Webster und Forster ein. Der gewaltige Raum, in dem man während der Produktionen rauchen und trinken durfte, war nach Willys Schätzung mit drei- bis viertausend Menschen gefüllt. Die Bühne war klein und flach und eben besetzt durch eine spanische Tänzerin. Sehr viele Bogenlampen standen wie weiße, frostige Monde im Tabaksqualm, während die Tänzerin in einem Gemisch von Drollerie, Unschuld und Wildheit mit ihrem schlanken Torero tanzte.

Friedrich fühlte sich beim Anblick des männlichen Partners etwa in eine Arena zu Sevilla, beim Anblick des Mädchens an den Golf von Korinth oder auf eine der Inseln der Cycladen entrückt und entschied sich sehr bald, Spanien zu verlassen und der schönen Tänzerin in ihre griechische Heimat nachzugehn. Dort ernannte er sie zur Chloe, während er selber Daphnis ward. Alte, zechende Hirten saßen in einem dem Pan geweihten Pinienhaine, indes man von den Wiesen der Hochfläche aus unter der felsigen Küste das griechische Meer zwar erblickte, aber nicht rauschen hörte. Die Musik ward zur Syrinx, und Webster und Forster und der dicke schweißige Dunst vieler Menschen war nicht mehr. Durch die

Pinien säuselte Frühlingsatem. Die Hirtin tanzte, wie sie es den drolligen Sprüngen der Ziegen abgelauscht, aber noch mehr, wie der große Pan es ihr in die Wiege gelegt hatte. Sie tanzte wilde, junge, überschäumende Lebenskraft und Lebensglück. Der Ursprung aller Musik, dachte Friedrich, ist Tanz und Gesang zugleich ausgeübt. Die Füße erzwingen den Rhythmus, der in der Kehle erklingen muß. Und die Tänzerin hört eine andere Musik, wenn sie selbst nicht singt, als die ist, nach der sie tanzt. Aber selbst wenn sie nicht singt und nur tanzt und von keiner Musik begleitet wird, kann der sie Erblickende dennoch ihre Musik hören.

„Kaviar für das Volk," sagte Friedrich, nachdem die Künstlerin, unter geringen Zeichen des Beifalls, in der Kulisse verschwunden war.

Nun erschien auf der Bühne ein Diener in roter Livree, der mehrere kleine Sitzgelegenheiten in gemessenem Abstande aufstellte. Erst, nachdem er auch noch ein Tesching und einen Geigenkasten auf die Bühne gebracht hatte, erkannte Friedrich, daß es der brave Unteroffizier Bulke war. Gleich darauf kam Stoß und wurde von einem frenetischen Jubel empfangen.

Er trug einen Frack aus schwarzem Samt und schwarzsamtene Eskarpins. Dazu Spitzenjabot, Spitzenmanschetten, schwarzseidene Strümpfe und Schnallenschuh aus Lackleder. Das gelbliche Haar war nach allen Seiten um den mächtigen Schädel emporgekämmt. Das bleiche Gesicht, mit den breiten Backenknochen und der breitgequetschten Nase, blickte lächelnd und sachlich ins Publikum.

In diesem Augenblick sah Friedrich denselben Mann, der dort oben bejubelt wurde, hilflos, durchnäßt von Seewasser, unter den Sitzen am Boden des Rettungsboots und dachte daran, mit welcher mörderischen Entschlossenheit die Matrosen, Bulke, Doktor Wilhelm und er, sowie Rosa und die Damen Liebling und Ingigerd das Boot vor dem Umschlagen retten mußten. Zwischen jetzt und damals

welcher unwahrſcheinliche Gegenſatz! Und weshalb wurde der Mann bejubelt?

Was konnte der Beifall alles ausdrücken: Wir ſind konform mit Gott dem Herrn, daß er dich gerettet hat! So viel haſt du durchgemacht, du armer Armloſer! Hunderte ſind, trotzdem ſie zwei Arme hatten, untergegangen, und du kannſt heute abend, als wenn nichts geſchehen wäre, auf der Bühne ſtehn! Und wir müſſen auch unſer Vergnügen haben! Es iſt beſſer, daß du, der uns mit ſeinen Tauſendkünſten unterhält und amüſiert, als daß dieſer und jener gerettet worden iſt! Außerdem wollen wir dich für die ausgeſtandenen Nöte entſchädigen! Überdies biſt du jetzt durch deine Kunſt und deine Rettung ein doppelt wertvolles Wundertier! —

Da das Toſen immer von neuem begann, wiederum ein Meer, in dem der Gefeierte förmlich unterging, trat ein Herr in gewöhnlichem Frack hervor und winkte ins Publikum, daß er reden wolle. Er bat für den berühmten Kunſtſchützen Artur Stoß, den champion of the world, um das Wort. Gleich darauf ſcholl die helle und ſcharfe Knabenſtimme des Armloſen ſo laut und durchdringend, daß ſie in den hinterſten Reihen des Saales gehört wurde.

Friedrich verſtand etwas wie: „meine lieben New Yorker". Er hörte etwas vom „gaſtlichen Amerikaner", von der „gaſtlichen amerikaniſchen Küſte", von „Kolumbus" und „fourteen hundred and ninety two". „Auf allen Anſchlagstafeln leſe man jetzt die Jahreszahl vierzehnhundertzweiundneunzig, die das moderne Amerika geboren habe." Von den Lippen des Kunſtſchützen kamen Worte wie: „navigare necesse est, vivere non necesse", „durch Nacht zum Licht" und ähnliche mehr. „Noahs Arche" hieß es, nicht ganz ohne Geiſt, „ſei immer noch nicht überflüſſig geworden, zwei Drittel der Oberfläche der Erde wäre ja doch von Waſſer bedeckt. Wenn aber auch hie und da ein Schiff von der Sintflut da draußen verſchluckt werde, die Arche der Menſchheit könne nicht unter-

gehen, dafür hätte Gott seinen Regenbogen in die Wolken gestellt. Der Ozean sei und bleibe die Wiege des Heldentums und das einigende, nicht das trennende Element der Völker." Der Name des blonden Kapitäns von Kessel scholl durch den Raum. Friedrich sah vor seinem inneren Auge den toten Helden unter dem ausgestirnten Himmel draußen in den Sintflutgewässern der Erde umhertreiben. Er vernahm, durch die Rede des Artisten, die Stimme des Kapitäns: „mein Bruder hat Frau und Kinder, Herr von Kammacher. Er ist ein beneidenswerter Mann." Dann wurde Friedrich durch den tobenden Beifall geweckt, den der schneidige Redner soeben erntete.

Artur Stoß nahm auf einer der Sitzgelegenheiten Platz, während Bulke auf eine zweite die Violine legte. Hierauf zog der rotlivrierte Held und Lebensretter seinem Herrn die Schuhe aus, worauf seine Füße, in schwarzen Strümpfen, die die Zehen frei ließen, sichtbar wurden. Den Geigenbogen nahm der Artist mit den Zehen des rechten Fußes fest und begann, das Haar des Bogens mit Kolophonium vorzubereiten. Ein Anblick, bei dem ein Flüstern des Staunens durch die Menge ging. Jetzt fing das Orchester das bekannte Bachsche Präludium zu intonieren an, und das Gounodsche „Ave-Maria", von Stoß mit schönem Ton auf der Geige gespielt, schwebte zum Entzücken der lauschenden Menge herüber, die hierdurch, mit Rücksicht auf das schwere Schiffsunglück, in eine rührselig religiöse Stimmung kam, die Friedrich mit peinlichem Schauder berührte. So wurde das furchtbare Unglück ausgemünzt.

Es wirkte erlösend, als Artur Stoß mit dem Tesching „arbeitete". Und hier war es wiederum Bulke, der Friedrich und den Künstlern eine mindestens ebenso große Bewunderung, wie sein Herr, abnötigte. Er hielt die Kartenblätter mit Kaltblütigkeit, deren Herzen sein Brotgeber Schuß auf Schuß, ohne je zu fehlen, durchlöcherte.

Friedrich war ganz erstaunt, als er am nächsten Morgen in seinem Bett ziemlich spät aufwachte und alles um ihn her stillestand. Weder schwankte das Bett, noch klirrten Gläser und Waschbecken, noch ward der Fußboden abschüssig, noch stürzte die Wand über ihn herein.

Friedrich hatte geklingelt, Petronilla war erschienen: Die kleine Miß, erzählte sie, sei gesund und rotbäckig aufgewacht und habe bereits ihr Frühstück genommen. Ein Briefchen von Willy Snyders besagte, daß er bis da und da, in der und der Straße, in den und den Geschäftsbüros arbeite, und daß er zum Lunch zu Hause sei.

Der junge Gelehrte nahm ein Bad, innerhalb von zwölf Stunden das zweite. Man hatte ihm nagelneue Anzüge, ebenso Wäsche bereitgelegt, und er konnte sich also „wie neugeboren" zum Frühstück setzen. Petronilla trug auf und erklärte zugleich, daß sie die letzte im Hause wäre. Sie ging und kam wieder, um nochmals nach Friedrichs Wünschen zu fragen. Gleich darauf sah er die wackere Haushälterin, dick eingemummt, durch die Haupttür auf die Straße hinaustreten.

Als er diese Beobachtung gemacht hatte, wurde er unruhig, steckte eine Zigarette in Brand und fing an, sich auf die Lippen zu beißen. Er war mit Ingigerd Hahlström allein. Auch jetzt berührte Friedrich die phantastische Unberechenbarkeit des Lebens wunderlich. Eine Gelegenheit, einen Zustand, wie diesen, hatte er kaum in Wochen, ja, kaum in Monaten zu erreichen gehofft, am wenigsten in dem wilden New Yorker Strudel und Trubel. Nach dem Schiffs- und Stadtlärm, dem Tosen des Ozeans, umgab ihn nun plötzlich idyllischer Friede. Jeder, in dieser von vier Millionen Menschen bewohnten Stadt, ging jetzt mit einer zähen Leidenschaft ohnegleichen seinen eigenen Geschäften nach, oder war in ein eisernes Joch von Pflichten gespannt, wodurch er für alles, was außerhalb seines Weges lag, taub und blind wurde.

Seine Unruhe wuchs, er konnte nicht stillsitzen. Jeder

Nerv, jede Zelle seines Körpers ward jetzt von einer Kraft berührt und erregt, die überall her auf ihn einströmte. Eine solche Kraft, die durch Fußböden, Decken und Wände dringt, ist von den Menschen mit mancherlei Namen belegt worden. Man hat von Magnetismus gesprochen, von Od, von Elektrizität, und was diese letztere unter den Kräften anbelangt, so konnte Friedrich gerade jetzt, als er sich wieder einmal, um Ruhe zu finden, vor dem Kaminfeuer niederließ, eine besondre Erfahrung machen. Überall nämlich, wo er mit der Kaminzange in die Nähe von Eisen kam, sprangen knisternd Funken über. Alles im Raum schien elektrisch geladen zu sein. Strich Friedrich mit seinen Fingerspitzen nur leise über den kleinen Kaminteppich, überall sprangen, mit dem Knall einer kleinen Peitsche, Funken heraus.

Da haben wirs, dachte Friedrich lächelnd: die Lichtbauern! Und als er nachgrübelte, wo er von diesen kleinen Wichten gelesen habe, fiel ihm der Traum auf dem „Roland" ein. „Lichtbauer, wat mokst de?" sagte Friedrich und fing die Funken etwa auf gleiche Manier, wie man aus Ungeduld Fliegen fängt. Nicht lange danach waren ihm unzählige dieser Funken ins Blut geraten. Er stand auf und trat auf den Flur hinaus.

Eine Weile stand er, sich an den untersten Pfosten des Treppengeländers mit beiden Händen festhaltend. Er senkte schließlich den Kopf darauf, während sein ganzer Körper, wie in einem Anfall von Frost, zitterte.

Dies war der Augenblick, wo er die leidenschaftliche Sprache seines Körpers begriff, und die entscheidende Stimme seines Innern ihre Forderungen gebilligt hatte. Was jetzt zum Durchbruch kam, war die niedergehaltene, unbefriedigte Forderung. In dieser kupplerischen Morgenstille des fremden Hauses, hatte sie plötzlich eine unbezwingliche Macht gewonnen.

So trat er in das Zimmer ein, wo Ingigerd am Kaminfeuer saß und den Schwall ihres blonden Haares trocknete.

„Ah, Herr Doktor!“ rief ſie erſchrocken und blickte ihn an. Kaum hatte ſie aber ihre ſchillernden Augen auf den mühſam atmenden Mann gelenkt, als ſich ein Ausdruck willenloſer Hingabe, ja völligen Hinſterbens über ihr Antlitz verbreitete.

Dieſer Anblick machte Friedrich, bei dem Wille und leidenſchaftliche Glut ſich vereinigt hatten, erſt wiederum willenlos und beſinnungslos. Indem er endlich die quälende Hölle ſeines Innern in einem wilden, blindgierigen Trunke auslöſchen wollte, warf er ſich mit dem Laut eines Tiers in die langſam, langſam kühlenden und befreienden Wogen der Liebe tief hinein.

Es war gegen elf Uhr, als die Hausverwalterin Petronilla in Begleitung eines ohne die übliche Sorgfalt gekleideten Mannes wiederkam. Der blonde Herr, deſſen ſehnige Hände ohne Handſchuhe, deſſen Füße mit derbem Schuhwerk behaftet waren, ſchlenkerte einen naſſen Regenſchirm in der linken, einen abgetragenen Filzhut in der rechten Hand, pfiff ſehr kunſtreich, ſchritt mit langen und lauten Tritten hin und her und tat wie jemand, der im Klubhaus der deutſchen Künſtler zu Hauſe iſt.

Der frühe Beſucher war Peter Schmidt, von dem Friedrich draußen auf dem Ozean ſchon geträumt hatte. Er war von Meriden nach New York gekommen, um Friedrichen aufzuſuchen, deſſen Namen er auf der Liſte der Geretteten des „Roland“ gefunden hatte. Er kannte die alte Schülerbeziehung, in der Willy Snyders zu Friedrich ſtand und hatte deſſen Aufenthalt ſchnell ermittelt.

Die erſte Frage, die Friedrich tat, nachdem ſich das Vergnügen des Wiederſehens gelegt hatte, war: „Glaubſt du an Telepathie, mein Sohn?“ — „Telepathie? keine Spur!“ gab der Frieſe zurück. Und mit gewaltigem Lachen fuhr er fort: „Menſchenskind, ich bin doch kaum dreißig Jahre alt! ich bin doch nicht blödſinnig! hoffentlich hat dir nicht etwa irgendein Miſter Slade, wie dem alten ſeligen Zöllner in Leipzig, den Kopf verrückt. Kommſt du etwa herüber,

um hier ein großes ſpiritiſtiſches Meeting zu präſidieren? Dann iſt unſere Freundſchaft hin, Menſchenskind."

Dies war die Tonart, die den Freunden von der Univerſität her geläufig war, und die ſie beide unſäglich erfriſchte. Ihre Beziehungen waren von alledem frei, wodurch Verbindungen ſpäterer Jahre ſich einſchränken.

„Hab' keine Angſt," ſagte Friedrich. „Für ſpiritiſtiſche Meetings intereſſier' ich mich immer noch nicht, obgleich ich es eigentlich nach meinen jüngſten Erfahrungen tun ſollte: denn du biſt mir draußen auf See erſchienen und haſt mich mit einem verſunkenen Erdteil bekannt gemacht. Aber laß uns jetzt nicht von Träumen reden."

„Du machſt ſchöne Sachen," erklärte der Freund, als Friedrich ihm ſeine Zeugenſchaft beim Untergang des „Roland" beſtätigt hatte. „Ich denke, du biſt verheiratet, haſt Kinder, treibſt deine Praxis in Deutſchland, arbeiteſt nebenbei wiſſenſchaftlich, oder treibſt deine Praxis nebenbei, und denkſt eher an alles andere, als an eine Reiſe nach Amerika, das dir ja nie beſonders ſympathiſch war."

„Iſt es nicht geſpenſtiſch," ſagte Friedrich, „wie man ſich plötzlich in einer gänzlich unvorhergeſehenen Weiſe, zu einer gänzlich unvorhergeſehenen Zeit, an einem gänzlich unvorhergeſehenen Orte wiederſieht? Und iſt es nicht außerdem, als wäre der an ſich ſo dick reale, dick wirkliche Lebensgehalt von acht Jahren mit einem Male zu nichts geworden?"

Der Frieſe ſchlug vor, da ſie beide Peripatetiker wären, ein bißchen durch die Straßen New Yorks ſpazieren zu gehen. Ingigerd war für die nächſten Stunden vollauf mit Lieferanten beſchäftigt und ſagte nur, ſie hoffe Friedrich beim Frühſtück wiederzuſehen. So ſchritten die Freunde denn auf den gekehrten Aſphaltwegen unter kahlen beſchneiten Bäumen, zwiſchen den beſchneiten Wieſen des Zentralparks, während die tolle Stadt um ſie her die Luft mit einem hundertfältigen, korybantiſchen Toſen erfüllte.

Es ſchien, als hätten ſie ein vor einer halben Stunde

unterbrochenes Gespräch wieder aufgenommen. Friedrich verhehlte dem Freunde nicht seine Entwurzelung und Zerrissenheit. Er nannte die Kraft zur Resignation den letzten und höchsten Gewinn des Lebens: eine Behauptung, der sein Freund aufs entschiedenste widersprach.

„Da hast du's," sagte Peter Schmidt, indem er ein mächtiges Zeitungsblatt entfaltete, das er soeben gekauft hatte: „Roland! Roland! immer noch spalten- und seitenlang." — Friedrich faßte sich an den Kopf. „Ja," sagte er, „bin ich denn wirklich dabeigewesen?" — „Na, und wie!" meinte der Friese, „hier steht ja doch fettgedruckt: Doktor von Kammacher verrichtet Wunder an Tapferkeit! Donnerwetter ja, hier bist du ja überhaupt abgebildet."

Der Zeichner der „World" oder „Sun" hatte mit wenigen Federstrichen einen jungen Mann dargestellt, der genau so aussah, wie einer unter Millionen seinesgleichen: er trug eine junge Dame im bloßen Hemd über eine Strickleiter, vom hohen Bord eines halbgesunkenen Dampfers, in ein Boot hinab.

„Hast du das wirklich getan?" fragte Peter Schmidt. — „Das glaube ich nicht," sagte Friedrich, „aber ich muß dir gestehen, daß mir von den Einzelheiten der Katastrophe nicht mehr alles ganz gegenwärtig ist." Friedrich stand still, erblaßte und suchte sich zu besinnen. Er sagte: „Ich weiß nicht, was an einem solchen Ereignis das Ungeheuerlichere ist: daß es wirklich geschehen ist? oder, daß jemand, der dabeiwar, es allmählich verdaut, ja vergißt?" — Und Friedrich fuhr fort, immer noch mitten im Wege stillstehend: „Was bei einem solchen Erlebnis am tiefsten trifft, ist der stumpfe Unsinn, die unüberbietbare Grausamkeit und Brutalität! Man kennt diese Brutalität der Natur theoretisch, aber in ihrem realen Umfang, in ihrer Tatsächlichkeit muß man sie immer wieder vergessen, um leben zu können." Irgendwie, irgendwo, meinte er, glaube auch der aufgeklärteste Mensch noch an etwas, wie einen allgütigen Gott. Aber in dieses

„Wie“ und dieſes „Wo“ werde durch eine ſolche Erfahrung unbarmherzig und mit eiſernen Fäuſten hineingeprügelt. Und da ſei auch eine Stelle in ſeinem Innern taub, blind und gefühllos geworden und noch nicht wieder zum Leben erwacht. Dieſe Brutaliſierung ſei ſo ſtark, daß, ſolange man ſie noch gegenwärtig habe, jeder Glaube an Gott, Menſch, Zukunft der Menſchheit, glückliches Zeitalter und dergleichen nicht leichter über die Zunge wolle, als irgendein niedriger oder bewußter Betrug. Denn, was nütze das alles, meinte er, aus welchem Grunde, zu welchem Zwecke ſolle man noch über Würde des Menſchen, göttliche Beſtimmung der Menſchen und dergleichen in Schillerſches Pathos hineingeraten, wenn doch ein ſo furchtbares, ſinnloſes Unrecht an ſchuldloſen Menſchen nun einmal geſchehen und nicht mehr gutzumachen ſei.

Friedrich wurde ſehr blaß, ihn überfiel eine ſtarke Übelkeit. Er riß die Lider weit auf, ſo daß die Augäpfel mit einem ſonderbaren Ausdruck der Angſt und des Grauens hervortraten. Er zitterte leicht, und während er ſich, nicht wenig erſchrocken, mit heftigem Griff am Arm ſeines Freundes feſtklammerte, fühlte er, wie der feſte Boden unter ihm zu wogen begann. „Ich habe das nie gehabt,“ ſagte er. „Ich glaube, ich habe bei der Geſchichte was abbekommen.“

Peter Schmidt geleitete ſeinen Freund bis zu einer Parkbank, die in der Nähe war. Friedrich ſtarben die Hände ab, kalter Schweiß brach ihm aus, und plötzlich war er bewußtlos geworden.

Als der Leidende aufwachte, brauchte er einige Zeit, um ſich in ſeiner Umgebung zurechtzufinden. Er redete Worte, die an irgend jemand gerichtet waren, und glaubte ſeine Frau, dann ſeine Kinder und ſeinen Vater in voller Uniform vor ſich zu ſehen. Nachdem er in allem wieder klar und bei Sinnen war, erſuchte er ſeinen Freund inſtändig, den ganzen Anfall und Zufall geheimzuhalten. Peter Schmidt verſprach es ihm.

Der Frieſe meinte: „die überſpannten und überlaſteten Nerven rächen ſich.“ Friedrich ſagte, obgleich er von Vater und Mutters Seite mit der beſten Konſtitution ausgeſtattet wäre, ſo ſei allerdings in dieſem letztverwichenen Sommer und Herbſt bis dieſen Augenblick ſo viel auf ihn eingeſtürmt, daß er eigentlich einen ſolchen Kollaps längſt erwartet hätte. Und er ſetzte hinzu: „Ich glaube, die Sache wird wiederkommen. Ich will mich nur freuen, wenn ſie mir nicht auf dem Halſe bleibt.“ — „Es wird wiederkommen,“ ſagte Schmidt, „und wird dann, wenn du einige Monate ruhig lebſt, für immer verſchwunden ſein.“

Nach einiger Zeit überkam die Freunde die alte Lebhaftigkeit, ſie hatten ſich andren Geſprächsgegenſtänden zugewendet. Der Arzt Peter Schmidt aber vermied es von nun an gefliſſentlich, auf den Schiffsuntergang zurückzukommen.

„Wir ſind in der Nähe von Ritters Atelier,“ ſagte plötzlich Schmidt, „und wenn es dir recht iſt, können wir doch mal 'rangehen.“ Friedrich ſtimmte zu, bat aber den Zwiſchenfall völlig geheimzuhalten. „Übrigens iſt es doch ſchlau von mir oder dem Drahtzieher über uns,“ ſagte er, „daß er bis zu dem Augenblick mit dem fatalen Krampfe gewartet hat, wo ich dich in der Nähe hatte.“ Peter Schmidt fiel der im Laufe einiger Stunden mehrmals zutage tretende Prädeſtinationsglaube auf, den Friedrich von hoher See mitgebracht hatte.

Die Straße, darin die Atelierräumlichkeiten Bonifazius Ritters gelegen waren, ſtieß an den Zentral-Park. Die Herren befanden ſich, als ſie eingetreten waren, zunächſt in der Werkſtatt eines Gipsgießers. Der Mann hatte eine ſelbſtgefertigte, runde Papiermütze auf dem Kopf, die ebenſo wie ſein Kittel, die Hoſe, ſoweit ſie ſichtbar war, und die Hausſchuhe, die er trug, von verhärteten Gipsſpritzern überdeckt waren. Totenmasken und allerhand Abgüſſe nach Antiken, ſowie nach anatomiſchen Präparaten, und Gliedern lebendiger Menſchen

hingen an den Wänden herum. Ein Menſch, bis zur Hüfte unbekleidet, deſſen Thorax athletiſch entwickelt war, wurde teilweiſe abgeformt. Als ſich der Gießer, um die Beſucher zu melden, entfernt hatte, fing der Athlet zu reden an.

„Was dut mer nich alles, meine Herrn," ſagte er auf gut Sächſiſch, „um ſei bißchen tägliches Brot zu verdienen. Ich bin aus Pirna." Er ſagte Berne. „Und ich gann Sie ſachen, daß in dieſem verfluchten New York for unſereins niſcht zu lachen gibbt. Erſcht hab ich als Kettenſprenger georbeet. Denn machte der Chef Pankrott und da hab ich mei ganzes Zeich miſſen ſitzen laſſen. Mei Zeich, das ſind ähens meine Eiſenſtangen und meine Gewichte und was ähens ſo bei mein Geſchäft, das ich habe, neetch is. Ich trage zwelf Zentner uf meim Bauche."

Ritter ließ die Herren hereinbitten.

Sie wurden durch einen Raum geführt, in dem eine ſtattliche, junge Dame an einer Porträtbüſte arbeitete. Man ſah kein Modell, und das Werk ſchien in Ton beinahe vollendet zu ſein. Der folgende Raum war von Marmorarbeitern beſetzt, die gleichmütig, ohne aufzublicken, an Blöcken verſchiedener Größe mit lärmendem Pinken und Hämmern arbeiteten. Man ſtieg alsdann eine mit Staub bedeckte Wendeltreppe hinauf, die in einem Oberlichtraume endete, wo Bonifazius Ritter die Herren empfing.

Mit ſichtlicher Freude und wie ein junges Mädchen errötend lud er Friedrich und Doktor Schmidt, nachdem er ſie begrüßt hatte, ihm zu folgen ein. Man gelangte in einen kleinen Raum, der durch ein einziges, aus einer franzöſiſchen Kirche ſtammendes, antikes Glasfenſter Licht erhielt. Die Decke war niedrig und in gebeiztem Eichenholz kaſſettiert. Holzpaneele bedeckten die Wände. Ungefähr die Hälfte des Grundriſſes, der Länge des Raumes nach gemeſſen, wurde von einem ſchweren, eichenen Tiſch bedeckt, der auf drei Seiten von Wandbänken umgeben war.

„Sie ſehen hier," ſagte Ritter, „quaſi ein behagliches

Winkelchen deutſches Vaterland. Willy Snyders hat alles gezeichnet, zuſammengetragen und eingerichtet.“ Friedrich war als alter Student und guter Deutſcher wirklich überraſcht und entzückt, denn wenn das Ganze dem Gehäuſe eines heiligen Hieronymus ähnlich war, ſo glich es doch auch auf ein Haar dem dämmrigen Allerheiligſten einer deutſchen Weinſtube. Um ſo mehr, als gleich darauf ein Burſche mit blauer Schürze, ein Steinmetzgeſelle, der aber recht gut ein Küper ſein konnte, mit einer Flaſche alten Rheinweins und Römern zum Vorſchein kam.

Die Freunde, aus den Zeiten des Frühſchoppens längſt heraus, konnten nun doch nicht vermeiden, daß die Poeſie des Frühſchoppens wieder einmal über ſie kam. Und in Friedrich herrſchte noch immer ein Zuſtand grundſatzloſer Verwegenheit. Er klammerte ſich an den Augenblick und war immer bereit, das Geſtern und Morgen daranzuſetzen. Der dämmrige Raum weckte in ihm Erinnerungen jugendlich glücklicher Stunden auf. Deshalb war er mit lautem Entzücken dabei, mit den Römern anzuklingen, und machte es ſich mit den Worten: „Hier bringen Sie mich heut nicht mehr fort, Herr Ritter,“ wie ein entſchloſſener Zecher bequem.

„Das heißt,“ ſagte er, „vorher möchte ich doch gern Ihre Arbeiten ſehen.“

Bonifazius Ritter erwiderte heiter, dies eile nicht. Er brachte ein Erinnerungsbuch, in das Friedrich und Peter Schmidt ſich eintragen mußten. Als dies erledigt war, zog er aus einem Wandſchrank ein Bildwerk hervor, eine deutſche Madonna von Riemenſchneider, die aber mit dem ſüßen Oval ihres holden Geſichtchens mehr noch das echte deutſche Gretchen war.

Ritter erklärte: Willy behaupte, er habe ſie einem New Yorker Zollbeamten abgenommen, einem Lumpen, der deutſcher Abkunft wäre. Die köſtliche Schnitzerei ſtamme vom Rathaus in Ochſenfurt, wo der Vater des Zollbeamten,

der Tiſchler ſei, ſie gelegentlich einer Reparatur zurückbehalten und durch eine andere friſchbemalte erſetzt habe, die von den biederen Ochſenfurtern und Ochſenfurterinnen mit allgemeiner Freude als das ſchönere und verjüngte Original begrüßt worden wäre. „So Willy Snyders," ſchloß Ritter lachend. „Ich bin für die Lesart nicht verantwortlich. Sicher iſt jedenfalls: das Werk iſt ein Riemenſchneider."

Es ging von dem Bildſtock des Würzburger Meiſters ein lebendiger Zauber aus, der, verbunden mit dem Reiz des ſo liebevoll durchgebildeten, kleinen Raums und dem grünlichen Goldſchimmer in den Römern, die ganze aus der Tiefe quellende Schönheit der deutſchen Heimat nahe brachte: eine Schönheit, die für den Durchſchnitts-Deutſchen nicht vorhanden iſt.

Willy Snyders trat lärmend ein. „Na weißt, Ritter," ſagte er, nachdem er die Gäſte begrüßt hatte, „woanſt etwa meinſt, dees i kan Durſt hab, biſt ſchief gewickelt." Er prüfte die Flaſche. „Na ſo ein verfluchter Kerle, reißt ohne mir eine von die zwanzig Flaſchen Johannisberger an, die ihm der Schweinehändler aus Chicago als Zugab für oan Porträt ſeiner bucklichten Tochter no oben drein hat angedeihn laſſen. Na hat d' erſte dran glauben müſſen, jetzt muß a d' zweite dran." Willy Snyders kam direkt von der Arbeit aus den Büros ſeines Chefs, wo Innen-Architekturen gezeichnet wurden. Er rief: „Jetzt meine Herrn, is das hier nit ein fideler Kneipwinkel." Und mit Bezug auf die kleine Madonna, von Ochſenfurt am Main, fragte er, ob ſie nit eine feſche kleine Perſon wäre, und ſetzte gleich ſelbſt hinzu, daß ſie, weiß Gott, nicht von Pappe ſei. Er ſelber, ſagte er, ſammle nur Japaner, und man war auf der Stelle geneigt, dieſem ſchwarzen Deutſch-Japaner, Pudel- und Sprudelkopf das zu glauben. Einſtweilen ſei er ja nur ein armer Hund, ſagte er, und habe erſt mit japaniſchen Holzſchnitten angefangen. Wenn er aber in vier bis fünf Jahren den nötigen Mammon zuſammengeſcharrt habe, begönne das Japanſammlerge-

ſchäft mit Dampfbetrieb. Kein Volk, ſagte er, könne ja in der Kunſt gegen dieſe Kerle aufkommen.

„Jetzt will ich dir aber was ſagen, mein lieber Ritter," ſo wandte er ſich an ſeinen Freund, „woans du nichts dagegen haſt, hole ich jetzt Lobkowitz und vor allem Miß Eva herein, die mir jetzt eben, wie ich durchs Atelier ging, geſagt hat, ſie wünſche den Helden vom „Roland" abſolut kennen zu lernen." Er ging ohne die Antwort abzuwarten und kam gleich darauf mit Lobkowitz, der bei Ritter arbeitete, und Ritters Schülerin, Miß Eva Burns aus Birmingham, in England, wieder herein.

Der Steinmetzgeſelle hatte die zweite Flaſche des koſtbaren Weins, Römer und einen großen Delfter Teller mit Sandwiches auf den Tiſch geſtellt. Und wie es in ſolchen Fällen zu gehen pflegt, die nun geäußerte Abſicht der beiden Ärzte, ihren ſchon zu lange ausgedehnten Beſuch abzubrechen, war nach einer weiteren halben Stunde in einem Strom guter Laune untergetaucht.

Und wie die kleine Geſellſchaft nach einer weiteren halben Stunde, und ganzen Stunde, noch beim Weine war, ſo war ſie auch noch in Unterhaltungen über das unerſchöpfliche, ihnen allen gleich am Herzen liegende Thema der deutſchen Kunſt feſtgebannt. „Ewig ſchade," ſagte Friedrich, „daß nicht der Geiſt, der die Kunſt der alten Griechen geſchaffen hat, mit dem ganz neuen und tiefen deutſchen Geiſt zu vereinigen iſt, der die Werke von Adam Krafft, Veit Stoß und Peter Viſcher auszeichnet."

Die Dame fragte: „Herr Doktor, haben Sie ſich jemals praktiſch mit bildender Kunſt befaßt?" Willy Snyders antwortete für Friedrich: „Der Doktor ſchwitzt Talent," ſagte er. „Das kann ich beweiſen." Er bewahrte in ſeinem Raritätenſchatz einige ſogenannte Bierzeitungen, die ſein Lehrer mit ernſten und humoriſtiſchen Bildchen verſehen hatte.

„Ich ſchwitze Talent?" ſagte Friedrich errötend. „Gott bewahre mich, Willy. Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein,

glauben Sie dieſem verzückten Schulbuben nicht. Wenn ich Talent haben ſollte, ſo fußt es wahrhaftig nicht auf Bierzeitungen. Ich habe mich einmal praktiſch betätigt, ja! Warum ſoll ich es leugnen, daß ich, wie alle nicht ganz auf den Kopf gefallenen jungen Leute, zwiſchen ſechzehn und zwanzig in der Malerei, in der Bildhauerei und in der ſchönen Literatur dilettiert habe. Daraus können Sie höchſtens ſehen, wie zerfahren ich war, nicht wieviel Talent zur Kunſt ich gehabt habe.

Ich liebe die Kunſt, ich liebe ſie heute mehr als je, kann ich ſagen, weil mir alles, außer der Kunſt, in der Welt problematiſch geworden iſt. — Deutſch geſprochen: ich möchte lieber eine hölzerne Mutter Gottes, wie dieſe da," er meinte das Werk von Riemenſchneider, „geſchnitzelt haben, als Robert Koch und Helmholtz zuſammengenommen ſein. Dies gilt natürlich ausſchließlich für mich, der ich im übrigen dieſe Männer bewundere."

„Na na na na! zum Donnerwetter noch mal, wir ſind auch noch da," rief Peter Schmidt aufſpringend. Sooft er in dieſem Kreiſe von Künſtlern war, die ihn übrigens liebten und vielfach zu Rate zogen, kam der Augenblick, wo die Streitfrage auftauchte, ob Kunſt oder Wiſſenſchaft den Vorrang verdiene: wo dann natürlich der Frieſe die Sache der Wiſſenſchaft heftig verteidigte. „Wenn du," ſagte er jetzt, „dieſe Riemenſchneiderſche Holzfigur ins Feuer ſteckſt, ſo verbrennt ſie, wie Holz. Weder das Holz, noch die unſterbliche Kunſt, die daran ſein mag, widerſteht dem Feuer. Wenn ſie aber zu Aſche geworden iſt, ſo kann ſie natürlich nicht für den Fortſchritt der Menſchheit von Bedeutung ſein. Im übrigen iſt die Welt voller hölzerner Götter und Muttergottesbilder geweſen: aber die Nacht der ſchwärzeſten Unwiſſenheit haben ſie, meines Wiſſens, nicht aufgehellt."

„Ich ſage nichts gegen die Wiſſenſchaft," erklärte Friedrich. „Ich betone ja," fuhr er fort, „daß es ſich um die Kunſtliebe eines höchſt zerfahrenen Menſchen handelt. Alſo, lieber

Peter, beruhige dich!" — „Wenn es Sie wirklich zur Plaſtik zieht," ſagte Eva Burns, die ausſchließlich Friedrichen zugehört hatte, „warum fangen Sie nicht ſchon morgen, hier bei Meiſter Ritter, zu modellieren an?" Ritter meinte luſtig: auf Holzbildhauerei verſtehe er ſich nun wohl eigentlich nicht, immerhin ſtünde er Friedrichen ganz zur Verfügung. Friedrich rief plötzlich unvermittelt: „Um meine kleine Madonna, meine hölzerne Mutter Gottes, komme ich nicht." Er ſtand auf, das Glas in der Hand, und ſo taten alle, um lachend und nicht ohne Nebengedanken auf die kleine Madonna anzuſtoßen. Die Gläſer klangen, und Friedrich fuhr, in etwas gewagter Weiſe, fort:

„Ich wünſchte ſehr, mir wäre gegeben, mit Götterſinn und Menſchenhand, wie Goethe ſagt, das zu tun, was ein Mann bei einem Weibe animaliſch kann und muß." Er legte ſeine Hände, wie wenn er mit ihnen Waſſer ſchöpfen wollte, aneinander. „Ich fühle," rief er, „meine Madonna gleichſam in meinen hohlen Händen, wie einen Homunkulus. Dort lebt ſie. Meine Handflächen ſind eine goldene Muſchel. Nehmen Sie an, meine Madonna ſei eine Spanne groß und beſtünde meinethalben, ſagen wir, aus lebendigem Elfenbein. Darauf denken Sie ſich irgendwo mehrere roſige Tupfen. Denken Sie ſich dieſe kleine Madonna, mit nichts als jenem Mantel bekleidet, den Godiva trug, nämlich mit ihrem aus fließenden Sonnenſtrahlen beſtehenden Haar, und ſo fort, und ſo fort —"

Und Friedrich begann zu improviſieren:

Sprach der Meiſter: tritt in meine Werkſtatt.
Und er nahm in ſeine beiden Hände
Wie der Schöpfer, Gott! ein kleines Bildwerk.
Und erſchüttert ging ſein Herz gewaltig:
Wie du's ſiehſt, ſo ſah ich's einſt lebendig . . .
und ſo fort, und ſo fort
Liefen über meine Hände
Goldne Wogen, kühle Lippen . . .

„Ich ſage nicht mehr! ich ſage nur ſoviel, daß ich dieſe Madonna in deutſchem Lindenholz ſchnitzeln, wie das Leben ſelbſt polychromieren wollte und dann meinethalben zugrunde gehn.“

Der enthuſiaſtiſche Aufſchwung Friedrichs wurde mit lautem Bravo entgegengenommen.

Eva Burns war eine, vielleicht etwas männlich anmutende, ſchöne Perſon, die das fünfundzwanzigſte Jahr überſchritten hatte. Ihr Deutſch und ihr Engliſch war etwas hart, und irgendwie konnte ein übelwollender Zuhörer auf den Gedanken kommen, daß ſie die etwas zu dicke Zunge eines Papageien im Munde habe. Ihr Haar, dunkel und voll, war geſcheitelt und über die Ohren gelegt. Ihre Geſtalt war breit und ohne Tadel. Als Friedrich ſprach und geſprochen hatte, blickte ſie ihn aus ihren großen, dunklen, nachdenklich klugen Augen an.

Endlich ſagte ſie: „Das ſollten Sie aber wirklich zu machen verſuchen.“

Friedrichens Augen und die Augen der Dame trafen ſich, und der junge Gelehrte antwortete ihr in einem Tone, der halb ſtudentiſch und halb ritterlich war. „Miß ... Miß“ — „Eva Burns,“ half Willy weiter! — „Miß Eva Burns aus Birmingham! Miß Eva Burns aus Birmingham, Sie haben ein großes Wort geſprochen. Auf Sie alle Schuld, wenn die Welt um einen ſchlechten Mediziner ärmer und um einen ſchlechten Bildhauer reicher wird!“

Es war inzwiſchen dunkler geworden, und man hatte Kerzen aus feinſtem Bienenwachs auf einem „Leuchterweibchen“, das über dem Tiſche hing, angeſteckt. „Ich habe gar nichts dagegen, wenn du mit Götterſinn und Menſchenhand oder meinethalben nur mit Götterſinn, das heißt mit Vernunft, die Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts zu höheren Typen beeinfluſſen willſt.“ Mit dieſen Worten griff Peter Schmidt abermals in die Debatte ein. „Das ſelbige nämlich iſt, wenn du erlaubſt, das Ziel, das

endliche Ziel der ärztlichen Wiſſenſchaft. Es wird ein Tag kommen, wo die künſtliche Zuchtwahl unter den Menſchen obligatoriſch iſt.“ Die Künſtler brachen in Lachen aus. Unbeirrt ſchloß der Frieſe: „Es wird dann auch mal ein anderer, noch ſchönerer Tag heraufkommen, wo Leute wie wir unter den Menſchen höchſtens wie etwa heut die afrikaniſchen Buſchmänner mitzählen werden.“

Die Lichter des Leuchterweibchens waren heruntergebrannt, als man für angemeſſen hielt, das kleine Gelage abzubrechen. In den Ateliers herrſchte Dunkelheit. Aus irgendeinem Grunde hatten die Arbeiter früher als ſonſt Feierabend gemacht. Mit den Lichtſtümpfchen des Leuchterweibchens wurde in den ausgeſtorbenen Räumen umhergeleuchtet. Lobkowitz deckte partienweiſe die für Chicago beſtimmten Arbeiten ab: der Handel, die Induſtrie, der Verkehr, die Arbeit, die Landwirtſchaft nicht zu vergeſſen! Modelle von Gips und Ton, deren Umfang koloſſaliſch war. „Es kommt nichts heraus bei den Koloſſen in der Kunſt,“ ſagte Ritter. Die Sachen waren mit Verve gemacht und warfen im Schein der Kerzen rieſige Schatten. Willy ſagte: „Alles für den nachträglichen Jubiläumsrummel von fourteen hundred and ninety two, alles für die Chicago World Exhibition. Von Norwegen kommt ein Wikinger Schiff. Der letzte Nachkomme des Chriſtoph Kolumbus, ein knickebeiniger Spanier, wird herumgereicht werden! Ein Rieſenhumbug, was allemal ein Freſſen für die Herrn Amerikaner iſt.“ Willy erklärte, den Mund immer weit aufmachend, Ritter habe den Zuſchlag des rieſigen Auftrags nur ſeiner affenähnlichen Fixigkeit zu verdanken. Die Baukommiſſion habe von Riter, als die anderen noch nicht den Ton naßgemacht hatten, ſchon ſämtliche Skizzen erhalten. „Ich habe damals,“ ſagte Ritter, „noch in meinem kleinen Atelier in Brooklyn, geſchlagene achtundvierzig Stunden lang die Hände nicht aus dem Tonkaſten gekriegt!“ — Alle dieſe

dekorativen Arbeiten waren von bestechender Mache. „Sie genieren mich keinesfalls," meinte Ritter, „denn nach Schluß der Ausstellung existieren sie nur noch auf der Photographie." Willy schloß: „So sind nun mal die Amerikaner. Bitte ein Washington-Denkmal, Mister Ritter! Haben Sie vielleicht zufällig ein fertiges Washington-Denkmal in der Westentasche?" — „Nein! wird aber bis heut Abend beschafft werden." — „Das kann der Kerle!" Willy berührte seinen vergötterten Ritter leicht, „und deshalb paßt er in the United States of America."

Man trat nun in eine besondere Werkstatt Ritters ein, wo Arbeiten von einem ganz anderen Geiste zu sehen waren. Während die Giebelfiguren für Chicago den bekannten weltmarktschreierischen Charakter nicht verleugneten, war hier alles künstlerisch. Ein Hochrelief, singende Mädchen darstellend, stand, noch unvollendet, in Ton auf einer starken Staffelei und zeigte gute Eigenschaften. Man sah, noch in Ton, einen dekorativen Fries, Putti mit Ziegenböcken, tanzende Faune, Mänaden, Silenus auf seinem Eselein, kurz einen figurenreichen Bacchantenzug. Man sah, ebenfalls noch in Ton, eine Brunnenfigur, einen nackten Mann, der einen Fisch, den er in Händen hielt, jovialisch betrachtete. Ein zweiter Sankt Georg, der sein Vorbild im florentiner Nationalmuseum von Donatellos Hand nicht verleugnete, war bereits im Gipsabguß fertiggestellt. In allen diesen Werken war eine glückliche Mitte zwischen den Griechen und Donatello gefunden und ein Stil, der bei aller erlaubten Abhängigkeit die Art des Meisters zum Ausdruck brachte.

Die hier vereinten Arbeiten waren ohne Ausnahme für den Schloßbau eines amerikanischen Krassus bestimmt, eines Mannes, der an dem jungen Bildhauer und seiner Kunst „einen Narren gefressen hatte", und der mit Eifersucht wachte, damit von seinen Schöpfungen nichts in fremde Hände geriet. Er fühlte sich ganz als ein neuer Medici. Der Bau des Palastes, der innerhalb weiter Gärten auf

Long Island für ihn, seine Frau und seine Tochter errichtet wurde, und der fast ganz aus Marmor bestand, hatte bereits Millionen von Dollarn verschlungen. Weitere waren auf den Etat gestellt. Der plastische Schmuck der Gärten, der Höfe und der Räume des Hauses sollte, und zwar ausschließlich von Ritter, nach freiem Ermessen geschaffen werden. Welche Aufgaben in diesem Amerika! Wären Talente so leicht zu beschaffen, wie der Dollar in „our country" zu beschaffen ist, so müßte das ein drittes, womöglich noch größeres Rinascimento, als das große italienische war, hervorrufen.

Friedrich war von dem einzigartigen Glück des jungen Mannes förmlich berauscht, wobei er besonders den Zusammenklang von Erfolg und Verdienst bewunderte. Wenn er die Fülle dieser scheinbar spielend geschaffenen Werke und den Gleichmut des jungen Meisters mit dem eignen, zerwühlten Dasein verglich, überkam ihn zum erstenmal etwas wie Pariagefühl, ja hoffnungslose Niedergeschlagenheit. Wie der Lichtschein der Kerze über das reiche Schöpfungswerk Ritters glitt, der überall Form und Seele in den nassen, formlosen Ton hineingebildet hatte, redete es in Friedrich immerzu: „Du hast dein Dasein versäumt! deine Tage vertan! das Verlorene wirst du niemals einbringen!" Und die Stimme des Neides, der bitteren, vorwurfsvollen Anklage gegen irgendein namenloses, höheres Wesen, regte sich und wollte wissen, warum dieses Wesen ihn, Friedrich, nicht bei Zeiten einen solchen Weg hatte einschlagen lassen.

Das Leben Ritters hatte in der Heimat einen Knick bekommen. Irgendein rüder Vorfall beim Militär hatte den jungen Menschen erst zur widersetzlichen Tätlichkeit und dann zur Desertion bewogen. Nun war er seit einigen Jahren in Amerika und mußte sich sagen, daß der Knick in der Heimat eine unumgängliche Sache gewesen war, um das Reis in den neuen, wirklich dafür geeigneten Humus verpflanzen zu können. Schlicht, harmonisch und gerade wuchs die Persön-

lichkeit Ritters hier wie ein bevorzugter Baum empor, und der Mangel des jungen Prinzen aus Genieland an militärischer Subordination ward vom Fatum durch die ihm zukommende Superordination ein für allemal ausgeglichen.

Ritter sagte plötzlich zu Friedrich: „Sie haben ja auch den Berliner Bildhauer Toussaint an Bord des ‚Roland' gehabt." Unter der Hand hatte Peter Schmidt die Künstler ersucht, die Schiffskatastrophe nicht zu berühren, weil dies, bei der nervösen Eigenart des Freundes, von üblen Folgen sein könne. Diese Mahnung geriet in Vergessenheit. „Der arme Toussaint," sagte Friedrich, „hoffte hier goldene Berge zu finden. Und doch war er nur so etwas wie ein Zuckerbäcker-Genie."

„Und doch versichere ich Sie," sagte jetzt Lobkowitz, „als Mensch war er gewissermaßen großartig. Er war nur durch eine dem gesellschaftlichen Leben sehr zugetane Frau und durch den Strahl der Gnade von hoher Stelle in seinen Vermögensverhältnissen, trotz großer Erfolge, zurückgekommen. Wenn er den Boden Amerikas erreicht hätte, würde er möglicherweise seine Frau sitzen gelassen haben und ein ganz anderer Mann geworden sein. Er wollte nur schuften, er wollte nur arbeiten, am liebsten womöglich unter tüchtigen Handwerkern mit heraufgestreiften Hemdsärmeln auf dem Baugerüst stehn. Einmal hat er im Vorbeigehen zu mir gesagt," schloß Lobkowitz: ‚Wenn Sie mal in Amerika gelegentlich einem Maurergesellen begegnen sollten, der in der Arbeitspause seinen Whisky mit Brot und Kümmelkäse zu sich nimmt und mir ähnlich sieht, so denken Sie nur getrost, ich bin's. Und dann brauchen Sie mich nicht bedauern, sondern Sie können mir gratulieren."

Wieder einer, dachte Friedrich, der das beste Teil seines Wesens unter der Geckerei seiner Zeit verborgen gehalten hat, und der, wie ich, die Entscheidung zwischen Sein und Schein vergebens suchte.

Die Gig des Bildhauers ſtand vor der Tür und wurde Friedrich und Doktor Peter Schmidt, der wieder nach Meriden zurückwollte, zur Fahrt nach der Station zur Verfügung geſtellt. Beide Herren mußten ſich zu dem öſterreichiſchen Trainer, Kammerdiener oder was er nun war, in das kleine Gefährt hineinquetſchen. Ritter hatte ihn als Miſter Boaba vorgeſtellt. Er war ein in den Jahren Ritters ſtehender Menſch, der den üblichen kleinen runden Hut von brauner Farbe, braune Handſchuhe und den kurzen Überrock der Jockeis, von einer ähnlichen Farbe, trug. Er hatte ein ſtarkes Kinn, ſeine Naſe war fein, Bartflaum bedeckte die Oberlippe. Man mußte ihn einen ſchönen Jüngling nennen, da das kühne, jünglingshafte Naive in ſeinem Antlitz vorherrſchend war. Er lächelte leicht und wie beglückt, als er den prächtigen Eiſenſchimmel durch das Gewirr der Cabs, Laſtfuhrwerke und Trambahnwagen hindurchlenkte.

Bei aller Phantaſtik, die durch die wilden Ausſchweifungen der Technik in dieſem Stadtbild erzeugt wurde, hatte die Stadt doch den Charakter eines Proviſoriums. Die Haſt, der Fleiß, die Eile, der Erwerbstrieb, die Dollarraſerei hatten die Technik überall zu verwegenen Leiſtungen aufgepeitſcht. Die Wolkenkratzer, an deren Fuß man vorüberkam, die Hochbahn, unter deren Trägern man hindurchmußte, der Schienenſtrang auf offenem Platz ohne jede Barriere, auf dem zweiſtimmig, ununterbrochen heulend, der Schnellzug vorüberdonnerte, gaben ein Bild davon. Dieſe Hochbahn, die wie eine durchleuchtete Schlange auf einer einzigen Reihe von Trägern lief, bog jäh um die Ecken, kroch in jedes Sträßchen und Gäßchen hinein, beinahe konnte man aus den Fenſtern der Stockwerke die Wagen ſtreifen. „Tollheit, Irrſinn, Wahnſinn!“ ſagte Friedrich. „Das iſt nicht ſo ohne weiteres wahr,“ Peter Schmidt, „hinter alledem ſteckt grade eine ganz rückſichtsloſe und hemmungsloſe Nüchternheit und Zweckmäßigkeit.“ — „Es wäre ganz

ſcheußlich, wenn es nicht ſo großartig wäre," rief Friedrich durch den Lärm zurück. Immer noch Roland! Roland! „Wreck of the gigantic steamer Roland!" ſchrien die Zeitungsjungen. — Was iſt das? Was war das? Ich wühle im Leben! dachte Friedrich. Was geht mich dieſe Geſchichte an? Da der Verkehr ſich ſtaute, mußte der Eiſenſchimmel ſtillſtehen. Er kaute Kandare, er warf den Kopf, Schaumflocken flogen von ſeinem Maule. Er blickte ſich um, als ob er mit ſeinem heroiſch feuerſprühenden Auge den jungen, verkappten, öſterreichiſchen Offizier, der die Zügel hielt, auf Herz und Nieren prüfen wollte. Bei dieſem aufgezwungenen Stillſtand merkte Friedrich, wie Stöße von „World", „Sun" und „New Yorker Staatszeitung" von der drängenden, ſtoßenden, ſchiebenden Menſchenmenge konſumiert wurden. Die Kuh frißt Gras, und New York fraß Zeitungen. Und Gott ſei Dank, in der „World", die Peter Schmidt von einem Zeitungsjungen, der ſich mit Lebensgefahr durch die Wagen bis zu ihm durchſchlängelte, gegriffen hatte, ſtand vor „Roland" bereits eine neue Senſation. Grubenunglück in Pennſylvanien. Dreihundert Bergleute abgeſchnitten. Ein dreizehnſtöckiger Wolkenkratzer, eine Spinnerei ausgebrannt. Vierhundert Arbeiterinnen umgekommen. „Nach uns die Sintflut," ſagte Friedrich, „die Kohle iſt teuer, das Getreide iſt teuer, der Spiritus, das Petroleum, aber der Menſch iſt billig wie Brombeeren. Sind Sie nicht auch der Meinung, Herr Boaba," ſchloß Friedrich, „unſere Ziviliſation iſt ein Fieber von einundvierzig Grad? Muß man nicht ſagen, daß dieſes New York ein Tollhaus iſt?"

Aber der delphiſche Wagenlenker Boaba hatte mit unnachahmlicher Eleganz die freie Hand nach Art eines öſterreichiſchen Offiziers an die Mütze geführt, wobei ein ebenſo beſtimmtes als glückliches Lächeln ſeine Mundwinkel kräuſelte, und ſeine Antwort enthielt durchaus keine Zuſtimmung. „Well, I love life; here one really lives. When there is no war in Europe, then it is wearisome." Er ſprach Engliſch,

wodurch er ſein Verhältnis zum alten Kontinent in klarer Form zu erkennen gab.

Auf dem Bahnhof ſagte Peter zu Friedrich, indem er ihm in ſeiner deutſchen Manier die Hand drückte: „Jetzt kommſt du aber bald mal zu mir heraus, nach Meriden, Menſchenskind. Meriden iſt eine Landſtadt, und dort kann man ſich beſſer als hier erholen!“ Mit einem leiſen fataliſtiſchen Lächeln antwortete Friedrich: „Ich habe in meinen Entſchlüſſen nicht ganz freie Hand, mein Sohn!“ — „Wieſo nicht?“ — „Ich habe Pflichten! ich bin gebunden!“ — Mit der Indiskretion intimſter Freundſchaft fragte nun Schmidt: „Hängt es mit der Madonna aus Holz zuſammen?“ — „Kann ſein,“ ſagte Friedrich, „daß es ſo etwas Ähnliches iſt. Das arme kleine Ding hat ſeinen Vater, alſo ſeinen Beſchützer verloren, und da ich gewiſſermaßen an ihrer Rettung beteiligt war ...“ — „Alſo doch,“ ſagte Schmidt, „das Mädchen im Hemd und die Strickleiter!“ — „Ja und nein,“ gab Friedrich zurück; „ich erzähle dir ſpäter mal das nähere. Jedenfalls gibt es Augenblicke, wo einem plötzlich überraſchenderweiſe die ganze Verantwortung für irgendeinen Nebenmenſchen zugeſchoben wird.“ Peter Schmidt lachte: „Du meinſt, wenn einem im Trubel der Großſtadt plötzlich ein Säugling von einer fremden Frau in die Arme gelegt wird, mit der Bitte, ihn eine halbe Minute zu halten, und wenn die Frau dann nicht wiederkommt?“ — „Ich werde dir alles ſpäter erklären!“ — Der Zug mit den langen und gut gebauten Bahnwagen ſetzte ſich langſam in Bewegung: ganz ohne allen Lärm ſchlich er ſich gleichſam unbeachtet davon.

Friedrich hatte, ins Klubhaus zurückgekehrt, durch Petronilla bei Ingigerd anfragen laſſen, ob ſein Beſuch genehm wäre. Die Alte kam wieder mit der Nachricht, daß die Signorina in einer Viertelſtunde bitten laſſe. Sie ſetzte hinzu: der Signor Pittore Franck ſei bei ihr. Bevor dieſer Nachſatz

gesprochen wurde, hatte Friedrich die Absicht gehabt, sich zu säubern und umzuziehen. Nun aber stieg ihm das Blut zu Kopf, und er lief, immer zwei, drei Stufen auf einmal nehmend, sogleich ins erste Stockwerk hinauf, wo er heftig an Ingigerds Tür pochte. Da niemand „herein!" rief, trat er unaufgefordert ein und sah neben Ingigerd, Seite an Seite, den Zigeunerjüngling Franck sitzen. Er hatte unter die Glühlichtbirnen einen ziemlich großen Bogen Papier gelegt und zeichnete etwas, was Friedrich im Nähertreten als flüchtige Skizzen für Kostüme erkannte. „Ich ließ Sie doch bitten, erst in fünfzehn Minuten zu kommen," sagte ein Mäulchen ziehend Ingigerd. — „Und ich komme, wenn es mir paßt," sagte Friedrich.

Franck stand auf, ohne jede Eile, und ging, den jungen Gelehrten geradezu herzlich angrinsend, zur Türe hinaus. Ingigerd rief ihm nach: „Aber, Rigo, Sie haben versprochen, wiederzukommen."

Mit spürbarem Ärger und ziemlich grob fragte Friedrich: „Was hat denn dieser Jüngling in deinem Zimmer zu suchen, Ingigerd? Und Rigo? Was heißt denn Rigo? Seid ihr beide denn blödsinnig?" — Obgleich dieser Ton der kleinen Schiffbrüchigen etwas Neues sein mußte, schien er doch zunächst der rechte zu sein, denn sie sagte sehr demütig: „Warum sind Sie so lange weggeblieben?" — „Das werd' ich dir später erzählen, Ingigerd, aber wie wir jetzt stehen, verbitte ich mir solche Freundschaften. Wenn du etwas tun willst, schenke dem Schlingel einen Kamm, eine Nagelbürste und eine Zahnbürste. Übrigens heißt der Jüngling nicht Rigo, sondern Max, ist ziemlich verlumpt und wird ausschließlich von seinen Freunden durchgefüttert."

Ingigerd hatte es leicht, Friedrich zu beschämen: ob jemand arm sei oder reich, sagte sie, geckenhaft oder schlecht gekleidet, das mache für sie keinen Unterschied. Friedrich verstummte und drückte die Lippen in ihren Scheitel.

„Wo bist du gewesen?" fragte das Mädchen. Friedrich

erzählte von Peter Schmidt und von den fröhlichen Stunden, die er in Ritters Atelier durchlebt hatte. Sie ſagte: „Ich liebe das nicht! ich mag ſo etwas nicht!“ und ſetzte hinzu: „wie kann man nur Wein trinken.“

Ungefähr eine Stunde nach dieſen Vorgängen erſuchte Friedrich ſeinen früheren Schüler, Willy Snyders, ihm eine Penſion ausfindig machen zu helfen, wo Ingigerd gut aufgehoben ſei. Willy müſſe einſehen, meinte er, daß es nicht wohl anginge, eine junge Dame in einem Klubhauſe von Junggeſellen wohnen zu laſſen. Willy ſah es ein, ja er hatte bereits eine vorzügliche Unterkunft in der Fifth Avenue ausgemittelt.

Am Morgen des nächſten Tages war Friedrich, abermals, von einer Erregung übermannt, bei Ingigerd eingetreten. Der Entſchluß, der ihn diesmal beherrſchte, hatte als Urſache, einen Sturm des Gemüts, das ſich reinigen wollte. Er ſagte: „Das Schickſal, Ingigerd, hat uns zuſammengeführt. Du wirſt, wie ich, ein Gefühl haben, als ob, trotz alles Zufälligen, das wir miteinander durchlebt haben, Vorherbeſtimmung im Spiele geweſen ſei.“ Und er begann eine durchdachte Beichte der Zuſtände ſeiner Vergangenheit: erzählte von ſeinen Jugendjahren, erzählte mit aller möglichen Schonung und Liebe von ſeiner Frau. Es ſei keine Hoffnung, ſie wieder geſund zu ſehen. „Ich habe mir ihretwegen,“ fuhr er fort, „gewiß keinen anderen Vorwurf zu machen, als daß ich eben auch nur ein Menſch mit guten Abſichten und mangelhaftem Vollbringen geweſen bin! Aber ich war vielleicht inſofern kein Mann für ſie, als ich ſie durch Ruhe des Gemüts, die mir ſelbſt meiſtens fehlt, nicht ſtützen konnte. Und jedenfalls, als der Zuſammenbruch endlich kam und, weil ein Unglück ſelten allein kommt, auch zugleich äußere Fehlſchläge einſetzten, hatte ich Not, mich ſelbſt aufrechtzuerhalten. Ich ſage es ungern,“ fuhr er fort, „aber es iſt die Wahrheit, und ich ſage es dir, ich habe, bevor ich dich ſah, mehr als einmal den Revolver zu einem ganz

bestimmten Zweck in der Hand gehabt. Das Leben war mir auf eine bleierne Weise uninteressant geworden. Dein Anblick, Ingigerd, und seltsamerweise der Schiffbruch, den ich nun auch in Wirklichkeit, nicht nur symbolisch genommen, erleben mußte, hat mich das Leben wieder schätzen gelehrt! Dich und das nackte Leben, die beiden Dinge, die ich aus dem Schiffbruch gerettet habe. — Was geschehen ist, gab ich vor zu suchen, Ingigerd! Aber es kam viel, viel mehr über mich, als ich gesucht habe. Wieder steh' ich auf festem Land. Ich liebe den Boden. Ich möchte ihn streicheln: dennoch bin ich noch nicht geborgen, Ingigerd! dennoch bin ich wund, innen und außen. Du hast verloren! ich habe verloren: wir haben die andre Seite des Daseins, den unaustilgbaren Abgrundschatten des Daseins gesehen. Ingigerd: wollen wir beide zusammenhalten? Willst du für einen Zerrissenen und Gepeitschten, heute Gierigen, morgen Übersättigten, der sich nach Ruhe, nach Frieden sehnt, die Ruhe, der Frieden sein? Könntest du alles das aufgeben, was bisher dein Leben erfüllt hat, Ingigerd, wenn ich alles das hinter mir lasse, womit sich mein Leben bisher verzettelt hat? Wollen wir beide ein neues Leben beginnen, schlicht und scheinlos und auf eine neue Basis gestellt, und als einfache Menschen leben und sterben? Ich will dich auf meinen Händen tragen, Ingigerd." Und er formte die Hände, wie er es im Kreise der Künstler, als er von seiner Madonna sprach, getan hatte. — „Ich will ..." Aber er unterbrach sich und sagte: „Rede! sage von zwei Worten das eine, Ingigerd! Kannst du ... kannst du mein Kamerad werden?"

Ingigerd stand am Fenster, blickte in den Nebel hinaus und klopfte mit einem Bleistift gegen die Scheiben. Dann sagte sie: „Ja, vielleicht, Herr von Kammacher!" Er fuhr auf: „Vielleicht? — Und Herr von Kammacher?" — Sie wandte sich um und sagte schnell: „Warum bist du gleich immer so furchtbar heftig? Kann ich denn wissen, was ich kann und was ich nicht kann und ob ich für das, was du

willſt und brauchſt, geeignet bin?" Er ſagte: „Es handelt ſich hier um Liebe!" — „Ich habe dich gern, jawohl," ſagte Ingigerd, „aber ob das Liebe iſt, wie ſoll ich das wiſſen?" Es kam Friedrich vor, als ob er ſich nie in ſeinem Leben ſo tief, wie jetzt, entwürdigt hätte.

Indeſſen hatte es an die Tür geklopft, und ein Herr im Paletot, den Zylinder in der Hand, die landesüblichen braunen Handſchuhe an den dicken Händen, war mit einem „Excuse me" eingetreten. Als er ſich überzeugt hatte, daß er Ingigerd Hahlſtröm gegenüberſtand, ſtellte er ſich als Direktor Lilienfeld vom Fifth Avenue-Theatre vor und überreichte zugleich ſeine Karte. Dieſer Karte entnahm Friedrich, während der Beſucher das Mädchen in einem längeren Speech anredete, daß Lilienfeld nicht nur Direktor des Fifth Avenue-Theaters, ſondern auch Inhaber eines Varietés und überhaupt von Beruf Impreſario war. Herr Lilienfeld ſagte, er kenne die Adreſſe des „gnädigen Fräuleins" durch den armloſen Kunſtſchützen Stoß. Es ſei ihm zu Ohren gekommen, daß ſie mit Webſter und Forſter in Unſtimmigkeiten geraten ſei. Da habe er ſich geſagt: er wolle ſich jedenfalls der Tochter eines guten Freundes nicht vorenthalten. Er hatte nicht nur ihren Vater, ſondern auch ihre Mutter gekannt. Und Herr Direktor Lilienfeld ging dazu über, Ingigerd ſein Bedauern über den Tod ihres Vaters, ſeines Freundes, auszudrücken.

„Fräulein Ingigerd Hahlſtröm," ſagte Friedrich, „konnte bis jetzt aus Geſundheitsrückſichten nicht öffentlich auftreten. Nun haben aber inzwiſchen Webſter und Forſter die junge Dame auf eine ſo krüde und rüde Weiſe durch Mittelsperſonen und Briefe bedroht, daß ſie jetzt den Entſchluß gefaßt hat, bei dieſen Leuten keinesfalls aufzutreten," — „Nie!" ſagte Ingigerd. „Nimmermehr!"

Friedrich fuhr fort: „Die Gage iſt außerdem eine erbärmliche! Wir haben hier Briefe mit Angeboten, die auf

das Dreifache, ja Vierfache gestiegen sind." — „Das ist ganz in der Ordnung!" erklärte Direktor Lilienfeld. „Gestatten Sie, daß ich mit meinem Rat nicht zurückhalte: vorerst möchte ich Sie beruhigen, wenn Sie etwa durch die Einschüchterungsversuche von Webster und Forster unsicher gemacht sein sollten. Der Vertrag mit Ihrem Herrn Vater hat nämlich, aus verschiedenen Ursachen, keine gesetzliche Gültigkeit. Der Zufall hat es mit sich gebracht, daß ich über die Scheidungsmodalitäten Ihres verstorbenen Herrn Vaters und Ihrer Frau Mutter durch beide Parteien und dann durch meinen Bruder, den Rechtsanwalt Ihres verstorbenen Vaters, ziemlich genau unterrichtet bin. Damals sind Sie, mein Fräulein, rechtlich der Mutter zugesprochen. Ihr Vater hat also, genau genommen, zu Abschluß eines Vertrages überhaupt kein Recht gehabt. Sie sind geflohen, Sie sind mit Ihrem Papa gegangen, weil Sie Ihrem Papa mit Leib und Seele anhingen, und weil das Einvernehmen zwischen Ihnen und Ihrer Frau Mama vielleicht ein weniger gutes war. Und ich stehe nicht an, zu sagen: Sie taten recht, sehr recht daran! Denn er hat Sie, Ihr Vater, zur großen Künstlerin ausgebildet."

„Jawohl, ich danke!" lachte unwillkürlich, gegen eine solche Erziehung zur Kunst noch bei der bloßen Erinnerung protestierend, Ingigerd. „Er hat mich jeden geschlagenen Vormittag, während er höchst gemütlich seine Shagpfeife rauchte, auf einem Teppich splitterfasernackt Sprünge und Verrenkungen machen lassen. Nachmittags hat er sich ans Klavier gesetzt, und dann ging die Sache von frischem los."

Der Direktor fuhr fort: „Ihr Vater war darin schlechterdings großartig. Drei oder vier internationale Stars allererster Größe hat er, wenn Sie es mir zu sagen erlauben, auf die Tanzbeine gestellt. Er war der Tanzmeister beider Welten." Der Direktor lachte vielsagend: „Freilich auch noch manches andere Interessante nebenbei. Aber bleiben wir bei der Hauptsache: wenn Sie wollen, ist Ihr Vertrag bei Webster und Forster bedeutungslos."

„Ich leugne nicht," begann er aufs neue und wandte ſich diesmal beſonders gegen Friedrichen um, „ich leugne nicht, daß ich in den Grenzen eines Gentleman auch Geſchäftsmann bin. Und in dieſer Eigenſchaft geſtatte ich mir, an Sie eine Frage zu richten, Herr Doktor: beſteht bei Ihnen überhaupt noch die Abſicht, Ihre Schutzbefohlene öffentlich auftreten zu laſſen, oder iſt vielleicht bei Ihnen und ihr der Entſchluß gereift, ſich ins private Leben zurückzuziehen?" — „O nein," ſagte Ingigerd ſehr entſchieden.

Friedrich kam ſich vor, wie ein Schwertſchlucker, der ſich von dem Stahl zu befreien nicht gleich imſtande iſt. „Nein," ſagte auch er, „ich würde zwar wünſchen, daß Fräulein Ingigerd überhaupt nicht mehr auftrete, weil ſie von zarter Geſundheit iſt. Aber ſie ſelbſt behauptet, ſie brauche die Senſationen. Und wenn ich die Anträge überblicke, die Honorare, die ihr geboten ſind, ſo weiß ich nicht, ob ich ein Recht habe, ſie zurückzuhalten."

Der Direktor ſagte: „Herr Doktor, ich bitte Sie, tun Sie das nicht! — Ich fand unten die Türe geöffnet, ich trat ins Haus, ich klopfte an mehrere Türen, niemand gab Antwort, niemand öffnete. Endlich gelangte ich bis hierher und hatte das Glück, am Ziele zu ſein. Mein Fräulein, Herr Doktor, laſſen Sie mich die Sache mit Webſter und Forſter ausfechten, Leuten, die wirkliche Blutſauger ſind, und die überdies die Dame beleidigt haben. Denn ich kann Sie verſichern, es werden von dort aus fortwährend Gerüchte der allerniederträchtigſten Art in Umlauf geſetzt." — „Bitte, Namen!" ſagte erbleichend Friedrich. „Pſt!" — Der Direktor erhob beſchwichtigend beide Hände, und es kam Friedrich vor, als ob der Geſchäftsmann diebiſch zwinkere. Es war, als wenn ein plötzlich aufdringendes, breites Lachen ihm unvermutet allen Geſchäftsernſt verdarb. „O Gott," rief er, „vielzuviel Ehre! vielzuviel Umſtände!" Und der Mann ſah Friedrich nun zyniſch mit runden und großen Augen gerade an. Dann fuhr er fort: „Ich überbiete bei einem Engagement

um fünfhundert Mark pro Abend, also zirka hundertundvierzig Dollar, jedes bis jetzt erfolgte Angebot, alle Spesen und Kosten ausgenommen. Treten Sie in zwei, oder drei, oder vier Tagen auf. Wenn Sie einverstanden sind, können wir gleich zum Anwalt fahren."

Kaum zehn Minuten später standen Friedrich und Ingigerd mit etwa zwanzig Personen in einem Riesenlift, der sie in den fünften Stock eines Geschäftshauses in der City hinaufführte. Lilienfeld sagte zu Friedrich: „Wenn Sie so etwas noch nicht kennen, werden Sie staunen über die Office eines gesuchten amerikanischen Rechtsanwalts. Es sind ihrer übrigens zweie: Brown und Samuelson. Aber Brown ist ein Schwachkopf, der andere macht alles."

Gleich darauf standen sie vor Samuelson, dem berühmten New Yorker Rechtsanwalt. In einem Riesensaal, einer Schreibfabrik, wo Damen und Herren an Schreibmaschinen arbeiteten, war für den Chef mit Holz und blindem Glas ein Raum abgeteilt. Der Mann, nicht sehr groß, hatte schlechte Farbe und trug einen Christusbart. Seine Kleidung war keineswegs neu, eher abgeschabt. Er war überhaupt kein Musterbeispiel amerikanischer Sauberkeit. Man schätzte sein Jahreseinkommen in Dollarn nach Hunderttausenden. Der Vertrag zwischen Lilienfeld und Ingigerd wurde in fünfzehn Minuten abgeschlossen, ein Vertrag, der, bei Ingigerds Minderjährigkeit, beiläufig ebensowenig als der mit Webster und Forster rechtsgültig war. Übrigens zeigte sich Herr Samuelson, der mit sehr leiser Stimme sprach, über die Sachlage im Falle Hahlström-Webster und Forster eingehend informiert. Er lächelte nur sehr geringschätzig, als man auf diese Herren und ihre Ansprüche zu reden kam und sagte: „Wir lassen sie ruhig an uns herankommen."

Als Ingigerd und Friedrich während der Heimfahrt im Cab allein saßen und die vordere Fensterwand geschlossen war, umarmte Friedrich das Mädchen mit Leidenschaft. „Wenn du öffentlich auftrittst, Ingigerd," sagte er, „ich werde wahnsinnig."

Der arme junge Gelehrte begann aufs neue die Pein, die er litt, diesmal unter heißen Umarmungen auszuſchütten. Er ſagte: „Ich bin ein Menſch, der ertrinkt! der noch hier auf geſichertem Boden, wenn du ihm nicht die Hand gibſt, ertrinken muß! Du biſt ſtärker als ich! du kannſt mich erretten. Die Welt iſt mir nichts, was ich verloren habe, war mir nichts, wird mir nie etwas ſein, wenn ich dich dafür eintauſche.“

„Du biſt nicht ſchwach!“ ſagte Ingigerd. Sie atmete ſchwer, ihre ſchmalen Lippen trennten ſich. Und wieder lag das furchtbar verführeriſche Lächeln einer Maske über ihrem bewußtloſen Antlitz verbreitet. Sie hauchte: „Nimm mich! entführe mich.“

Sie ſchwiegen lange, während das Cab auf ſeinen Gummirädern dahinrollte. Dann ſagte Friedrich: „Nun mögen ſie lange auf dich warten, Ingigerd. Morgen ſind wir bei Peter Schmidt, in Meriden!“ Aber ſie lachte, ja lachte ihn aus, und er merkte ſehr wohl, daß er ihren Körper, aber nicht ihre Seele zum Schmelzen gebracht hatte.

Man hielt vor dem Klubhaus. Friedrich brachte Ingigerd bis zur Haustür. Wortlos, mit ſeiner Erſchütterung und Beſchämung kämpfend, drückte er ihr die Hand. Wortlos ſtieg er ins Cab zurück. Dem Kutſcher hatte er irgendein Ziel, was ihm gerade einfiel, angegeben.

Friedrich verkroch ſich. Er ſchämte ſich. Sobald er allein ſaß, nannte er ſich in leidenſchaftlichſter Inbrunſt mit den allerverächtlichſten Schimpfnamen. Er nahm ſeinen Schlapphut, den er immer noch nicht durch den New Yorker Zylinder erſetzt hatte, vom Kopf, wiſchte den Schweiß von der Stirn und ſchlug zugleich mit der Fauſt dagegen. „Mein armer Vater! in einem Monat werd' ich vielleicht nicht mehr und nicht weniger, als der Zuhälter einer Dirne ſein. Man wird mich kennen, mich honorieren. Jeder deutſche Barbier in New York wird erzählen, wer mein Vater iſt, von was ich lebe und wem ich nachlaufe! Ich werde der Pudel, der Affe,

der Gelegenheitsmacher dieſes nichtsnutzigen kleinen Balgs und Teufels ſein. Die ganze deutſche Kolonie in den kleinen und großen Städten, wo wir auftauchen, wird in mir ein typiſches Beiſpiel dafür ſehen, bis zu welchem ekelhaften Grade ein Mitglied des deutſchen Adels, bis in welche Kloake ein ehemals tüchtiger Menſch, Mann und Familienvater ſinken kann."

In dieſem Zuſtand der Einkehr und der Beſchämung ließ Friedrich, während der ſchnellen Fahrt durch den Broadway, die Blicke wie blind an den Häuſern entlanggleiten. Plötzlich ſchnellte er aus der zurückgelehnten, gleichſam verkrochenen Lage empor, weil ihm die Aufſchrift, „Hofmann Bar" in die Augen fiel. Er ſah nach der Uhr und erinnerte ſich der auf der „Hamburg" getroffenen Abrede. Es war der Tag und es war die Zeit zwiſchen zwölf und eins, wo ſich die Schiffbrüchigen mit ihren Rettern in der Hofmann Bar nochmals treffen wollten. Das Cab fuhr, trotz des von Friedrich gegebenen Halteſignals, an der Bar vorbei. Friedrich ſtieg aus, lohnte ab und war gleich darauf in den bekannten New Yorker Trinkraum eingetreten.

Er ſah einen langen Schenktiſch, Marmorplatten, Marmorverkleidungen, Meſſing, Silber, Spiegel, auf denen kein Stäubchen zu entdecken war. Sehr viel blanke, leere Gläſer, Gläſer mit Strohhalmen, Gläſer mit Eisſtückchen. Barkeepers, in tadelloſe Leinwand gekleidet, beſorgten die verſchiedenartigen amerikaniſchen Drinks, mit einer Gewandtheit, die an Kunſt ſtreifte, und einer Gelaſſenheit, die durch nichts zu ſtören war.

Die Wand hinter dem Schenktiſch hatte bis zu erreichbarer Höhe viele blitzende Zapfhähne aus poliertem Metall und Durchgänge in die Vorrats- und Wirtſchaftsräume. Darüber war ſie mit Bildern behängt. Friedrich ſah über den Köpfen der längs der Bar ſtehenden oder hockenden Leute, die den runden Hut oder Zylinder nach hinten geſchoben hatten, einen köſtlichen weiblichen Akt von Courbet, Schafe

von Troyon, eine helle, wolkige Meerlandschaft von Duprés, mehrere ausgesuchte Stücke von Charles François Daubigny: eine Dünenlandschaft mit Schafen, eine andere mit doppeltem Vollmond: über dem Horizont und als Spiegelung in einem Tümpel, dabei zwei wiederkäuende Stiere! — Friedrich sah einen Corot: Baum, Kuh, Wasser, herrlicher Abendhimmel! — einen Diaz: Weiher, alte Birke, Lichtreflexe im Wasser! — einen Rousseau: riesiger Baum im Sturm! — einen Jean François Millet: Topf mit Rüben, Zinnlöffel, Messer! — ein dunkles Porträt von Delacroix! — noch einen Courbet: Landschaft, gespachtelt, kompakt in der Malerei! — einen kleinen Bastien Lepage: Mädchen und Mann im Gras, mit sehr viel Licht! — außerdem viele andere, vorzügliche Bilder. Er war von dem Anblick so gebannt, daß er beinahe vergaß, was er eben durchlebt hatte und weshalb er gekommen war.

Da Friedrich die Augen, in fast vollkommener Selbstvergessenheit, auf diese Adelsgalerie französischer Kunst gerichtet hatte, ward er durch eine etwas laute Gruppe von Gästen gestört, die sich durch Geschrei, Gelächter und eine gewisse Zappeligkeit von der Ruhe der übrigen unterschieden. Plötzlich wurde ihm eine Hand auf die Schulter gelegt, er erschrak und sah einem Mann in die Augen, dessen bärtiger Kopf ihn fremd und gewöhnlich anmutete. Cocktails und andere gute Getränke hatten der Gesichtshaut des Mannes einen päonienartigen, ins Bläuliche spielenden Anstrich gegeben. Der Fremde sagte: „Wat is mich denn dat, leiwer Doktor, kennen Sie Kapitän Butor nicht?" Gott ja, das war ja der Kapitän, der Mann, dem Friedrich sein Leben verdankte.

Und nun erkannte er auch die Gruppe, deren Lärm ihn beim Betrachten der Malereien gestört hatte. Es war der armlose Artur Stoß, dessen Bursche Bulke etwas abseits saß. Es war Doktor Wilhelm, der Maler Fleischmann, der Maschinist Wendler. Es waren zwei Matrosen vom „Ro-

land", die neue Anzüge und Mützen bekommen hatten. Man hatte sie bereits einem anderen Dampfer zugeteilt.

Friedrich wurde jetzt laut begrüßt. Artur Stoß sang gerade das alte Lied, wonach er in kurzer Zeit das Reisen aufgeben und sich zur Ruhe setzen werde. Er sprach dabei viel und laut von seiner Frau und schien Wert darauf zu legen, bekannt zu geben, daß er wirklich eine besaß. Seine Erfolge, sagte er, seien diesmal riesenhaft, man habe am Abend vorher das Podium gestürmt und ihn auf den Schultern umhergetragen.

„Nun, Kollege," fragte Doktor Wilhelm, „wie geht's? wie haben Sie Ihre Zeit verbracht?" — „So so la la!" Friedrich zuckte die Achseln. Er wußte selbst nicht, wie ihm diese summarische Abfertigung der inhaltsreichen Zeit über die Lippen kam. Aber seltsamerweise war hier an Land, in der Hofmann Bar, wenig oder nichts von seinem Drange, sich dem Kollegen mitzuteilen, übriggeblieben. „Was macht unsere Kleine?" fragte Wilhelm und lächelte vielsagend. — „Ich weiß nicht," gab Friedrich mit dem Ausdruck kühlen Befremdens zurück. Er fügte hinzu: „Oder wen meinen Sie, lieber Kollege?" Da Friedrich einige solche, etwas ungelenke Antworten gab, wollte das Gespräch nicht in Gang kommen. Er selbst begriff in den ersten zehn oder fünfzehn Minuten nicht, warum er eigentlich hergekommen war. Außerdem war die Gruppe, peinlicherweise als Zirkel der Geretteten vom „Roland" unter den Gästen der Bar bekannt geworden. Stoß an sich, der Mann ohne Arme, war auffällig. Er selbst trank nicht, aber er hatte die „Spendierhosen" an. Und dieser Umstand hatte Kapitän Butor, den Maschinisten Wendler, den Maler Fleischmann und die Matrosen bewogen, einander kräftig Bescheid zu tun. Auch Doktor Wilhelm ließ sich nicht nötigen.

Er berichtete leisen Tones, daß man für den Maler Fleischmann in der New Yorker Staatszeitung eine Sammlung eröffnet habe und daß ihm schon eine Summe von Dollarn

überreicht worden sei, wie sie der arme Kerl wohl noch niemals beisammen gesehen hätte. Nun lachte Friedrich mit Herzlichkeit, denn er begriff, weshalb sich Fleischmann mit einer so großen Entschiedenheit zugleich betrank und gewaltig aufspielte.

„Was sagen Sie dazu, Herr Doktor?" Mit diesen Worten redete Fleischmann Friedrich an, lachte und denunzierte ihm gleichsam die mit Bildern bedeckte Wand. „Nu sagen Se mal, nu sehen Se mal! so was nennt sich Kunst! so was wird für Millionen und aber Millionen aus Frankreich bezogen. So was schmiert man den Amerikanern an! Ich wette, wenn einer bei uns nicht besser zeichnet, als der oder der — er wies dabei auf beliebige Bilder, — „dann ist er bei uns, in München, Dresden oder Berlin, schon in der Gipsklasse abgetan."

„Sie haben ganz recht," sagte lachend Friedrich.

„Passen Sie auf," schrie Fleischmann, „ich werde den Amerikanern ein Licht aufstecken. Die deutsche Kunst ..." Aber Friedrich hörte schon nicht mehr hin, nur kam es ihm nach einiger Zeit so vor, als ob Fleischmann inzwischen die gleichen Worte unzählige Male gemißbraucht hätte.

Friedrich sagte darauf ziemlich ungeniert zu Wilhelm: „Erinnern Sie sich, wie dieser brüllende Seehund, dieses wahnwitzig lachende Vieh aus den Wellen vor unserem Boote auftauchte?"

Kapitän Butor und Maschinist Wendler, die über irgend etwas furchtbar gelacht hatten, traten mit überlaufenden Äuglein herzu, als ob sie die Zeit für gekommen hielten, nun mit den beiden Ärzten für einige Augenblicke ernst zu sein. „Haben Sie gehört, meine Herren," sagte der Kapitän, „daß bereits von Neufundlands Fischern Trümmer und Leichen signalisiert worden sind? Auch Rettungsringe vom „Roland" sind gefunden. Die Trümmer und die Leichen sind angeblich auf einer Sandbank angespült. Viele Haie und sehr viele Vögel treiben sich, wie es heißt, in der Nähe

herum. Wilhelm fragte: „Was meinen Sie, Kapitän: wird nach Ihrer Meinung noch jemand vom „Roland" tot oder lebend zu bergen sein?" Von den Lebenden wollte Herr Butor nichts sagen: „Es könnte ja sein, daß ein und das andere Boot noch weiter südlich getrieben wäre und ruhige See getroffen hätte. Nur sind sie dann aus dem Kurs der großen Dampfer heraus, und es kann sein, daß sie drei, vier Tage lang kein Schiff treffen. Wracke, Trümmer und Tote werden meist vom Labrador-Strom nach Süden geführt, bis sie den Golfstrom treffen, der sie dann nach Nordosten treibt. Wenn sich die Trümmer und Leichen mit dem Strome in der Nähe der Azoren nach Norden wenden, so können sie in kurzer Zeit einige tausend Seemeilen nördlich, und zwar an der schottischen Küste sein."

„Dann könnte also," sagte Friedrich, „unser blonder, prächtiger Kapitän doch möglicherweise noch in schottischer Erde, auf einem Kirchhof der Namenlosen sein Grab finden."

„Wir armen Kapitäne," sagte Butor, der etwa den Eindruck eines deutschen Pferdebahnkondukteurs machte, „man verlangt von uns, wir sollen, wie unser Herr Jesus Christus, dem Meere und dem Sturm gebieten, und wenn wir das nicht können, so haben wir zwischen ersaufen in See oder gehangen werden an Land die Wahl."

Artur Stoß trat heran: „Können Sie sich erinnern, meine Herren, als wir sanken, sind da die Schotten geschlossen gewesen?" Friedrich sann nach, dann sagte er: „Nein!" — „Ich hatte den Eindruck ebenfalls," sagte Stoß. „Die Herren Matrosen behaupten, davon nichts zu wissen. ‚Wir haben die Befehle ausgeführt, die wir bekommen haben', sagten sie." Maler Fleischmann rief dazwischen: „Die Schotten sind nicht geschlossen gewesen. Ich habe den Kapitän überhaupt nicht gesehen, weiß also nicht, was für ein Mann er gewesen ist. Die Schotten sind jedenfalls nicht geschlossen gewesen. Ich hatte meinen Platz," erzählte er weiter, „neben einer Familie russisch-jüdischer Auswanderer. Da fühlten

wir einen furchtbaren Stoß, ein Scheitern und Splittern, als wäre das Schiff gegen eine Granitklippe angelaufen. Und da brach auch sofort die Panik los. Alle wurden blödsinnig, alle wurden vollkommen wahnsinnig. Dabei flogen wir durcheinander und mit den Köpfen gegeneinander und gegen die Wand." Er streifte den Ärmel empor — „da können Sie sehen, wie ich zerschunden bin. Nämlich, da war eine schwarze Russin, die dafür gesorgt hatte ... die dafür gesorgt hatte, sage ich, daß mir die Zeit bis dahin im allgemeinen nicht lang wurde." — Wilhelm sah Friedrich bedeutsam an. — „Sie ließ mich nicht los! Sie war vom Schreien ganz heiser geworden! Sie pfiff nur noch! Sie hielt mich fest, und wie, sage ich Ihnen, und keuchte nur immer: entweder Sie gehen mit mir zugrunde oder Sie retten mich! Was konnt' ich denn tun? Ich mußte ihr wirklich 'n Ding übern Kopf geben."

„Ja, was soll einer tun in solcher Lage?" sagte Maschinist Wendler, „prost, meine Herren!"

„Apropos," sagte Stoß, „Herr Doktor von Kammacher, da fällt mir die kleine Hahlström ein. Sie sollten ihr zureden, daß sie mit Webster und Forster sobald wie möglich ins Reine kommt. Wenn Sie das Mädel am Auftreten hindern, so stehen Sie ihr tatsächlich im Licht!" — „Ich?" fragte Friedrich, „was fällt Ihnen ein?" — Unbeirrt fuhr der Armlose fort: „Webster und Forster sind sonst sehr anständig, ihr Einfluß und Anhang aber ist unberechenbar! Wehe, wenn man im Bösen mit ihnen zu tun bekommt!" — „Bitte, Herr Stoß, ersparen Sie sich alles weitere. Ich bin für die arme Waise, von der Sie reden, durchaus nicht zum Vormund bestellt."

„Ach was, arme Waise!" sagte Stoß, „There's money in it, sagt der businessman. Vergessen Sie nicht, wir sind hier im Dollarlande."

Friedrich war indigniert. Er hatte Lust, seinen Hut zu nehmen und fortzulaufen. Er konnte nicht mehr begreifen,

weshalb er mit dieſen Leuten zuſammenkam. Um abzulenken und einige Bosheit und ſchlechte Laune loszuwerden, allerdings auch aus einem edleren Grunde, fing er plötzlich von dem Dienſtmädchen Roſa zu ſprechen an und rügte, daß man von dieſer Perſon ſo wenig hermache. Es würde ihm viel wichtiger ſein, für dieſe, als für irgendeine andere Frauensperſon etwas zu tun. Er ſei kein Händler. Er ſei kein Schacherer. Aber wenn man Gelder geſammelt habe, und nicht für Roſa geſammelt habe, ſo habe man für eine wirkliche Heldin des „Roland" eben nichts getan. — „Wieſo? wieſo?" fragte Fleiſchmann erſchrocken und mit einer gewiſſen Rüdigkeit. Ihn traf der Gedanke, daß man vielleicht eine Teilung ſeines Raubes beabſichtigen könnte. Bei dieſen Worten trat Bulke heran: „Erinnern Sie ſich, Herr Fleiſchmann: Roſa hat Sie zuerſt geſehen! wo Roſa nicht war und Sie aus dem Waſſer gezogen hätte — das Frauenzimmer iſt bärenſtark! — von uns anderen hätten Sie eher noch eins mit dem Ruder über den Kopf gekriegt." — „Was Sie ſagen, Sie Schöps," ſagte Fleiſchmann zurückziehend, „is ja richtiger Bledſinn! keene Ahnung." Dann wandte er ſich gegen die Bilderwand und ſagte mit bezug auf einen der wundervollen Daubignys: „Wees Gott, ich ſehe in einem fort die beeden ſchauderhaften, mondſichtigen Ochſen an." Friedrich zahlte, empfahl ſich und ging ſeiner Wege.

Den Vorſchlag der anderen, gemeinſam zu frühſtücken, hatte er für ſein Teil, ſo höflich als es ihm irgend möglich war, abgelehnt.

Auf der Straße fragte er ſich, warum er eigentlich ſo wenig Humor habe. Was konnten dieſe harmloſen Leute dafür, daß er in einem Zuſtand der Überreizung war. Es lag in Friedrichens Art, ſobald er ein Unrecht eingeſehen hatte, es möglichſt ſogleich wieder gutzumachen. Deshalb kehrte er um, als er mit ſich im reinen war, in der Abſicht, das Frühſtück ſeiner Unglücks- und Glücksgenoſſen nun doch noch mitzumachen.

Er brauchte Minuten, ehe vor seinen Augen die Pforte der Hofmann Bar wieder auftauchte. Wie immer war der Broadway belebt, und zwei endlose, von kurzen Zwischenräumen unterbrochene Reihen der gelben Wagen der Drahtseilbahn fuhren aneinander vorüber. Die Luft war kalt. Der Lärm war groß, und in diesen Lärm sah Friedrich eben die Genossen seines Schiffbruchs aus der Bar heraustreten. Im Begriff, mit der Hand zu winken, glitt er aus. Irgendein Obstkern oder eine Apfelschale auf dem nassen Trottoir war die Ursache. In diesem Augenblick rief eine Stimme: „Fallen Sie nicht, Herr Doktor. How do you do?" Friedrich stand wieder fest, und sah eine stattliche, schöne Dame, die verschleiert war, ein Pelzbarett und ein Pelzjäckchen trug und in der er langsam Miß Burns wiedererkannte.

„Herr Doktor, ich habe Glück," sagte sie, „denn ich komme sehr selten in diese Gegend und habe nur gerade heut, weil ich hier in der Nähe etwas kaufen muß, diesen Umweg zu meinem Restaurant gemacht. Wären Sie übrigens nicht gestolpert, würde ich Sie gar nicht bemerkt haben. Außerdem hat mich heute eine junge Dame, die Sie kennen, Fräulein Hahlström, die Herr Franck ins Ritterſche Atelier brachte, länger als sonst dort zurückgehalten."

„Sie speisen allein, Miß Burns?" fragte Friedrich.

„Ja! ich speise allein," sagte sie, „aber wundert Sie das?" — „Nein, gar nicht," beeilte er sich zu versichern. „Ich wollte nur fragen, ob Sie etwas dagegen hätten, wenn ich mit Ihnen frühstückte?" — „Aber nein, Herr Doktor, es freut mich sehr."

Das stattliche Paar wurde im Weiterschreiten von den Passanten viel beachtet. „Darf ich Sie bitten," sagte Friedrich, „nur einen Augenblick stehen zu bleiben. Eben steigen nämlich dort Leute, die durch Gottes unerforschlichen Ratschluß teils meine Retter geworden, teils mit mir errettet worden sind, in einen Straßenbahnwagen ein. Ich möchte den Herren nicht nochmals begegnen."

Friedrich fuhr fort. Die gefürchtete Gruppe war gegen Brooklyn davongerollt: „Ich ſegne den Himmel, Miß Burns ...“ Er ſtockte. — Sie lachte und ſagte: „Sie meinen, weil Sie von dieſen Herren im Straßenbahnwagen gerettet worden ſind?“ — „Nein, daß ich Sie getroffen und daß Sie mich vor dieſen Herren gerettet haben. Ich gebe zu, ich bin undankbar. Aber da iſt ein Kapitän. Als ich ſein Schiff über den Ozean heranſchweben und heranſtampfen ſah, und ihn, oben auf der Kommandobrücke, da war er, wenn ſchon kein Erzengel, ſo doch wirklich ein Werkzeug Gottes. Er war nicht mehr irgendein Menſch, ſondern er war der Menſch! der rettende Gottmenſch! und außer ihm gab es keinen. Meine Seele und unſere Seelen ſchrien ihn, ja beteten ihn an! Hier iſt er ein guter, braver, platter, kleiner, langweiliger Spießer geworden. Den armloſen Stoß, deſſen lebhafter Geiſt während der Seereiſe eine Wohltat war, verflacht die Pflicht, die den Kapitän Butor vertieft. Da iſt der Schiffsarzt, mein guter Kollege: Ich war ganz verblüfft, zu erleben, wie unausgiebig er eigentlich iſt. Nichts bindet uns mehr, nachdem das Band des Schiffsbords nicht mehr vorhanden iſt.“ Friedrich ſprach, wie wenn eine Schleuſe geöffnet wäre.

Er ſagte: „Was mich heute beſonders erſchreckt hat, iſt die Tatſache, daß ein Menſch einen Eichbaum reſtlos verdauen kann. Was mich betrifft, ich ertappe mich immerwährend darauf, wie ich die Tatſache des Unterganges dieſes Rieſendampfers, den ich bis in alle Winkel gekannt habe, bezweifle. Ich habe da etwas geſehen, aber ich bin ſo unendlich ferne davon, daß es meinem ganzen Weſen noch immer nicht eigentlich faßlich iſt. Ich fühle jetzt erſt das rieſige Schiff in meiner Seele lebendig werden. Drei-, vier-, fünfmal am Tage wiederholt es in meiner Seele den Untergang. Heute nacht fuhr ich auf, verzeihen Sie, wirklich in kaltem Schweiß gebadet, von infernaliſchem Klingeln geweckt, und der Wirrwarr und das Getute der Notſignale und

die blutigen Fratzen und menschlichen Glieder, die um mich her schwammen, waren reichlich grauenvoll."

„Ihre Freunde," sagte lachend Miß Eva Burns, „müssen sich wirklich sehr schlecht aufgeführt haben, wie mir scheint." Das konnte Friedrich nun nicht bestätigen. Er sagte nur immer wieder: „Sie haben das Schiff mit allem Holz und Eisen und allem Leben darin, mit den Zähnen zermalmt und spurlos hinuntergeschlungen."

Das Paar war vor der Tür einer kleinen Gastwirtschaft angelangt. Miß Eva sagte: „Wenn Sie jetzt wirklich mit mir frühstücken wollen, Herr Doktor, so dürfen Sie in Ihren Ansprüchen nicht etwa auf der Höhe von Mister Ritter stehn." Sie traten ein und waren in einem niedrigen Stübchen, das eine Diele aus roten Fliesen und vertäfelte Decke und Wände hatte. Der kleine Raum, sauber gehalten, war von einem Publikum kleiner Leute besucht: deutschen Barbieren, Kutschern und Geschäftsangestellten, die hier Getränke an der Bar und ein billiges Frühstück vorfanden. Der Wirt hatte eine kleine Sammlung von Sportsbildern aufgehängt: namhafte Jockeis mit ihren Pferden, Kettensprenger, Brückenspringer und anderes mehr. Der Mann sah aus, als ob er am späten Abend und nachts mit einem ganz anderen Publikum zu tun hätte.

Friedrich litt noch immer an einer gewissen Wohlerzogenheit. Deshalb war er heimlich erstaunt, daß sich Eva Burns in ein solches Lokal wagte. Der Wirt erschien und sagte auf Englisch mit unverändertem maskenhaftem Ernst: „Sie kommen spät, Miß Burns. Haben Sie Havarie gehabt?" Lebhaft und aufgeräumt gab sie zur Antwort: „Not a bit of it, Mister Brown, I am always allright!" Dann bat sie um ihr gewöhnliches Lunch und meinte, was den Herrn beträfe, so würde er wahrscheinlich damit nicht zufrieden sein. Hoffentlich habe Mister Brown für ihn etwas Besseres in der Hinterhand. Friedrich wünschte indessen, das gleiche zu speisen.

„Oh," sagte sie, als der Wirt gegangen war, „ich warne Sie! Ich glaube wirklich nicht, daß Sie mit meiner Diät einverstanden sein werden. Ich esse niemals Fleisch. Sie sind sicherlich ‚Fleischfresser'." Friedrich lachte: „Wir Ärzte," sagte er, „kommen auch immer mehr ab von der Fleischdiät." — „Ich finde es scheußlich," sagte sie, „Fleisch zu essen! Ich habe ein schönes Huhn im Garten, ich sehe es alle Tage, und nachher schneide ich ihm die Gurgel durch und fresse es auf. Wir haben als Kinder ein Pony gehabt: schließlich ist es erschlagen worden, und die Leute in East-End haben es aufgegessen. Viele Leute essen gern Pferdefleisch." — Sie zog ihre langen schwedischen Handschuhe von den Händen, ohne sie aber vom Arm zu streifen. — „Aber das schlimmste ist dieses furchtbare fortgesetzte Blutvergießen, was zur Erhaltung der menschlichen Fleischfresser notwendig ist! diese Riesenschlachthäuser von Chicago, wo der maschinenmäßige Massenmord unschuldiger Tiere fortwährend im Gange ist! Man kann ohne Fleisch leben! man braucht nicht Fleisch essen."

Alles das sagte sie in einem humoristisch gefärbten Ernst, und zwar auf gut Deutsch, nur mit etwas zu dicker Zunge.

Friedrich sagte, wie er aus manchen Gründen in seiner Ansicht über diese Frage noch schwankend sei. Er selbst könne übrigens ohne Fleischnahrung auskommen. Wenn er nur sein Entrecote zu Mittag und sein Roastbeef zum Abend hätte, so sei er zufrieden und brauche nicht mehr. Sie war verdutzt und brach dann über den harmlosen Scherz in herzliches Lachen aus.

„Sie sind ein Arzt," rief sie. „Ihr Ärzte seid alle Tierquäler!" — „Sie meinen die Vivisektion?" — „Jawohl, ich meine die Vivisektion! Es ist eine Schande, es ist eine Sünde durch die Jahrtausende! Es ist eine schreckliche Sündenschuld, wie man Tiere, bloß um irgendeinem gleichgültigen Menschen das Leben zu verlängern, kaltblütig und grausam zu Tode quält."

Friedrich wurde ein wenig still, denn er war zu sehr Mann der Wissenschaft, um hierin mit seiner Tischgenossin einig zu sein. Sie spürte das wohl und sagte darauf: „Ihr deutschen Ärzte seid schreckliche Menschen. Wenn ich in Berlin bin, habe ich immer Angst, daß ich sterben und dann in eure schrecklichen Anatomien geschafft werden könnte."

„Ah, Sie waren schon in Berlin, Miß Burns?" fragte Friedrich. — „O natürlich, Herr Doktor, ich war überall."

Nun brachte der Wirt das Frühstück herein, das in gebratenen Kartoffeln, Grünkohl und Spiegeleiern bestand, und das Friedrichen sonst kaum genügt hätte. Aber jetzt aß er mit Appetit und trank dazu, ebenso wie Miß Eva, das obligate amerikanische Eiswasser.

Die Unterhaltung der Dame war ungezwungen und von natürlicher Lebhaftigkeit. Sie hatte bemerkt, wie sehr das Ereignis der Schiffskatastrophe noch in Friedrich lebendig war, und hatte, eingedenk der Mahnung von Peter Schmidt, das Gespräch geflissentlich abgelenkt. Friedrich, der, wegen seiner Äußerungen über den Kreis der Schicksalsgenossen, mit sich unzufrieden war, versuchte mehrmals darauf zurückzukommen, wie denn überhaupt etwas Bohrendes und heimlich Gequältes in seiner Art, sich zu äußern, lag. —

Er sagte: „Man spricht von einer dem Weltplane immanenten Gerechtigkeit. Warum ist aber eine solche ärmliche Zufallsauswahl von Menschen gerettet worden, während so viele, und darunter, von diesem unvergeßlichen Kapitän von Kessel angefangen, die ganze ausgesucht prächtige Mannschaft des ‚Roland', ertrunken sind? Und weshalb und zu welchem Zweck bin ich selber gerettet worden?"

Sie sagte: „Herr Doktor, gestern waren Sie ein ganz anderer Mann. Sie waren erleuchtet: heut sind Sie verfinstert! Ich finde, daß Sie unrecht haben, nicht einfach dankbar gegen Ihr gutes Geschick zu sein. Meiner Ansicht nach sind Sie weder für die Qualität der Geretteten, noch für die eigene Rettung, noch für die Zahl der Untergegangenen

verantwortlich. Der Schöpfungsplan ist ohne Sie entworfen und durchgeführt, und so, wie er eben ist, muß man ihn hinnehmen. Das Leben hinnehmen ist doch die einzige Kunst, deren Übung auf die Dauer wirklich nützlich ist."

„Sie haben recht," sagte Friedrich, „nur bin ich ein Mann und habe von Haus aus einen höchst überflüssigen Trieb, weniger zur praktischen, als zur ideellen Aktivität mitbekommen. Die Welt ist aus den Fugen, sagt Ihr dänischer Engländer Hamlet. Schmach und Gram, daß ich herab sie einzurenken kam. Ich kann mir diesen unbegreiflichen Größenwahn noch immer nicht abgewöhnen. Dazu kommt noch bei jedem braven Deutschen, der auf sich hält, das Faustische. Habe nun ach, Philosophie, Juristerei und Medizin ... und so fort. Da ist man in jeder Beziehung enttäuscht, und da möchte man sich dem Teufel verschreiben, dessen erstes Medikament dann sonderbarerweise meistens ein blondes Gretchen oder mindestens etwas Ähnliches ist."

Die Dame schwieg, und Friedrich sah sich genötigt fortzufahren.

„Ich weiß nicht, ob es Sie interessiert," sagte er, „über die sonderbaren Schicksale eines ideologischen Bankrotteurs etwas Näheres zu erfahren."

Sie lachte und sagte: „Eines Bankrotteurs? Dafür halt' ich Sie nicht! Aber alles, was Sie angeht und was Sie mir mitteilen wollen, interessiert mich natürlich."

„Schön," sagte Friedrich, „wir wollen sehen, ob Sie recht haben. Stellen Sie sich einen Menschen vor, der bis zum dreißigsten Jahre immer auf falschen Wegen gewesen ist. Oder wenigstens hat die Reise auf jedem dieser Wege immer sehr bald durch Achsenbruch oder Beinbruch ein Ende genommen. Es ist ja auch nur ein Wunder, daß ich diesmal dem wirklichen Schiffbruch entgangen bin. Dennoch glaube ich, mein Schiff ist gescheitert und ich mit ihm! oder wir sind noch mitten im Scheitern. Denn ich sehe kein Land! Irgend etwas fest Begründetes sehe ich nicht.

Bis zum zehnten Jahr war ich in einer Kadettenanſtalt. Ich bekam Selbſtmordneigung und erlitt Strafen wegen Widerſetzlichkeit. Ich konnte keinen Reiz darin finden, mich für eine künftige, große Schlächterei vorbereitet zu ſehen. Da nahm mich mein Vater heraus, obgleich er damit ſeine Lieblingsidee mit mir, denn er iſt mit Leib und Seele Soldat, aufgeben mußte. Ich abſolvierte dann das vielbefehdete humaniſtiſche Gymnaſium. Ich wurde Arzt, und, weil ich darüber hinaus wiſſenſchaftliche Intereſſen hatte, legte ich mich auf Bakteriologie. Nun, Achſenbruch! Beinbruch! die Sache iſt abgetan! Ich werde in dieſen Fächern kaum noch arbeiten. — Ich trat in die Ehe. Ich hatte mir dieſe ganze Angelegenheit vorher ſozuſagen künſtleriſch aufgebaut: ein Haus, ein Gärtchen, ein braves Weib, Kinder, die ich auf neue, freie und beſſere Art und Weiſe erziehen wollte, als es üblich iſt. Dazu Praxis in einem bedürftigen Landbezirk, da ich der Anſicht war, ich könne dort mehr als in Berlin W von wirklichem Nutzen ſein. Aber Junge, hieß es, bei deinem Familiennamen, deine Revenuen in Berlin könnten die zwanzig-, dreißig-, vierzigfachen ſein! Meine gute Frau wollte partout keine Kinder haben! Von dem Augenblick an, wo Ausſicht war, bis zur Geburt, gab es verzweifelte Auftritte, das Leben wurde zur Hölle für uns. Wir haben nicht ſelten, meine Frau und ich, anſtatt zu ſchlafen, die Nächte durch debattiert. Meine Aufgabe beſtand in gutem Zureden, Tröſten, laut und leiſe, heftig und ſanft, wild und zärtlich, mit allen erdenklichen Argumenten! — Auch ihre Mutter verſtand mich nicht. Meine Frau war enttäuſcht, ihre Mutter enttäuſcht, weil ſie in der Art, wie ich einer großen Karriere aus dem Wege ging, nur das Gebaren eines Verrückten zu ſehen vermochten. Dazu kam, ich weiß nicht, ob das in allen jungen Ehen das gleiche iſt, daß wir ſchon jedesmal, bevor noch das Kind geboren war, über die einzelnen Punkte ſeiner Erziehung das Streiten bekamen. Wir ſtritten, ob wir den Knaben, wie ich wollte, im Haus, oder wie meine Frau wollte, in

der öffentlichen Schule erziehen lassen sollten. Oder ich sagte: das Mädchen bekommt Turnunterricht! meine Frau: es bekommt keinen Turnunterricht! Das Mädchen war aber noch gar nicht geboren. Wir stritten so, daß wir einander mit Scheidung und Selbstmord drohten. Meine Frau schloß sich ein! Ich prügelte gegen die Tür, weil ich in Angst war und Schlimmes befürchtete. Dann gab es Versöhnungen! Und die Folgen solcher Versöhnungen vermehrten dann wieder das nervöse Elend in unserer Häuslichkeit. Eines Tages mußt' ich die Schwiegermama vor die Türe setzen. Es war ein Mittel, um Ruhe zu schaffen. Meine Frau sah das schließlich selber ein. Überhaupt, wir liebten einander und hatten, trotz allem, die besten Absichten. Wir haben drei Kinder: Albrecht, Bernhard und Annemarie. Sie sind in drei Jahren, also schnell nacheinander gekommen. Diese Geburten haben die nervöse Disposition meiner Frau zur Krisis gebracht. Schon nachdem Albrecht geboren war, hatte sie einen Anfall von Melancholie. Die Schwiegermama mußte mir zugeben, daß sie die gleichen Anfälle schon als Kind gehabt hatte. Nach der letzten Geburt reiste ich mit meiner Frau auf zwei Monate nach Italien. Es war eine schöne Zeit, und ihr Gemüt schien sich wirklich unter dem ‚glücklichen Himmel Italiens' aufzuheitern. Aber die Krankheit schritt in der Stille fort. Ich bin einunddreißig Jahre alt und acht Jahre verheiratet. Mein ältester Junge ist sieben Jahr. Es ist jetzt" — Friedrich sann nach — „es war ungefähr, wir haben jetzt Anfang Februar, Mitte Oktober vorigen Jahres, als ich meine Frau in ihrem Zimmer darüber betraf, wie sie einen nicht gerade billigen Moiré-seidenen Stoff, den wir in Zürich gekauft hatten und der länger als vier Jahre in ihren Schüben gelegen hatte, in lauter kleine Flickflecken zerschnitt. Ich sehe noch den roten Stoff, soweit er noch nicht zerschnitten war, und den lockeren Berg von Flicken, der auf der Erde lag. Ich sagte: Angele, was machst du da? — Und da merkte ich, was die Uhr geschlagen

hatte! — Dennoch trug ich mich eine Zeitlang mit Hoffnungen. Eines Nachts aber wachte ich auf und sah das Gesicht meiner Frau mit einem Ausdruck der Abwesenheit dicht über mir. Dabei fühlte ich etwas an meiner Kehle. Sie hatte mir dieselbe Schere, mit der sie den Stoff zerschnitten hatte, an die Gurgel gesetzt. Dabei sagte sie: ‚Komm, Friedrich, zieh dich an, wir müssen beide in einen Sarg von Lindenholz schlafen gehn.‘

Nun mußte ich ihre und meine Verwandten zusammenberufen. Schließlich lag Gefahr für die Kinder vor, wenn auch ich mich zu schützen gewußt hätte. — Sie sehen also,“ schloß Friedrich, „daß ich auf dem Wege der Ehe auch nicht weit mit meinem Talent gekommen bin. Ich will alles und nichts! Ich kann alles und nichts. Mein Geist ist zugleich überladen worden und leer geblieben.“

Miß Eva Burns sagte einfach: „Da haben Sie in der Tat etwas Schweres durchgemacht.“

„Ja,“ sagte Friedrich, „Sie haben jedoch nur dann recht, Miß Burns, wenn Sie die Gegenwartsform an Stelle der Vergangenheitsform setzen, und wenn Sie erst ganz ermessen, wodurch dieser Fall noch verwickelter wird. Die Frage ist: habe ich die Schuld an dem Verlauf, den das Gemütsleiden meiner Frau genommen hat, oder aber darf ich mich freisprechen? Ich kann nur sagen, das Verfahren über diesen Fall, wo ich selber Angeklagter, Kläger und Richter bin, ist im Gange, und es ist einstweilen keine letzte Entscheidung abzusehen.

Finden Sie nun einen Sinn darin, Miß Burns, daß gerade mich der Atlantische Ozean nicht hat haben gewollt? Oder, daß ich, wie ein Verrückter, um mein nacktes Dasein gekämpft habe? daß ich einige Unglückliche, die unser Boot zum Kentern bringen wollten, mit dem Ruder über die Köpfe schlug, so daß sie lautlos und spurlos untertauchten? Ist es nicht eine Gemeinheit, daß ich mich noch immer ans Leben klammere und alles andere lieber tue, als dies gänzlich verpfuschte Dasein aufzugeben?“

Alles dieſes hatte Friedrich bleich, erregt, übrigens aber im Tone leichter Konverſation geſprochen. Die abgegeſſenen Teller hatte der Wirt ſchon vor längerer Zeit beiſeite gebracht. Miß Eva ſagte, vielleicht um eine peinliche Antwort zu umgehen: „Wir nehmen doch hier noch Kaffee, Herr Doktor?“ — „Alles, was Sie wünſchen, heut oder morgen und immer, ſolange ich Ihnen nicht läſtig bin. Aber Sie haben an mir einen triſten Geſellſchafter. Es gibt nicht zum zweitenmal einen ſo dummen und kleinen Egoismus, als der iſt, mit dem ich behaftet bin. Denken Sie ſich, meine Frau befaßt ſich in der Anſtalt, in der ſie jetzt iſt, damit, ſich immerfort ihre eigene Sündhaftigkeit, Unwürdigkeit, Schlechtigkeit und Nichtigkeit zu beweiſen. Weil ſie ſo unwürdig iſt, wie ſie ſagt, und weil ich ſo groß, edel und bewunderungswürdig vor ihr daſtehe, deshalb muß man ſie ſtändig bewachen, damit ſie ſich nicht, wie man ſagt, ein Leides tut. Iſt das nicht ein ſehr hübſches Bewußtſein für mich? und darf ich mich da nicht wirklich ſtolz fühlen?“

Miß Burns aber ſagte: „Ich habe gar nicht gewußt, daß in einem ſo kräftigen Manne, verzeihen Sie, ein ſo kleines, zitterndes Seelchen ſitzt. Was Sie jetzt zu tun haben, iſt, meiner Anſicht nach, nur das: nach Möglichkeit dieſe ganze Vergangenheit zuzudecken. Etwas Ähnliches müſſen wir alle tun, um für das Leben tüchtig zu ſein.“

„Nein,“ ſagte Friedrich, „ich bin vollkommen untüchtig. In dieſem Augenblick iſt mir wohl, weil ich mich einem Menſchen gegenüberbefinde, dem ich aus irgendeinem Grunde über mich reinen Wein — verzeihen Sie, euphemiſtiſch ausgedrückt — einſchenken kann.“

„Sie müßten ſich konzentrieren, Sie müßten arbeiten,“ ſagte Miß Burns. „Sie müßten womöglich bis zur abſoluten Übermüdung körperlich tätig ſein.“

„Oh, meine Verehrte,“ rief Friedrich, „wie überſchätzen Sie mich. Arbeit? Dazu braucht man Vertrauen und Luſt: beides hab' ich verloren. Und wenn ich hier ſitze, in einem

Lande, das durch die mächtigsten Willenskräfte des europäischen Menschen in Besitz genommen ist, so sitze ich hier, und das ist der Punkt, der die meisten Menschen von heut von den Menschen von damals unterscheidet, weil ich Ruder und Steuer verloren habe und mein letztes bißchen Selbstbestimmung flöten gegangen ist."

Der Kaffee kam, und Friedrich sowie Miß Burns rührten schweigend die Löffel darin.

Dann fragte Miß Burns: „Wodurch ist Ihnen denn, wie Sie sagen, Ihre Selbstbestimmung verloren gegangen?"

„Theridium triste," sagte Friedrich und gedachte plötzlich des Beispiels der Galgenspinne, das Doktor Wilhelm in bezug auf Ingigerd gebraucht hatte, und das er jetzt im größeren Sinn, auf das Verfahren des Schicksals anwendete. Natürlich verstand Miß Burns ihn nicht. Aber Friedrich brach ab und wollte sich, als sie ihn deshalb um Auskunft bat, nicht erklären. Und ebenso schnell und bereit zog die Dame ihre Frage zurück und sagte, sie fände es richtig und gut, wenn er von seiner mit deutschem Tiefsinn geführten Unterhaltung mehr in ihre Sphäre, die Sphäre eines oberflächlichen Menschen überginge. An diese Bemerkungen schloß sie den Rat: wenn er auch noch so scharf mit sich ins Gericht gehe, weil er so viele verschiedene Wege nicht zu Ende gegangen sei, so müsse er doch getrost einen neuen betreten und sich womöglich auf etwas beschränken, wobei Hand, Auge und Kopf gleichermaßen gefesselt wären. Mit einem Wort, er solle kommen und mit seiner alten Liebe, der Bildhauerei, einen Versuch machen. Vielleicht würde er in einigen Monaten der Meister einer Madonna aus polychromiertem Holz geworden sein.

Friedrich sagte: „Sie täuschen sich, ich bin ein Schaumschläger. Lassen Sie mir die Illusion, wonach ein großer Künstler in mir auf den Augenblick der Befreiung harrt. Viel eher sollte ich vielleicht Mister Ritters Kutscher, Kammerdiener, oder Geschäftsführer sein."

Miß Eva Burns hatte ihr kleines Geldtäschchen hervorgeholt, ſie litt nicht, daß Friedrich für ſie bezahlte, und beide traten wieder auf die belebte Straße hinaus. Ebenſo wie früher erregte das Paar, wo es erſchien, Aufmerkſamkeit. „Zum Donnerwetter," ſagte Friedrich, der im lärmenden Treiben der Straße wieder ein anderer geworden war, „was habe ich eigentlich alles geſchwatzt, Miß Burns? Ich habe Ihre Geduld mißbraucht und Sie auf ſcheußliche Weile gelangweilt?" — „O nein," ſagte ſie, „an ſolche Geſpräche bin ich gewöhnt. Ich verkehre ſeit vielen Jahren mit Künſtlern." — „Damit wollen Sie hoffentlich doch nicht über meine Wahrhaftigkeit den Stab brechen, Miß Burns?" fragte ein wenig erſchrocken Friedrich. — „Nein, aber ich glaube nicht," ſagte ſie ruhig und mit einer beinahe männlichen Feſtigkeit, „daß die Natur, wenn ſie uns einmal durch etwas leiden macht, uns durch dasſelbe Etwas immer wieder leiden zu machen beabſichtigt. Zwiſchen zwei Tage, ſcheint mir, iſt, nicht ohne Abſicht des Schöpfers, immer und überall für den Menſchen die Nacht und der Schlaf geſetzt."

„Nicht immer und überall," meinte Friedrich, und dachte daran, mit welcher Mühe er ſich in den vergangenen Nächten einige Stunden Schlafs erobert hatte. An einer Straßenkreuzung ſtand Miß Eva ſtill, um eine Tramway zu erwarten, die ſie wieder ins Atelier bringen ſollte. „Sehen Sie das," ſagte Friedrich zu ihr und wies auf ſechs vollſtändig gleiche Rieſenplakate, die alle in ſchreienden Farben Marah, das Opfer der Spinne, darſtellen ſollten. Ein grüner Streifen war ſchräg über jedes Plakat geklebt, worauf man las, die Tänzerin ſei bis jetzt noch durch die Folgen des Schiffbruchs am Auftreten verhindert, werde aber am morgigen Tage bei Webſter und Forſter ſich vor dem amerikaniſchen Publikum zum erſtenmal produzieren. Über dieſen Plakaten war an derſelben Brandmauer Artur Stoß in ganzer Figur, überlebensgroß, ſechs- bis achtmal abgebildet.

„Die Kleine hat Miſter Ritter für übermorgen früh zur Probe in ein Theater auf der Fifth Avenue geladen. Das iſt doch nicht Webſter und Forſter!“ ſagte Miß Burns. Friedrich erklärte ihr, was ſich inzwiſchen begeben hatte. Die in Ausſicht ſtehende Probe war dagegen für ihn ſelbſt eine Neuigkeit. Er ſagte leichthin: „Ich habe eigentlich nur Mitleid mit dieſem Mädchen.“ Er ſchloß, „ich hätte den innigen Wunſch, Miß Burns, Sie möchten ſich dieſes armen, leitungsloſen Geſchöpfes etwas annehmen.“ — „Auf Wiederſehen, kommen Sie ſo bald als möglich ins Atelier arbeiten,“ ſagte Miß Burns, in den Straßenbahnwagen einſteigend.

Nachdem Miß Eva Burns von dem Strome des New Yorker Verkehrs fortgeriſſen worden war, hatte Friedrich ſeltſamerweiſe eine Empfindung von Verlaſſenheit. „Ich werde,“ ſagte er ſich, „ſelbſt auf die Gefahr hin, mein Mißgeſchick durch Lächerlichkeit zu krönen, mich morgen in Ritters Atelier verfügen, meine Hände in den Tonkaſten vergraben und mein Leben aus einem feuchten Erdenkloß gleichſam von Grund aus neu zu bilden verſuchen.“

Gegen zehn Uhr am nächſten Morgen hatte Ritter Friedrichen bereits in ſeinem Atelier willkommen geheißen. Er erhielt einen kleinen Arbeitsraum, deſſen Tür nach der Werkſtatt von Miß Burns offen ſtand.

Friedrich nahm nun zwar zum erſtenmal jenen vielbedeutenden feuchten Ton in die Hand, aus dem Götter Menſchen, dafür aber auch die Menſchen um ſo mehr Götter gebildet haben, aber er hatte ſchon in Rom manchem befreundeten Bildhauer auf die Finger geſehen, ſo daß ihm die Arbeit, zum eigenen Staunen und zur Verwunderung von Miß Burns, leicht vonſtatten ging. Natürlich halfen ihm dabei auch ſeine anatomiſchen Kenntniſſe. Als er drei Stunden hintereinander mit heraufgeſtreiften Hemdsärmeln fieberhaft tätig geweſen war, und der Arm eines Muskelmenſchen, in großen Zügen deutlich nachgeformt,

vor ihm ſtand, fühlte Friedrich ein ihm völlig neues Gefühl der Befriedigung. Er hatte, ſolange er arbeitete, ganz vergeſſen, wer er war und daß er ſich in New York befand. Als Willy Snyders, wie meiſtens auf ſeinem Wege von ſeinem Geſchäft zum Lunch, unterwegs Bonifazius Ritter und die Kunſt grüßte, kam es Friedrich vor, als würde er in ein ganz anderes, ihm fremdes Leben aufgeweckt und zurückgerufen. Es tat ihm leid, die Arbeit verlaſſen zu müſſen. Er fand, daß die Mittagsmahlzeit eigentlich etwas recht Störendes ſei.

Miß Burns ſowohl als Willy hatten Friedrich durch Lob ſtolz gemacht. Als Ritter kam, wurden ſie ſchweigſam und abwartend. Ritter, nachdem er dieſen erſten Verſuch des Arztes betrachtet hatte, meinte: er habe ſicherlich ſchon öfters Ton in den Händen gehabt. Das konnte Friedrich mit gutem Gewiſſen verneinen. „Nun," meinte Ritter, „dann haben Sie wirklich mit dem Material gewirtſchaftet wie jemand, dem die Sache im Blute ſitzt. Nach dieſem erſten Verſuche erſcheint es mir, als ob Sie nur auf den Ton gewartet hätten, und als ob der Ton nur auf Sie gewartet habe." Friedrich ſagte: „Wir wollen ſehen!" Er fügte hinzu: Es heiße zwar, aller Anfang ſei ſchwer, aber nach ſeiner Erfahrung ſei es bei ihm eher umgekehrt. So gewinne er meiſt die erſte und zweite Schach-, Skat- oder Billardpartie, während er ſpäter immer verliere. So ſei ihm ſeine Doktorarbeit, ſeine erſte bakteriologiſche, und ſeien ihm ſeine erſten mediziniſchen Kuren gut ausgeſchlagen. Dieſen Behauptungen, an denen immerhin ein Gran Wahrheit war, wollten die Künſtler indeſſen nicht trauen, und Friedrich verließ das Atelier in einer geſünderen Laune, als ihn je eine ſeit Jahren überkommen hatte.

Leider ſchlug ſie einigermaßen um, nachdem er im Klubhaus mit Ingigerd Hahlſtröm geſprochen hatte. Das Mädchen hörte mit Anteilloſigkeit, wenn nicht mit Ironie, von ſeiner neuen Betätigung. Ritter, Willy und Lobkowitz

waren heimlich empört über ihre Bemerkungen. Sie verlangte von Friedrich, er müsse zu Webster und Forster gehn und diese Leute veranlassen, eine Anzeige, die sie bei der „Society for the Prevention of Cruelty to Children" aus Rache gemacht hatten, zurückzuziehen. Da ihnen der Dollar-Wert, der in der kleinen Schiffbrüchigen steckte, durch deren neuen Vertrag mit Lilienfeld entgangen war, sollte nun wenigstens auch dem Konkurrenten ein Strich durch seine Rechnung gemacht werden. Ingigerd hatte am Morgen eine erste kleine Probe gehabt. Zur Probe des nächsten Tages hatte sich bereits ein Vertreter der „Society for the Prevention of Cruelty to Children" angemeldet. Sie war natürlich darüber außer sich, denn erstlich wollte sie nun durchaus in New York ihr Licht leuchten lassen und im doppelten Sinne gefeiert, das heißt bedauert und bewundert sein. Ferner wollte sie das in Aussicht stehende Kapital nicht einbüßen. Wenn man sie in New York nicht auftreten ließ, so verdarb man ihr das Geschäft für Amerika.

Gegen den eisernen Willen der Kleinen war nicht anzukommen. Mit innerem Ekel, wohl oder übel, mußte Friedrich von Mittag bis Abend für den kleinen Star Läufer- und Handlangerdienste verrichten. Er lief von Webster und Forster zu Lilienfeld, von Lilienfeld zu den Anwälten Brown und Samuelson, von der Second Avenue nach der Fourth Avenue, von der Fourth Avenue nach der Fifth Avenue, um schließlich bei Mister Barry, dem Vorstand der „Society for the Prevention of Cruelty to Children" selbst, anzuklopfen. Aber Mister Barry empfing ihn nicht.

Es war ein Glück, daß der brave Willy Snyders seinem ehemaligen Lehrer in aufopfernder Weise zur Seite blieb und ihm, er hatte sich zu diesem Zweck den Nachmittag über von seinem Bureaudienst freigemacht, die Wege so viel wie möglich ebnete. Sein schnoddriger, derber Humor, seine lustigen Privatissima über New Yorker Verhältnisse halfen Friedrichen über viele unangenehme Augenblicke hinweg.

Es ist für die Besitzer der Paläste in der Fifth Avenue gut, daß ihre Ohren mit Taubheit geschlagen sind. Sonst würde keiner von ihnen zum Genuß seines Daseins gelangen. Man kann sich in Europa nicht vorstellen, von welcher Fülle von Flüchen und Verwünschungen die Umgebung der Häuser der Goulds, der Vanderbilts und andrer Nabobs verfinstert ist. Diese langweiligen Sandstein- und Marmorpalais werden angesehen, wie auf Jahrmärkten Käfige wilder Tiere, oder wie man Gebäude ansehen würde, die aus den blutigen Judaspfennigen erbaut worden sind, um die, nach der Sage, ein Jünger Jesu den Meister verriet.

Dem allgemeinen Brauche gemäß erging sich denn auch Willy Snyders in höchst respektlosen Äußerungen. Ein solcher Brauch ist natürlich in einem Lande, wo es dem Bürger völlig unmöglich ist, irgend jemand für etwas anderes als seinesgleichen anzusehen, und wo eine geheiligte Autorität, ein unterscheidender Nimbus weder für Geld noch für gute Worte zu haben ist. Es gibt dort keine Fürsten, also auch keine Geldfürsten, sondern nur solche Leute, von denen man sagt, daß sie sich durch Raub, Diebstahl und Betrug einen ungerechten Riesenanteil der allgemeinen, jahraus jahrein fortgesetzten Dollarfischzüge gesichert hätten.

Friedrich war glücklich, als er am folgenden Morgen wieder in der Nähe des Tonkastens und bei seiner Modellierarbeit stand. Hier konnte er, leidenschaftlich mit Hand und Auge bemüht, seinen vom Lärm New Yorks brummenden Kopf austosen lassen. Er pries sich glücklich, daß er von Grund aus unpraktisch war und den grauenvollen Jahrmarkt, die ewigen Kriech-, Tanz- und Springprozessionen nach dem sakrosankten Dollar nicht mitzumachen brauchte.

Wenn ihm der Atem jenes Treibens das Kleid seiner Seele gleichsam in Fetzen riß, so spürte er, die Details des athletischen Armes nachbildend, wie der innere Heilungsprozeß in Gang geriet. Öfters kam Miß Eva herein, um

zu betrachten, was er gemacht hatte, und einige Worte mit ihm zu wechseln. Das war ihm lieb, ihre kameradschaftliche Gegenwart beruhigte, ja beglückte ihn. Und das in sich Beruhende ihres Wesens erregte Friedrichens immerwährende, stille Bewunderung. Als er ihr sagte, welches merkbare Quietiv ihm diese neue Arbeit sei, erklärte sie, wie sie das sehr wohl aus eigener Erfahrung gewußt habe, und meinte, wenn er nicht abspringe, sondern dabeibleibe, werde ihm die Wohltat einer solchen Arbeitsform bald noch tiefer fühlbar sein.

Für zwölf Uhr waren die Künstler von Ingigerd Hahlström zur Probe geladen. Man versammelte sich in Miß Evas Atelier, mit einer gewissen Feierlichkeit. Außer Ritter und Lobkowitz waren Willy Snyders und der zigeunerhafte Franck gekommen, der ein großes Skizzenbuch unterm Arme trug. Da der Himmel hell und die Straßen trocken waren, beschloß die kleine Gesellschaft, der sich natürlich Eva Burns angeschlossen hatte, bis ins Theater der Fifth Avenue zu Fuß zu gehn. Ritter erzählte Friedrichen unterwegs, daß er sich auf Long Island ein kleines Landhaus baue, aber dieser wußte bereits mehr davon. Es war, wie Willy Snyders Friedrich verraten hatte, ein ziemlich anspruchsvoller Bau, den der junge Meister nach eigenen Plänen errichten ließ. Ritter sprach davon, wie doch die dorische Säule die natürlichste und deshalb edelste aller Säulenformen sei und in jede Umgebung von Grund aus hineinpasse. Darum hatte er sie auch bei seiner Villa vielfach verwandt. Für die Innenräume waren ihm pompejanische Eindrücke teilweise maßgebend. Er hatte in seinem Hause ein Atrium. Er sprach von einer Brunnenfigur, einem Wasserspeier, den er über dem quadratischen Wasserbecken anbringen wollte. Er meinte, die Künstler seien in dieser Beziehung heute erfindungslos. Hier wären die tollsten und lustigsten Möglichkeiten. Er nannte das „Gänsemännchen", das

„Männicken Piß“ und den „Nürnberger Tugendbrunnen“ als naive deutſche Beiſpiele: aus der Antike den Satyr mit dem Schlauch zu Herkulanum und anderes mehr. „Das Waſſer,“ ſagte er, „das als bewegtes Element mit dem unbeweglichen Kunſtwerk verbunden ſei, könne rinnen, triefen, ſtürzen, ſprudeln, ſpritzen, aufwärts quellen oder prachtig ſteigen, es könne glockig ziſchen oder ſtaubig umhertreiben. Aus dem Schlauche des Satyrs zu Herkulanum muß es gegluckſt haben.“

Während Friedrich neben dem ſchlanken und elegant gekleideten Bonifazius Ritter ging und in der kalten und ſonnigen Luft griechiſche Phantaſien mit ihm durchlebte, pochte ſein Herz mit großer Gewalt. Es war ihm, wenn es ihm zum Bewußtſein kam, daß er, nach allem was dazwiſchenlag, Ingigerd Hahlſtröm wiederum ihren Tanz tanzen ſehen ſollte, als könne er dieſem Eindruck nun nicht mehr gewachſen ſein.

Das Theater an der Fifth Avenue war finſter und leer, als Ritter und ſein Gefolge eintraten. Irgendein junger Mann hatte die Herren ins Parkett geführt. Sie konnten ſich hier nur vorwärtstaſten. Allmählich trat, nachdem ſich ihre Augen gewöhnt hatten, die nächtliche Grotte des Theaterraumes mit ſeinen Sitzreihen, ſeinen Rängen und ſeinem bemalten Plafond hervor. Die Finſternis, die nach Staub und Moder roch, legte ſich Friedrichen auf die Bruſt. Das ganze geräumige Gruftgewölbe hatte Vertiefungen, die wie Höhlungen für Särge wirkten und zum Teil mit bleichen Laken verhängt waren. Die Bühne war, bei aufgezogenem Vorhang, durch abgeblendete Glühlampen ſchwach erhellt, in einem Umkreis, der größer wurde, je mehr ſich das Auge mit dem ſchwach verſtreuten Licht zu begnügen verſtand.

Die Herren, von denen noch keiner einen unbeleuchteten, leeren Theaterraum geſehen hatte, fanden ſich auf irgendeine Weiſe beengt und beklemmt, ſo daß ſie, ohne beſonderen

Grund, ihr Gespräch zum Flüstern herabdämpften. Es war kein Wunder, daß Friedrichens Herz immer ungebärdiger gegen die Rippen schlug. Aber auch der nicht leicht betretene, immer zum Sarkasmus neigende Willy Snyders rückte die Brille, riß, wie man sagt, Mund und Nase auf, so daß sein schwarzer japanischer Kopf mit diesem Ausdruck der Selbstvergessenheit, als ihn Friedrich streifte, einen herausfordernd komischen Eindruck machte.

Als nach einer Anzahl spannungsvoller Minuten sich nichts veränderte, wollten die Künstler eben damit beginnen, ihre Seelen durch Fragen zu entlasten, als plötzlich die Ruhe durch ein Getrampel unterbrochen und der Bühnenraum vom Lärm einer lauten, etwas gepreßten, keineswegs melodischen Männerstimme erschüttert wurde. Schließlich erkannte man den Impresario Lilienfeld, im Paletot, den hohen Hut in den Nacken geschoben, heftig scheltend und mit einem spanischen Rohre fuchtelnd. Diese Entdeckung löste bei den Künstlern einen unwiderstehlichen, nur mit Mühe in den gebotenen Grenzen zu haltenden Lachkrampf aus.

Lilienfeld brüllte. Er rief nach dem Hausmeister. Irgendein Reinmacheweib, das ihm auf der sonst verödeten Bühne in den Wurf gekommen war, wurde von ihm auf geradezu schreckliche Weise niedergedonnert. Wo war der Teppich? Wo war die Musik? Wo war der Lümmel von einem Beleuchter, den man ausdrücklich auf zwölf Uhr bestellt hatte. Das Fräulein, hieß es, stehe hinten im Gang und könne nicht in die Garderobe hinein. Eine Stimme aus dem Parkett, die des jungen Mannes, der die Künstler hereingeleitet hatte, suchte sich mehrmals durch ein schüchternes „Herr Direktor, Herr Direktor" bemerklich zu machen. Endlich hatte Lilienfeld, mit der Hand am Ohr an die Rampe tretend, den Laut dieser Stimme aufgefaßt. Sofort ergoß sich über den jungen Mann das einen Augenblick gestaute, jetzt verdoppelte Donnerwetter. Der Beleuchter kam und

wurde nun ebenfalls angeranzt. Drei Leute mit Tamtam, Becken und Flöte wurden von einem Herrn im Zylinder hereingeſchoben. „Wo iſt die Blume? Die Blume! Die Blume!“ ſchrie Lilienfeld jetzt in das Gruftgewölbe hinein, wo ihm ein zages „ja, ich weiß nicht,“ von irgendwoher antwortete. Nun verſchwand er, immer „Wo iſt die Blume? wo iſt die Blume?“ rufend. „Wo iſt die Blume? die Blume! die Blume!“ drang es in endloſen Echos bald näher, bald ferner, bald von oben, bald von der Seite, bald von der Bühne, bald aus der letzten Parkettreihe den Künſtlern ans Ohr. Ein Umſtand, der ihre Heiterkeit noch mehr anregte.

Es wurde nun eine ſonderbare, große, rote Papierblume bei etwas verſtärktem Licht, auf die Bühne gebracht. Lilienfeld, der befriedigter wiederkam, war im Geſpräch mit den Muſikanten begriffen. Er erkundigte ſich, ob ſie den verlangten Tanz ſtudiert hätten, und ſchärfte ihnen den Rhythmus ein. Er wünſchte alsdann zu hören, was ſie zu leiſten vermöchten, erhob ſeinen Rohrſtock wie einen Taktſtock und ſagte befehlend: „Well, begin!“

So begannen denn nun die Muſikanten auch in der neuen Welt jenen aufreizenden Rhythmus, jene teils dumpfe, teils kreiſchende Barbarenmuſik, die Friedrichen ſchon in der alten Welt verfolgt hatte. Er dankte dem Himmel dafür, daß die Dunkelheit ſeine Erregung verbergen half. Bis hierher war er durch immer dieſelben Klänge gelockt, verleitet oder geleitet worden. Welche Abſicht hatte dieſer ſonderbare Ariel nun mit ihm, und in weſſen Auftrag handelte er, als er ſein Opfer nicht nur mit inneren Stürmen aufregte, ſondern es, in einem wirklichen, furchtbaren Sturm, auf hoher See, beinahe zugrunde gehen ließ? Warum hatte er ihm die Stacheln dieſer Muſik ins Fleiſch, ihre unzerreißlichen Schlingen um Nacken und Glieder geworfen, und wie kam es, daß ſie durchaus ungeſchwächt mit ihrer eigenſinnigen Teufelei hier wieder einſetzte.

Er ſchlug nicht um ſich, er rannte nicht fort und war doch nahe daran, beides zu tun. Es war ihm, als wäre ſein Kopf dick in dicke Segelleinwand eingewickelt, und als müßte er endlich die aufgezwungene Blindheit loswerden und ſeinem bizarren und grotesken Gegner — Ariel oder Kaliban! — ins Auge ſehn.

Es iſt unzweifelhaft, dachte Friedrich, während die Muſik ihn quälte und aufreizte, daß die Menſchen immer wieder den Wahnſinn ſuchen und dem Wahnſinn ergeben ſind. Und war nicht Wahnwitz bei denen der Anführer, die zuerſt das Unmögliche möglich machten und über die Ozeane gingen, obgleich ſie nicht Fiſch noch Vogel waren. Es gibt in Skagen in Dänemark im Speiſeſaal eines kleinen Gaſthofes eine Sehenswürdigkeit. Dort ſind die bemalten Galleonfiguren untergegangener Schiffe, mit deren Trümmern ſie gelegentlich an Land kamen, aufgeſtellt. Alle dieſe hölzernen Leute, Herren und Damen, mit den bemalten Geſichtern und Kleidern, hat unverkennbar die Hand des Wahnſinns berührt. Sie blicken alle nach oben und in die Weite, irgendwohin, wo ſie etwas hinter allem zu ſehen ſcheinen, und ſchnobern mit ihren Naſen nach Gold oder nach den Gerüchen fremder Gewürze in die Luft. Alle haben ſie irgendwie ein Geheimnis entdeckt und den Fuß von der heimiſchen Erde in die Luft geſetzt, um dort Illuſionen und Phantasmagorien und der Entdeckung neuer Geheimniſſe im Pfadloſen nachzugehen. Von ſolchen iſt das Dorado entdeckt worden. Solche führten Millionen und Millionen von Menſchen in den Untergang.

Und Ingigerd Hahlſtröm wurde Friedrichen jetzt wirklich zur verführeriſchen und ekſtatiſchen Galleonfigur, während er ſie kurz vorher zur bemalten Madonna aus Holz gemacht hatte. Er ſah ſie jetzt über dem Waſſer an der Spitze eines geſpenſtiſchen Segelſchiffs, ſchwanenhaft vorgebauſcht, mit offenem Mund und weitaufgeriſſenen Augen, während ihr gelbes Haar zu beiden Seiten der Schläfen lotrecht herniederfloß.

Da verſtummte der Lärm der Muſik, und Ingigerd war auf die Bühne getreten.

Sie hatte einen blauen langen Theatermantel umgenommen, unter dem ſie bereits im Koſtüm ihrer Rolle war. Sie ſagte ſehr trocken: „Lieber Direktor, ich glaube, daß es ein bißchen dumm iſt, meine Nummer, „Marah oder das Opfer der Spinne“ in „Oberons Rache“ umzuändern.“ — „Meine Liebe,“ ſagte Lilienfeld ärgerlich, „überlaſſen Sie das um Gottes willen mir, ich kenne das hieſige Publikum. Fangen wir an, meine Liebe! es eilt,“ ſchloß der Mann, und indem er laut in die Hände klatſchte, rief er den Muſikanten zu: „Forwards! Forwards! Ohne Umſtände! “

Wieder begann die Muſik und gleich darauf tanzte Marah herein. Sie glich einer nackten Elfe, die ſich ſchwebend umherbewegte. Wie ſie in weiten Kreiſen um die noch ungeſehene Blume flog, ſchien ſie dann wieder in ihrem golddurchwirkten, durchſichtigen Schleier ein fabelhafter, exotiſcher Schmetterling. Willy Snyders nannte ſie eine Waſſerjungfer! Ritter eine Phaläne. Maler Franck hatte ſich mit den Augen an der verwandelten Ingigerd feſtgeſaugt.

Jetzt nun kam jener Augenblick, wo das Mädchen mit traumwandleriſch geſchloſſenen Lidern die Blume zu ſuchen begann. In dieſem Suchen lag Unſchuld und Lüſternheit. Es trat dabei jenes unendlich feine Zittern hervor, das man in der ſchwülen Erotik der Nachtfalter beobachtet. Endlich hatte ſie an der Blume gerochen und, wie an ihrer jähen Erſtarrung zu merken war, die dicke Spinne darauf erblickt.

Wie Friedrich bekannt war, pflegte Ingigerd das Entſetzen, die Schreckenslähmung und die Flucht nicht immer auf gleiche Weiſe darzuſtellen. Heut bewunderten alle den Wechſel des Ausdrucks auf dem ſüßen Antlitz der Tänzerin, das von Widerwillen, Ekel, Entſetzen und Grauſen nacheinander bewegt und entſtellt wurde. Sie flog, wie geblaſen, bis in den äußerſten Lichtkreis zurück.

Die neue Phaſe des Tanzes begann: Jene, in der das Mädchen die Spinne für harmlos hielt und ſich wegen der überſtandenen Angſte auslachte. Dies alles war von unnachahmlicher Grazie, Unſchuld und Luſtigkeit. Als nun nach einem Zuſtand wohliger Ruhe das Spiel mit den imaginierten Spinnefäden ſeinen Anfang nahm, kreiſchte eine Parkettür, und ein ſtattlicher Greis ward hereingeführt. Er trug den Zylinder in der Hand, das ſcharf geprägte Geſicht war bartlos, die ganze Erſcheinung zeigte den Gentleman. Der junge Mann, der den Fremden geleitet hatte, ſtürzte davon, und der Gentleman, ohne nach vorn zu kommen, hatte ſich, wo er war, auf einem Parkettſitz Platz geſchafft. Aber Lilienfeld erſchien, und, indem er ſich um den ehrfurchtgebietenden alten Yankee, gewandt wie ein Ohrwurm, herumbewegte, ſuchte er ihn zu veranlaſſen, in der vorderſten Reihe Platz zu nehmen.

Der Herr, Miſter Barry, Präſident der Society for the Prevention of Cruelty to Children und vieler anderer Organiſationen, winkte ab und vertiefte ſich in die Vorſtellung. Ingigerd war indeſſen durch das Quarren der Parketttür, die Ankunft des neuen Zuſchauers und das Brummeln ihres Impreſarios bei der Begrüßung aus dem Konzept gebracht worden. „Vorwärts, vorwärts!“ rief Lilienfeld. Die Kleine aber trat an die Rampe und ſagte geärgert: „Was iſt denn los?“ — „Gar nichts, durchaus nichts, meine Verehrte,“ beteuerte der Direktor voll Ungeduld. Ingigerd rief nach Doktor von Kammacher. Friedrich erſchrak, als er ſeinen Namen erſchallen hörte. Es war ihm peinlich, zu Ingigerd an die Rampe zu gehn. Sie beugte ſich nieder und trug ihm auf, dem Pavian von der „Society“ auf den Zahn zu fühlen und ihn zu ihren Gunſten zu bearbeiten. Sie ſagte: „Wenn ich nicht öffentlich auftreten darf, ſo ſpringe ich von der Brooklynbrücke, und man kann mich mit der Angel dort ſuchen, wo mein Vater iſt.“

Als Ingigerd unter Zuckungen, erdroſſelt von den Fäden der Spinne, ſcheinbar ihr Leben, in Wahrheit ihren Tanz

beendet hatte, ward Friedrich Mr. Barry vorgestellt. Der alte, reckenhafte Nachkomme der Pilgerväter, die mit der Mayflower gelandet waren, musterte Friedrich mit einem Blick, der feindlich wie der einer Katze schillerte und für den, wie es schien, Dunkelheit nicht vorhanden war. Barry sprach ruhig, aber was er sagte, hatte nicht gerade den Anschein, als ob ein tolerantes Verhalten von ihm zu erwarten wäre. „Das Mädchen," sagte er nach einigen Auseinandersetzungen Lilienfelds, „ist bereits von ihrem gewissenlosen Vater zu verwerflichen Zwecken mißbraucht worden." Er äußerte ferner: „Die Erziehung des Kindes ist vernachlässigt: offenbar hat man ihm nicht einmal die geläufigsten Begriffe von Scham und Anstand beigebracht." Er setzte hinzu, mit einer Kälte und einem Hochmut, die jede Gegenerklärung entkräfteten, daß leider zur Verhinderung solcher widerlichen, das öffentliche Sittlichkeitsgefühl so gröblich verletzenden Schaustellungen noch immer kein Gesetz vorhanden sei. Einwände Lilienfelds schien er nicht aufzufassen.

Sein mangelhaftes Englisch erschwerte es Friedrich, einzugreifen. Dennoch hatte er den Zwang, unter dem Ingigerd sich befand, ihr Brot zu verdienen, zu betonen gewagt, woraufhin er aber sogleich mit der kalten Frage: „Sind Sie der Bruder des Mädchens?" zum Schweigen gebracht wurde.

Der Präsident der Society hatte den Raum verlassen, und Lilienfeld tobte mit wilden Verwünschungen wider die niederträchtige Heuchelei dieser Yankees und Puritaner. Aber er hatte die ganz bestimmte Ahnung, daß ein Verbot, öffentlich aufzutreten, an Ingigerd Hahlström ergehen werde. Diese verwünschte Suppe hatten ihm Webster und Forster eingebrockt. Ingigerd weinte, als Friedrich sie in der Garderobe abholen wollte, und erging sich in wütender Heftigkeit. „Das habe ich niemand als Ihnen zu verdanken," sagte sie, „warum konnten Sie mich denn nicht, wie Stoß mir riet und wie jeder mir riet, am ersten Tage auftreten lassen?"

Friedrich war angeekelt. Mr. Barrys Erſcheinung hatte ihm die Geſtalt ſeines Vaters ins Gedächtnis gerufen: Wenngleich er ſeine Anſichten niemals in der Form von Mr. Barry geäußert und betätigt haben würde, ſo waren ſie denen des Yankees doch verwandt, ja in Friedrichens eigner Seele war vieles ungetilgt geblieben, was Geburt und Erziehung gepflanzt hatte.

Der zigeunerhafte Franck ſtürzte herein und gebärdete ſich wie ein Unſinniger. Seine Begeiſterung, die Ingigerds Laune ein wenig verbeſſerte, war von der ſtammelnden, nach Worten ringenden Art. Friedrich ſah den Maler mit Widerwillen und erſchrak, als er bei ihm die Zeichen der eigenen Beſeſſenheit wiedererkannte. Ingigerd überließ dem Maler die Hand, die er mit wilden Küſſen bedeckte, und dieſe leidenſchaftlichen Küſſe erſtreckten ſich von dem Handgelenk auf den Unterarm, was dem Mädchen natürlich und in der Ordnung ſchien.

Ingigerd wünſchte, daß Friedrich nochmals zu Präſident Barry perſönlich hinginge, um ihn mit Bitten oder Drohungen, Zwang oder Geld zu beeinfluſſen. Ein ſolcher Verſuch war, wie Friedrich wußte, ausſichtslos. Da weinte ſie und erklärte, ſie hätte nur Freunde, die ſie ausnützten. Warum war Achleitner nicht mehr da? Warum mußte gerade er und nicht dieſer und jener andere ſein Leben einbüßen? Achleitner war ihr wirklicher Freund, einer, der in der Welt Beſcheid wußte und zugleich reich und uneigennützig war.

Schon am nächſten Tage war das Verbot, aufzutreten, wirklich an Ingigerd Hahlſtröm gelangt. Das Mädchen gebärdete ſich wie unſinnig. Lilienfeld indeſſen erklärte, jetzt ſei der Augenblick da, die Sache beim Mayor von New York anhängig zu machen. Zugleich eröffnete er Ingigerd, ſie müſſe das Klubhaus verlaſſen, wenn ſie nicht Internierung in irgendein Waiſenhaus gewärtigen wolle. Lilienfeld bot ihr, er war verheiratet aber kinderlos, Aſyl

im eigenen Hauſe an; wohl oder übel mußte ſie einwilligen.

Als am Morgen nach der Überſiedelung Ingigerds Friedrich in einem neuen, von Miß Eva Burns beſchafften Rohleinwandkittel hinter ſeiner Modellierarbeit ſtand, hatte er ein Gefühl der Erleichterung.

Meiſter Ritter hatte Miß Eva Burns gegenüber Neigung geäußert, das tanzende Mädchen zu modellieren. Aber Friedrich brachte es nur zu einer etwas mühſamen Zuſtimmung. „Sehen Sie, Miß Eva," ſagte er, „eigentlich bin ich der letzte, der es verhindern will, wo irgend etwas von ſchönen Dingen entſtehen ſoll. Aber ich bin nur Menſch, und wenn der Meiſter die Kleine als Aktmodell benutzt, ſo iſt es mit meiner Seelenruhe zu Ende." Miß Eva lachte. „Sie haben gut lachen," ſagte er, „aber ich bin ein Rekonvaleſzent, und Rezidive ſind lebensgefährlich."

Es vergingen acht Tage, in denen Friedrich einen wunderlichen und noch keineswegs ſieghaften Kampf durchmachte. Täglich arbeitete er im Atelier, Miß Burns war ſeine Vertraute geworden. Sie wußte nun durch ihn ſelbſt, was ihr auch früher nicht verborgen geweſen war, daß er in Banden Ingigerds ſchmachtete. Sie wurde ſeine Kameradin und ſeine Beraterin, ohne ſich jemals anders, als aufgefordert, in die Wirrungen ſeines Innern einzumiſchen. Friedrich hatte ihr ſeinen Entſchluß, von Ingigerd freizukommen, mitgeteilt. Jedesmal wenn er bei dem Mädchen geweſen war, ſagte er, daß er ſich indigniert und gelangweilt gefühlt habe. Er war dann feſt entſchloſſen, nicht mehr zu ihr zurückzugehn: Ein Vorſatz, der oft ſchon einige Stunden ſpäter gebrochen wurde. Bei Miß Evas unendlicher Langmut brauchte Friedrich das Thema Ingigerd niemals abzuſetzen. Die Seele des Mädchens wurde von innen nach außen und von außen wieder nach innen gewendet, ihr Inhalt wurde hundertmal durchgeworfelt und nach Gold oder Weizenkörnern durchgeſiebt.

Eines Tages hatte das Mädchen zu Friedrich gesagt: „Nimm mich, entführe mich, mache mit mir, was du willst!“ Sie hatte ihn aufgefordert, streng, ja grausam mit ihr zu sein. „Sperre mich ein,“ sagte sie, „ich will außer dir keine Männer mehr sehen.“ Ein andermal hatte sie bittend geäußert: „Ich will gut werden, Friedrich, mache mich gut.“ Aber am nächsten Tage hatte sie ihren Beschützer und Freund schon wieder in die Zwangslage versetzt, sich mit unverzeihlichen Handlungen abzufinden.

Tatsache war, daß sie bereits eine Anzahl Männer für sich laufen, rennen, Geschäfte abwickeln, denken und zahlen ließ.

Wovon Friedrich sich nicht entwöhnen konnte, das war diese zerbrechliche, blonde und süße Körperlichkeit. Und doch war er entschlossen, sich loszumachen. Eines Tages kam Ingigerd, um Miß Eva für ein Porträt zu sitzen. Auch Friedrich rückte einen Drehstuhl heran. Es war nicht ohne weiteres abzusehen, warum Miß Burns diese Sitzungen arrangiert hatte, tatsächlich aber hatte das strenge und sehr genaue Studium, das nun auch Friedrich den Zügen seines Idols widmete, eine sonderbare Wirkung auf ihn.

Die Flächen der Stirn, die Augenbogen, die Lage der Augen selbst, die Biegung der Schläfe, die Form und der verkrüppelte Ansatz des Ohrs, die messerrückenschmale Nase, ihre Flügel, die etwas ältliche nasolabiale Falte, der Kniff in den Mundwinkeln, das schöne, doch auch brutale Kinn, der eigentlich wirklich unschöne Hals mit der wäscherinnenhaften Halsgrube, alles das prägte sich ihm so nüchtern ein, daß jede verschönende Kraft erlosch. Vielleicht wußte Miß Eva Burns, was es mit einer so strengen, anhaltend folgerichtigen Betrachtung eines Modelles auf sich hat.

Die langen Sitzungen, denen Ingigerd sich aus Eitelkeit unterwarf, zeigten überdies das Enge, Tüftliche ihres Charakters. Mit Bewunderung für Miß Eva Burns empfand Friedrich das ewig Zurückgebliebene, Inkomplette seines Mo-

dells mit erschreckender Deutlichkeit. Einst hatte sie einen Brief aus Paris, von der Mutter, mitgebracht. Sie las ihn vor, und es war als wenn sie indes am Pranger stünde.

Der Brief der Mutter war streng, ernst, sorgenvoll, aber nicht ohne Liebe. Das trübe Ende des Vaters wurde darin mit Anteil erwähnt und Ingigerd nach Paris eingeladen. Die Mutter schrieb: „Ich bin nicht reich, Du wirst bei mir arbeiten müssen, Mädchen, aber ich werde mich bemühen, Dir in jeder Beziehung eine Mutter zu sein, wenn" — und nun kam der Nachsatz! — „wenn Du Dir vornimmst, Deinen Lebenswandel zu bessern."

Die Glossen, die das Mädchen zu diesen Äußerungen der Mutter machte, waren von einer dummen und wilden Gehässigkeit. „Ich soll zu ihr kommen und in mich gehen," äffte sie nach, „weil mich der liebe Gott so wunderbarlich gerettet hat. Jawohl, Mama soll erst in sich gehen! so blöd werd' ich sein. Ich werde nicht Schneiderin. Fortwährend von Mama schuhriegeln lassen. Um mich ist mir nicht bange, wenn ich bloß nicht unter jemandes Fuchtel bin." Und so ging es fort, in einer Weise, die vor den häßlichsten Intimitäten in der Lebensführung der Eltern nicht zurückschreckte.

Für den fünfundzwanzigsten Februar war auf Betreiben Lilienfelds und seiner Anwälte ein Termin vor dem Mayor von New York in der City-Hall anberaumt worden, der über Aufhebung oder Aufrechterhaltung des Verbots, Ingigerd Hahlström und ihr öffentliches Erscheinen angehend, entscheiden sollte. Ingigerd, durch Frau Lilienfeld smart gekleidet, wurde in eine Droschke gepackt und in Begleitung der Dame, die sie chaperonierte, nach der City-Hall übergeführt. Friedrich und Lilienfeld waren vorangefahren. „Die Lage ist die," erklärte Lilienfeld während der Fahrt durch das graue, finstere und kalte New York, „daß New York augenblicklich in den Händen der Tammany-

Society ist. Die Republikaner sind bei den letzten Wahlen durchgefallen. Ilroy, der Mayor, ist ein Tammany-Mann. Der Kutscher wird möglicherweise bei Tammany-Hall vorbeifahren, und ich werde Ihnen den Sitz dieser furchtbar einflußreichen Gesellschaft zeigen, die den Tiger im Wappen führt. Der Name Tammany stammt von einem indianischen Seher Tamenund. Die Parteiführer haben läppische indianische Namen und Titel. Das Wappen wird nicht Wappen, sondern Totem genannt. Aber lassen Sie sich durch diese Indianerromantik nicht täuschen. Diese Leute sind nüchtern. Der Tammany-Tiger ist ein Tier im großen New Yorker Schafstall, mit dem nicht zu spaßen ist.

Wir dürfen übrigens annehmen," fuhr der Direktor fort, „den Tammany-Tiger, und also den Bürgermeister, in Sachen der Kleinen für uns zu haben, obgleich das nicht absolut sicher ist. Mr. Barry ist jedenfalls Republikaner und ein Todfeind von Tammany-Hall. Dagegen würde Ilroy, der Mayor, mit allergrößtem Vergnügen ihm und der Society for the Prevention of Cruelty to Children, dieser blödsinnigen Institution, eins auswischen. Aber seine Amtszeit läuft ab, und er möchte gern wiedergewählt werden, was nur bei einigen Konzessionen an die Republikaner wahrscheinlich ist. Nun, wir wollen sehen! wir müssen abwarten."

Man war im City-Hall-Park vor der City-Hall angelangt, einem Marmorbau mit Glockenturm und einem Säulen-Portikus. Unter diesem Portikus mußte man auf die Ankunft der Damen warten.

Im Hin- und Herschreiten fühlte sich Friedrich plötzlich am Rocke gezupft. Er wandte sich und erblickte ein modisch vermummtes kleines Mädchen, in dem er sofort Ella Liebling erkannte. „Ella, Mädel, wo kommst du her?" fragte er. Sie knickte und sagte, daß sie mit Rosa spazieren ginge. In der Tat stand das Dienstmädchen an den Stufen der City-Hall und grüßte mit: „Guten Morgen, Herr Doktor."

Friedrich ſtellte Ella Herrn Lilienfeld als eine kleine Schiffbrüchige vor. „Guten Morgen, mein Kind," ſagte Lilienfeld, „alſo iſt es wirklich wahr, daß du bei dem ſchauerlichen Schiffsuntergang auch geweſen biſt?" Keck und friſch und mit einem kindlich koketten Stolz gewürzt kam die Antwort zurück: „Jawohl! und ich habe dabei einen Bruder verloren." — „Ach, armes Kind!" ſagte Lilienfeld, aber ſchon zerſtreut, denn er dachte an den Speech, den er vielleicht vor dem Mayor zu halten gezwungen war. „Entſchuldigen Sie," ſagte er plötzlich zu Friedrich, indem er ſich einige Schritte entfernte und ein Blatt mit Notizen zu haſtigem Studium aus der Bruſttaſche nahm. Ella rief: „Meine Mama war auch ſchon tot und iſt wieder lebendig geworden!" — „Wieſo? wieſo?" fragte Lilienfeld, unter der goldenen Brille herüberglotzend. Friedrich erklärte ihm, daß Wiederbelebungsverſuche der Mutter das Leben gerettet hätten. Er fügte hinzu: „Wenn es mit rechten Dingen zuginge, ſo müßte dieſes ſimple, bäuriſche Dienſtmädchen dort" — er wies auf Roſa! — „mehr als dereinſt der ſelige Lafayette, der Held zweier Welten, gefeiert werden. Sie hat Wunder getan. Sie hat immer nur an ihre Herrſchaft, an uns andere und nie an ſich ſelbſt gedacht." Friedrich ging, um das Dienſtmädchen zu begrüßen.

Als er ſie nach Frau Liebling fragte, wurde Roſa wie eine Päonie. Der gnädigen Frau ginge es wohl recht gut, meinte ſie. Danach brach ſie in Tränen aus, weil ſie ſich an den kleinen Siegfried erinnerte. Alle Formalitäten der Beerdigung waren durch ſie und einen Konſularagenten erledigt worden, und ſie allein war dabei geweſen, als man die kleine Leiche auf dem iſraelitiſchen Friedhof begrub.

Nun trat ein ordentlich gekleideter Menſch heran, in dem Friedrich erſt ganz aus der Nähe Bulke, den Diener des Artiſten, erkannte. Er ſagte: „Herr Doktor, meine Braut kommt von der Geſchichte nicht los. Könnten Sie meiner Braut nicht mal ſagen, Herr Doktor, daß ſich das nicht ge-

hört und daß man von so einer Geschichte loskommen muß. Schlimmer könnt's ja nicht sein, wenn sie einen eignen Jungen verloren hätte!" — „Wenn Sie sich verlobt haben, Herr Bulke, so kann man sich nur freuen für Sie und muß Ihnen aufrichtig gratulieren." Bulke dankte und erklärte: „Sobald ich von meinem Herrn und sie von ihrer Dame fort kann, gehen wir nach Europa zurück. Bevor ich meine Zeit bei der königlichen Marine abmachen mußte, bin ich nämlich Schlächter gewesen. Nun schreibt mir mein Bruder aus Bremen von einem kleinen Schiffsproviantgeschäft, das zu haben ist. Man hat sich ja endlich auch was erspart, warum soll man's nicht schließlich mal so versuchen. Immer für fremde Leute arbeiten kann man doch nicht." — „Ich bin ganz Ihrer Ansicht," warf Friedrich ein, während sich plötzlich der Adlatus des Kunstschützen von Rosa mit den Worten: „Die gnädige Frau!" empfahl.

Frau Liebling kam an der Seite eines dunkelbärtigen Herrn durch die Anlagen. Der Aufzug, in dem sie war und der für die Gattin eines russischen Großfürsten standesgemäß gewesen wäre, bewies, daß die reizvolle Frau inzwischen Gelegenheit gefunden hatte, den Verlust ihrer Garderobe zu ersetzen. Friedrich küßte der Dame die Hand und gedachte des Leberflecks unter der linken Brust und einiger anderen Merkmale des schönen Frauenleibes, den er mit so rücksichtsloser Mechanik allmählich wieder zu atmen gezwungen hatte. Er wurde dem schwarzen und eleganten Herrn vorgestellt, der ihn zugleich lauernd und abweisend musterte. Seltsam, dachte Friedrich, dieser Mikrocephale sollte eigentlich wissen, was er mir schuldig ist. Da schwitzt man, macht im Schweiße seines Angesichts Tote lebendig, fühlt sich als hochmoralisches Werkzeug der Vorsehung und hat schließlich für das Spezialvergnügen eines Lebemannes gearbeitet.

Frau Liebling war entzückt von Amerika. Sie rief: „Was sagen Sie zu den New Yorker Hotels? Ich wohne im Wal-

dorf-Aſtoria: ſind ſie nicht großartig? Ich bewohne vier Zimmer nach vorn heraus. Die Ruhe! der Luxus! die ſchönen Bilder! wie in Tauſendundeine Nacht fühlt man ſich! Lieber Doktor, das Reſtaurant Delmonico müſſen Sie unbedingt mal beſuchen! Was ſind dagegen Berliner und ſelbſt Pariſer Verhältniſſe? Ein ſolches Reſtaurant, ſolche Hotels finden Sie in Europa nicht." Friedrich meinte verblüfft, das wäre wohl möglich. — „Waren Sie ſchon im Metropolitan Opera-Houſe?..." So und ähnlich ſetzte Frau Liebling, ohne Friedrich beſonders zum Sprechen anzuregen, mit Fragen, die ſie ſich ſelbſt beantwortete, eine Weile die Unterhaltung fort. Friedrich dachte an Roſa und Siegfried und hatte Zeit, immer wieder die nagelneuen Lackſchuhe, die Bügelfalte, die Berlocks, die Brillantknöpfe, das mächtige Atlasplaſtron, das Monokel, den Zylinder und den koſtbaren Pelzrock des kurznackig ſüdländiſchen Dandys zu muſtern, den die Dame mit Signor Soundſo vorgeſtellt hatte.

„Was haben Sie denn mit unſerm berühmten Tenor vom Metropolitan Opera-Houſe zu tun?" fragte Lilienfeld, als Friedrich unter dem Portikus wieder erſchien.

Die ganze Begegnung hatte ihm die Tragikomödie des Daſeins ſo vor die Seele geſtellt, daß er jetzt eine peinliche Gegenwart weniger wichtig zu nehmen fähig ward. Das Cab mit den Damen fuhr vor, und zugleich traten ein halbes Dutzend Journaliſten in die Vorhalle, von denen, wie Friedrich nicht ohne Überraſchung bemerkte, die meiſten mit Ingigerd, der ſie die Hand drückten, auf einem zwangloſen Fuße ſtanden. Sie ſah ſehr niedlich und kindlich aus und wurde ſamt Frau Lilienfeld, als nun auch Herr Samuelſon gekommen war, von einer ziemlich zahlreichen Leibwache in das hohe, holzgetäfelte, mit Bogenfenſtern verſehene Sitzungszimmer der City-Hall hinaufgeleitet. An einem langen Tiſch hatte bereits, und zwar neben dem leeren Präſidentenſtuhl

des Mayors von New York, die hohe Geſtalt Mr. Barrys Platz genommen. Er hielt ſein Augenglas in der Hand und blätterte manchmal in ſeinen Papieren. Herr Samuelſon und Lilienfeld nahmen ihm gegenüber Platz. Der übrige Raum um den Tiſch wurde von der Preſſe und ſonſtigen Intereſſenten eingenommen: Unter dieſen war Friedrich, die äußerſt repräſentative Gattin Lilienfelds und Ingigerd, das Objekt der Verhandlung.

Nun kam der Mayor, ein Ire, aus einer Flügeltür, die ſich nah hinter ſeinem Stuhle öffnete. Er war ein verſchlagen und verlegen lächelnder Mann, der zwar nicht jedermann freundlich grüßte, aber doch mit einem Anflug höflicher Güte anblickte. Jemand flüſterte Friedrichen zu: „Die Sache des Fräuleins ſteht gut, der Mayor wird dem alten Heuchler Barry eins auswiſchen.“ In der Tat war der Mayor gegen ſeinen Nachbar zur Rechten von einer nichts Gutes weisſagenden Herzlichkeit.

Es trat Stille ein. Mr. Barry wurde das Wort erteilt.

Der alte Mann erhob ſich, mit dem Ernſt und jener unabhängigen Sicherheit, die für gewöhnlich nur dem bedeutenden Staatsmann eignet. Friedrich konnte die Augen nicht von ihm wenden. Faſt tat es ihm leid, daß der Erfolg ſeiner Rede ſchon im vorhinein vernichtet ſein ſollte.

Mr. Barry entwickelte zunächſt in klarer Form die Zwecke ſeiner Society. Er führte eine Anzahl von Fällen an, wo Kinder im Dienſte der Induſtrie, des Handels, des Handwerks oder des Theaters mißbraucht worden und zu Schaden gekommen waren. — Hier flüſterte jemand Friedrichen ins Ohr: „Er kann ſich an ſeiner Naſe ziehen! der Alte iſt nämlich ein Wall-Street-Mann, der in ſeinen Fabriken zahlloſe Kinder beſchäftigt und überhaupt einer der rückſichtsloſeſten Ausbeuter iſt!“ — Dieſe Mißſtände hätten, wie Mr. Barry erklärte, die Gründung der Society for the Prevention of Cruelty to Children notwendig gemacht.

Die Geſellſchaft, fuhr Barry fort, mache es ſich indes zur Pflicht, nur in wirklich erwieſenen Notfällen einzugreifen. Der ſchwebende ſei ein ſolcher Fall.

Seit einigen Jahren werde New York von einer beſonderen Sorte von Freibeutern — er ſagte mit ſcharfer Betonung „Freebooters"! — überſchwemmt. Das hänge mit der zunehmenden Glaubensloſigkeit, dem ſteigenden Mangel an Religion und der damit verknüpften Sucht nach äußerlichen Zerſtreuungen und Vergnügungen zuſammen. Die ſteigende Unmoral und allgemeine Verderbnis ſei der Wind, der die Segel ſolcher Piraten fülle. Aber die Seuche dieſer Verderbnis ſei nicht etwa in dieſem Lande entſtanden, ſondern ſie werde aus den Laſterwinkeln der großen europäiſchen Städte, London, Paris, Berlin, Wien, eingeſchleppt. Der Seuche müſſe man Einhalt tun und zu dieſem Behuf eben den Freibeutern, die ſie nährten und immer wieder einſchleppten, Halt gebieten.

„Sie ſind keine guten amerikaniſchen Bürger, überhaupt keine Bürger, they are not citizens! deshalb," ſagte Mr. Barry, jedes Wort mit harter Korrektheit ausſprechend — „deshalb iſt es ihnen auch gleichgültig, wenn unſere Religion, unſere Sitte, unſere Moral verwüſtet wird. Dieſe Raubvögel ſind ſkrupellos, und wenn ſie die Kröpfe gehörig voll haben, ſo verſchwinden ſie über den Ozean in ihre geſicherten, europäiſchen Horſte. Die Zeit iſt gekommen, wo auch in dieſer Beziehung der Amerikaner ſich auf ſich ſelbſt beſinnen und ſolche Schmarotzer-Invaſionen zurückweiſen muß."

Während der alte Jingo mit feſter Stirn dieſe ſchneidenden Worte ſprach, wurde Friedrich nicht müde, jede Bewegung ſeines harten und edlen Greiſengeſichtes zu beobachten. Es war ſonderbar, wie der Ausdruck des Sprechers, als er von den räuberiſchen Vögeln redete, ihn ſelbſt einem Geier ähnlich machte. Er ſtand mit dem Rücken den Fenſtern zugekehrt, jedoch mit ſeitlicher Wendung des Kopfes, und

Friedrichen kam es vor, als ob bei den Worten von den gefüllten Kröpfen ſein graublaues Auge zu einem weißlichen Glanz erblichen wäre.

Barry kam nun auf Ingigerd: Es war ein großer Schiffbruch durch Gottes Ratſchluß verhängt worden. Ein Vorfall, ganz dazu angetan, den Menſchen nahe zu legen, in ſich zu gehen. Der Redner brach ab und erklärte für unnütz, ſich näher darüber auszulaſſen, weil denen, die ein ſolches Strafgericht nicht von ſich aus zu würdigen wüßten, doch nicht zu helfen ſei. Dann fuhr er fort: „Ich ſtelle den Antrag, das gerettete Mädchen, von dem nicht erwieſen iſt, ob es das ſechzehnte Jahr ſchon erreicht hat, einem Hoſpital zu überweiſen, und die Schiffahrtsgeſellſchaft zu veranlaſſen, daß es, ſobald wie möglich, nach Europa zurücktransportiert und ſeiner Mutter, die in Paris lebt, übergeben werde. Das Mädchen iſt krank, iſt unentwickelt und gehört in die Hände des Arztes, ſowie unter Vormundſchaft. Man hat es zu einem Tanz abgerichtet. Es verfällt hierbei in einen Zuſtand, der epileptiſchen Krämpfen nicht unähnlich iſt. Es wird ſtarr wie Holz. Die Augen quellen ihm aus dem Kopfe. Es zupft mit den Fingern Watte. Schließlich iſt es ohnmächtig und weiß nichts von ſich. Solche Dinge gehören hinter die Wände des Krankenzimmers, unter die Augen des Arztes und der Wärterin. Solche Dinge gehören nicht auf das Theater. Es wäre empörend, es würde eine Herausforderung der öffentlichen Meinung ſein, wollte man dieſe Interna eines Spitals auf dem Theater vorführen. Dagegen proteſtiere ich, im Namen des guten Geſchmacks, im Namen der öffentlichen Moral und im Namen der amerikaniſchen Sittlichkeit. Es geht nicht an, dieſe arme Unglückliche auf die öffentliche Bühne zu zerren und ihr Elend, nur weil ſie durch die Schiffskataſtrophe in aller Munde iſt, ſchamlos auszubeuten.“

Dies war deutlich geſprochen. Herr Samuelſon erhob ſich ſofort, nachdem Barry ſich geſetzt hatte. Seine Art zu plä-

dieren war bekannt. Man wußte, daß er ſich anfangs zu ſchonen pflegte, um ſpäter unerwartet mit einem heftigen Leidenſchaftsausbruch ſeine Hörer zu überrumpeln.

Als der Leidenſchaftsausbruch auch in dieſem Falle gekommen war, entſprach er nicht ganz den Erwartungen, die Lilienfeld, die Preſſe und Friedrich davon gehegt hatten. Man merkte zu deutlich, daß die ausgedrückte Entrüſtung durch Honorar und energiſchen Willen erzwungen war und nicht aus natürlicher Quelle ſtammte. Der müde gehetzte Mann, mit dem Chriſtusbart und der unreinen, blutloſen Haut, war eigentlich nur als Opfer ſeines Berufs beachtenswert, und auch in dieſer Beziehung weniger imponierend, als Teilnahme erregend: am meiſten mitleiderregend, leider, als er dem abgetriebenen Rößlein der Eloquenz gleichzeitig Peitſche und Sporen gab, um ſeinen Gegner niederzureiten. Mr. Barry und Mr. Jlroy, der Mayor, blickten einander vielſagend an, und es war, als hätten ſie beide Luſt, dieſem traurigen Ritter beizuſpringen.

Jetzt konnte ſich Lilienfeld nicht mehr zurückhalten. Er wurde rot, ſeine Stirnader ſchwoll, die Zeit des Schweigens war vorbei, und die Stunde des Redens war gekommen. Da der Mann mit den hundert Schreibmaſchinen und dem Millioneneinkommen der Aufgabe nicht gewachſen war, mußte man ſie ſelbſt in die Hand nehmen. Gedacht, getan! und zwiſchen den Lippen des gedrungenen, ſtiernackigen Unternehmers drangen die Worte mit Wucht hervor.

Nun war es an Mr. Barry, ruhig zu bleiben und ohne Wimperzucken den hageldichten Hieben und Stößen des Gegners ſtandzuhalten. Dem alten Herrn wurde nichts erſpart! er hatte mancherlei Dinge von Kindermißbrauch in gewiſſen Fabriken in Brooklyn, von puritaniſcher Heuchelei, von öffentlich Waſſer predigen und heimlich Wein trinken anzuhören und hinunterzuſchlucken. Es wurde ihm atteſtiert, daß er ein Mitglied jener bornierten, kunſt-, kultur- und lebensfeindlichen Kaſte ſei, die in Leuten wie Shakeſpeare,

Byron und Goethe Teufel mit Hufen und langen Schwänzen zu sehen glaubten. Solche Leute, hieß es, machten immer wieder den Versuch, die Zeiger der Uhr der Zeit zurückzudrehen. Ein ganz besonders widerwärtiger Anblick im Lande der Freiheit, im vielgerühmten freien Amerika.

Freilich sei ein solches Beginnen kein aussichtsvolles! für immer versunken und vorüber sei die Zeit puritanischer Prüderie, puritanischer Gewissensfolter, puritanischer Orthodoxie und Unduldsamkeit. Der Strom der Zeit, der Strom des Fortschritts und der Kultur werde dadurch nicht aufgehalten! aber diese reaktionären Mächte, in ihrer Finsterlingswirtschaft bedroht, hätten nun einen feigen Guerillakrieg kleiner, feiger, erbärmlicher Stänkereien angefangen. Ein Herd solcher gemeingefährlicher Stänkereien sei Mr. Barrys Society. Und hier gebe er ihm zurück, was Mr. Barry vorhin gesagt habe: in der Society for the Prevention of Cruelty to Children sei ein Seuchenherd, wenn wirklich eine Seuche auf dem Boden Amerikas vorhanden wäre! Hier in der Society saß der Herd der Pest! sofern eine Pest im Lande vorhanden war. Mr. Barry mache sich lächerlich, wenn er behaupte, Europa sei eine Pestbeule. Europa sei die Mutter Amerikas, und ohne den Genius eines Kolumbus — man begehe jetzt die Erinnerungsfeier fourteen hundred and ninety two! — ohne den Genius eines Kolumbus und den immerwährenden Zustrom mächtiger, europäischer, deutscher, englischer, irischer Intelligenzen, hier zwinkerte er den Mayor an, wäre Amerika heute noch eine Wüste.

Nachdem Lilienfeld um der kleinen Tänzerin willen Himmel, Erde und Meer durcheinanderbewegt hatte, legte er die Denunziation seines Konkurrenten bloß, der sich der Society zu seinen verwerflichen Zwecken bedient habe, und wies seinerseits mit Entrüstung Barrys Behauptung zurück, daß er ein Ausbeuter sei. Sein Konkurrent sei vielleicht ein Ausbeuter. Er wies nach, von welchem Vorteil für

Ingigerd die Bedingungen wären, die er ihr zugebilligt hatte. Dort saß seine Frau, die dem Mädchen, das in seinem Hause Unterkunft gefunden hatte, in vielen Beziehungen eine Mutter war. Im übrigen sei das Mädchen nicht krank, in seinen Adern fließe höchstens echtes, gesundes Artistenblut. Es sei eine unverschämte Dreistigkeit, die Ehre und die Moral der jungen Dame anzutasten. Sie sei keine Verkommene und Verwahrloste, sondern im Gegenteil ganz einfach eine sehr große Künstlerin.

Seinen Haupttrumpf hatte Lilienfeld bis zum Schluß aufgespart. Er war nämlich vor vier Wochen aus gewissen Rücksichten amerikanischer Bürger geworden. Nun schrie er so laut, daß die hohen Bogenfenster ins Klirren kamen, hinter denen der dumpfe Donner New Yorks arbeitete. Er schrie, Mr. Barry habe ihn einen Fremden, einen Freibeuter und dergleichen genannt. Er verbitte sich das auf das allerentschiedenste, da er ebensogut wie Mr. Barry amerikanischer Bürger sei. Und er rief einmal übers andere-mal, indem er den alten Jingo ganz direkt anredete, weit mit dem ganzen Körper über den Tisch gebeugt: „Mr. Barry, d'you hear? I am a citizen, Mr. Barry, d'you hear? I am a citizen! Mr. Barry, I am a citizen and I will have my rights like you!"

Er schwieg. In seiner Luftröhre röchelte es, als er sich niedersetzte. In Mr. Barrys Gesicht hatte sich nicht ein Nerv geregt.

Nach längerer Pause sprach der Mayor. Seine Worte kamen ruhig heraus und mit jener leisen Verlegenheit, die ihm eigen war und ihn gut kleidete. Seine Entscheidung fiel genau so, wie sie von den politischen Sterndeutern vorausgesagt worden war. Ingigerd wurde gestattet, öffentlich aufzutreten. Es hieß, nach ärztlichen Zeugnissen sei das Mädchen als gesund anzusprechen, außerdem sei sie bereits über sechzehn Jahr alt und es liege kein Anlaß vor, das zu bezweifeln und ihr die Ausübung einer Erwerbstätig-

keit, einer Kunſt, die ſie ſchon in Europa ausgeübt habe, abzuſprechen.

Die Journaliſten grinſten vielſagend. Der heimliche Haß des iriſchen Katholiken und Mayors gegen den eingeſeſſenen Puritaner engliſcher Herkunft war zum Durchbruch gekommen. Mr. Barry erhob ſich und drückte dieſem Feinde mit kalter Würde die Hand. Dann ſchritt er aufgerichtet davon, und ſeinem zweiten, ganz anders gearteten Gegner gelang es nicht, ihm noch zum Abſchiede, wie er vorhatte, ſeinen ganz anders gearteten Haß ins Auge zu blitzen: da dieſes Auge ihn vollkommen überſah.

Ingigerd wurde umringt. Man überhäufte das Mädchen mit Gratulationen. Es war eine Sache nach ihrem Herzen, erlebt zu haben, wie angeſichts zweier Weltteile um ihren Beſitz gekämpft worden war. Man umbuhlte ſie förmlich, man huldigte ihr. Und keine Prinzeſſin hätte in dieſen Augenblicken das Intereſſe von der kleinen Künſtlerin ablenken können. Sie ſtrahlte von Glück und Dankbarkeit.

Direktor Lilienfeld lud ſogleich alle ihm noch in den Wurf laufenden Journaliſten zum Frühſtück ein.

Friedrich ſchützte Geſchäfte vor, mußte der Kleinen indeſſen die Zuſage geben, wenigſtens noch zum Nachtiſch vorzuſprechen. Er empfahl ſich und war allein.

Sein erſter Gang war quer durch den City-Hall-Park zur Hauptpoſt hinüber, einem Rieſengebäude, in dem etwa zweitauſendfünfhundert Poſtbeamte arbeiten. Nachdem er ein Telegramm geſchrieben und aufgegeben hatte und wieder in den Lärm der City herausgetreten war, wo die Leute im ſcharfen Wind vermummt durcheinanderliefen, ununterbrochener Tram-, Cab- und Laſtwagenverkehr das Ohr betäubte, zog er die Uhr und ſtellte feſt, daß ſie eine halbe Stunde nach zwölf zeigte, genau den Zeitpunkt, an dem für gewöhnlich Miß Eva Burns das beſcheidene Lunch in ihrem kleinen Stammlokal, nahe der Grand Central-

Station, begann. Er nahm ein Cab und ließ ſich dorthin bringen.

Er wäre unendlich enttäuſcht geweſen, wenn er gerade diesmal Miß Eva in dem gewohnten Raum nicht getroffen hätte. Allein ſie war da und wie immer erfreut, wenn ſie den jungen Gelehrten ſah. Er rief ihr zu: „Miß Eva, Sie ſehen in mir einen Mann, der aus dem Gefängnis, aus dem Korrektionshaus, aus der Irrenanſtalt entlaſſen iſt. Gratulieren Sie mir! Heute bin ich wieder ein Independent, ein unabhängiger Menſch geworden!“

Er war geradezu ſelig, als er ſich niederließ, und in der ausgelaſſenſten Stimmung. Er hatte, wie er ſagte, Appetit für drei, Humor für ſechs und gute Laune genug, um einem Timon von Athen damit aufzuhelfen. „Es iſt mir ganz gleichgültig,“ ſagte er, „was noch ſpäter mal aus mir wird! So viel ſteht jedenfalls feſt: keine Circe hat mehr Gewalt über mich.“

Miß Eva Burns gratulierte und lachte herzlich. Dann wollte ſie wiſſen, was paſſiert wäre. Er ſagte: „Die ganze Tragikomödie in der City-Hall erzähle ich Ihnen nachher! Erſt muß ich Ihnen jedoch einen furchtbaren Schmerz bereiten! Beißen Sie alſo die Zähne zuſammen, Miß Eva Burns! Jetzt paſſen Sie auf: Sie verlieren mich!“ — „Ich, Sie?“ Sie lachte ehrlich und kräftig, aber in einer etwas verdutzten Art, während ein dunkles Rot, ſchnell kommend und ſchwindend, ihr Geſicht überflog. „Ja, Sie, mich!“ ſagte Friedrich. „Ich habe ſoeben an Peter Schmidt in Meriden telegraphiert. Heute abend oder ſpäteſtens morgen früh verlaſſe ich Sie, verlaſſe New York, gehe aufs Land und werde Farmer!“ — „Oh, da muß ich aber wirklich ſagen, das tut mir leid, wenn Sie fortgehen,“ ſagte Miß Eva, ohne jeden ſentimentalen Beiklang ernſt werdend. „Warum denn?“ rief er übermütig: „Sie kommen hinaus! Sie beſuchen mich! Sie kennen mich ja bisher nur als Waſchlappen! Vielleicht entdecken Sie, wenn Sie zu mir

hinauskommen, ſchließlich noch etwas wie einen tüchtigen Kerl in mir."

Und er fuhr fort: „Nehmen wir mal ein Beiſpiel aus der Chemie. Eine Salzlöſung, durch den Löffel des Herrgotts mächtig umgerührt, beginnt ihren Kriſtalliſationsprozeß. Etwas in mir will ſich kriſtalliſieren. Wer weiß, ob nicht, wenn alle dieſe Umwölkungen und Durchwölkungen fallen, eine feſte neue Architektur das Reſultat aller Stürme im Waſſerglaſe iſt. Vielleicht iſt die Entwickelung eines germaniſchen Menſchen nicht vor dem dreißigſten Jahre abgeſchloſſen. Dann ſtünde vielleicht vor dem Zuſtand erreichter, feſter Mannheit eben die Kriſe, der ich nun, aller Wahrſcheinlichkeit nach, entronnen bin, und die ich ſo oder ſo hätte durchmachen müſſen."

Friedrich erzählte nun kurz das Hauptſächlichſte aus der Verhandlung in der City-Hall, das komiſche Aufeinanderplatzen zweier Welten in den Reden von Barry und Lilienfeld, das er „tant de bruit pour une omelette" nannte. Er berichtete die Entſcheidung des Mayor und erklärte, der Augenblick dieſer Entſcheidung, der Ingigerd den Lebenslauf, den ſie wünſche, eröffne, habe auch ihm den Weg in das eigene, neue Leben freigemacht. Er habe faſt körperlich geſpürt, wie auch für ihn mit dem Diktum des Mayor die Entſcheidung gefallen ſei.

Er ſchilderte Barry und verhehlte nicht, wie ſehr, trotz aller Gegenſätzlichkeit der Anſichten, dieſer Nachkomme derer um Cromwell, die Karl den Erſten von England gerichtet und hingerichtet hatten, ihm imponierte. Wenn Barry wirklich ein Heuchler war, hatte nicht Lilienfeld, ſo daß Friedrich dabei mit einem gewiſſen Schrecken ſich umblicken mußte, von der moraliſchen Unantaſtbarkeit Ingigerd Hahlſtröms laut geſprochen, während ein Grinſen, wie ein boshafter Schatten, durch die Reihe der Journaliſten glitt? Blühte die Lüge nicht überall? War die Heuchelei nicht in allen Lagern eine Sache der Selbſtverſtändlichkeit?

Friedrich fühlte ſich wieder ſehr wohl in der Geſellſchaft von Miß Eva Burns. In einem auf die Seele übertragenen Sinne, überkam ihn in ihrer Gegenwart immer ein Gefühl von Ordnung und Sauberkeit. Man durfte ihr alles ſagen und mitteilen, und was ſie zurückgab, klärte, ſtatt zu verwirren: ſtatt aufzuregen, beruhigte es. Allein, Friedrich war mit ihrem Verhalten heut nicht ganz in der gleichen Weiſe wie ſonſt zufrieden. Ihre Freude über ſeine Befreiung ſchien ihm nicht groß genug, und er wußte nicht, ob er den Umſtand auf mangelnde Anteilnahme, oder auf heimliche Zweifel zurückführen ſollte. „Ich bin zu Ihnen gekommen, Miß Burns," ſagte er, „weil ich niemanden weiß und wußte, den ich von der neuen Phaſe meines Geſchicks lieber verſtändigt hätte. Sagen Sie mir einfach und offen, ob ich recht hatte, das zu tun, und ob Sie verſtehen können, wie einem Menſchen zumute iſt, den eine widerſinnige Leidenſchaft nicht mehr feſſelt."

„Vielleicht weiß ich das," ſagte Miß Eva Burns, „aber . . ." — „Aber?" fragte Friedrich. — Sie antwortete nicht, und er fuhr fort: „Sie wollen ſagen, Sie können ſich von der Geſundung eines ſo gearteten Menſchen, wie ich einer bin, nicht überzeugt halten. Ich gebe Ihnen indes die Verſicherung, daß ich niemals bei dieſer öffentlichen Nacktprozedur der Kleinen unter den Zuſchauern ſitzen und noch viel weniger hinter ihr her durch die Tingel-Tangel aller fünf Weltteile ziehn werde. Ich bin los! ich bin frei! und ich werde Ihnen das auch beweiſen."

„Wenn Sie ſich das ſelbſt beweiſen könnten, ſo würde das allerdings vielleicht von Wert für Sie ſein."

Aber er wollte das lieber ihr beweiſen. Er zog einen Brief Peter Schmidts hervor, aus dem zu erſehen war, daß der Arzt in ſeinem Auftrage ein Landhaus beſichtigt hatte, und daß der Plan, ſich zurückzuziehen, bei Friedrich nicht erſt ſeit heut beſtand. „Sie werden von mir hören," ſagte er, „wenn ich in der Stille zu mir ſelber gekommen bin. Dazu iſt begründete Ausſicht vorhanden."

Das Mahl war beendet. Auch Friedrich hatte sich an den bei Miß Eva üblichen Vegetabilien gütlich getan. Jetzt erhob er sich, ersuchte die Dame um Erlaubnis, ihr zum Dank für geduldiges Zuhören die Hand zu küssen, und empfahl sich schnell, weil er zum Nachtisch des Siegesfestmahls noch zurechtkommen mußte.

Das von dem kinderlosen Ehepaar Lilienfeld in der hundertvierundzwanzigsten Straße bewohnte Einfamilienhaus, das ganz genau den übrigen Häusern der Straße glich, war sehr komfortabel eingerichtet. Man saß beim Kaffee in einem mit Teppichen, kostbaren Lampen, Japan-Vasen und dunkelpolierten Nußbaum-Möbelstücken geschmückten Salon des Hochparterres, den die schmauchenden Journalisten mit dem Rauche schwerer Importen angefüllt hatten. Ein prunkhafter Luster strahlte elektrisches Licht herab, das dem Raume eine düstere Pracht mitteilte.

Mitten unter den Journalisten saß Ingigerd, eine Zigarette rauchend, in einen Fauteuil zurückgelehnt. Ihr Haar war offen, ihre ganze Erscheinung wirkte nicht vorteilhaft. Da sie in langen Kleidern ziemlich unmöglich war, war sie auf einen backfischartigen Schnitt angewiesen: das verführte sie meist dazu, sich wie ein Seiltänzerkind herauszuputzen.

Als Friedrich von Kammacher im Salon erschien, errötete sie und streckte ihm lässig die Hand entgegen. Diese Hand hatte kurze, gewöhnliche Finger und mußte, da Hahlström, der Vater des Mädchens, lange und schöne Hände besaß, wohl ein Erbteil der Mutter sein. Friedrich küßte Frau Lilienfeld die Hand und bat um Vergebung, wenn er zu spät komme.

Natürlich war die Verhandlung in der City-Hall Gesprächsgegenstand. Direktor Lilienfeld lief mit Zigarren und Likören umher und bediente die Journalisten. Er tat dies mit einer zweckhaften Liebenswürdigkeit, die nicht da-

vor zurückschreckte, den Herren lange Havannas in die Rocktaschen zu praktizieren.

Dieser und jener Journalist wurde beiseite geführt, um ihm über die Vergangenheit Ingigerds, ihre Abkunft, ihre Rettung, ihren Vater, ihre Erfolge, über die Art, wie ihr Talent entdeckt wurde, ein ziemlich grelles Gemisch von Wahrheit und Dichtung aufzunötigen. Er wußte, es würde noch am gleichen Abend, neben dem Verhandlungsbericht, in den New Yorker Zeitungen stehen. Er hatte sein Märchen mit Hilfe von allerlei erhorchten Einzelheiten nach probatem Rezept zusammengebraut und erwartete eine sichere Wirkung.

Ingigerd sah recht müde aus, hatte indessen Befehl, solange noch ein Journalist zugegen war, nach Möglichkeit verschwenderisch mit Liebenswürdigkeit um sich zu streuen. Friedrichen tat sie leid. Er merkte sofort: ihr Erwerbs- und Berufsdienst hatte begonnen.

Frau Lilienfeld, der sich Friedrich zunächst eine Weile widmete, war eine ruhige, mit Geschmack gekleidete Frau, die leidend, aber sehr anziehend war. Man gewann den Eindruck, daß ihr Mann, der sie sichtlich blindergeben verehrte, gewohnt war, sich nach dem kaum merklichen Wink ihrer Augen zu richten. Herr Lilienfeld war, trotz seines immerwährenden temperamentvollen Lärms, wie ein zaghaftes Kind vor ihr. Hätte Friedrich nicht bereits die Sicherheit eines festen Entschlusses in sich gefühlt, er wäre vielleicht auf die forschenden Fragen der Dame bedeutsamer eingegangen. Er spürte, die Dame hatte irgendwie Absicht und Wunsch, ihm in den Irrungen seiner Leidenschaft hilfreich zu sein.

Mit einem leisen, unendlich geringschätzigen Lächeln sprach sie zu Friedrich von dem Mädchen, das, Torheiten schwatzend, mit Beifallsbezeugungen überhäuft wurde. Sie nannte das Dämchen geradezu ein Gliederpüppchen aus dem Panoptikum, dessen blonder Porzellankopf mit Spreu gefüllt

wäre. „Meinethalben ein Spielzeug!“ ſagte ſie, „warum nicht? auch wohl ein Spielzeug für einen Mann! auch wohl ein Handelsobjekt! aber ſonſt nichts weiter! So etwas iſt ſein Geld vielleicht wert,“ ſagte ſie, „aber ſonſt iſt es nichts wert! nicht mehr wert, als irgendeine andere Nichtigkeit, irgendeine andere Nippſache.“

Ingigerd — vielleicht fühlte ſie einen Anflug von Eiferſucht! — kam und fragte Friedrichen, ohne zu ahnen, welche Bedeutung die Frage in ſeinem Auge gewann, ob er ſeine Sachen gepackt habe? „Noch nicht! Wozu?“ gab Friedrich zurück. — „Direktor Lilienfeld,“ ſagte ſie, „hat für zwei Abende in der Woche mit Boſton abgeſchloſſen. Packen Sie Ihre Sachen, Sie müſſen übermorgen mit mir nach Boſton gehn!“ — „Bis ans Ende der Welt!“ ſagte Friedrich. Sie war befriedigt und blickte Frau Lilienfeld mit einem entſprechenden Ausdruck an.

Friedrich war froh, als er auch dieſes Frühſtück hinter ſich hatte. Mit Willy Snyders Hilfe war er wieder in den Beſitz von Kleidern, Wäſche, einem Koffer und andrem gelangt, Sachen, in die er nun einige Ordnung brachte. Der letzte Nachmittag wurde ſtill im Klubhaus verlebt, am Abend gedachte man den Abſchied des lieben Gaſtes zu feiern.

Seit lange hatte ſich Friedrich nicht ſo ausgeglichen und friedlich gefühlt, wie während der Stunden dieſes Nachmittages. Willy Snyders hatte den ehemaligen Lehrer auf ſeine Junggeſellenbude geladen, um ihm endlich einmal vorzuführen, was er an ſchönen Kunſtobjekten zuſammengebracht hatte. Er, der falſche Japaner, ſammelte echte Japan-Sachen. Eine Stunde und länger wurden Friedrich in dem kleinen, mit Antiquitäten überfüllten Raum zunächſt japaniſche Schwertſtichblätter vorgeführt, Tſubas, wie der japaniſche Ausdruck lautet. Es ſind kleine Ovale von Metall, die man leicht mit der Hand umfaſſen kann. Sie

ſind mit Bildwerk in flacherhobener Arbeit verſehen, teils aus einem Metall, teils mit Kupfer, Gold oder Silber tauſchiert und plattiert. „Kleiner Gegenſtand, große Treue," ſagte Friedrich, nachdem er eine Anzahl dieſer Wunderwerke beſtaunt hatte: ſolche des Kamakura Stils, des Namban Stils, Arbeiten der über Jahrhunderte gehenden Goto Schule, der Jakuſchi Schule, der Kinai Schule, der Akaſaka Schule und der Nara Schule! — Fuſchimi-Arbeiten aus dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, Gokinai-Arbeiten, Kagonami-Arbeiten! herrliche Stichblätter im Marubori-, Marubori-Zogan-, und Hikonebori-Stil! Hamanu-Arbeiten und ſo fort. Wo gab es einen Adel, wie den des Goto Mitſunori, der am Ende des neunzehnten Jahrhunderts lebte und auf ſechzehn Ahnen zurückblicken konnte, die alle bedeutende Meiſter von Schwertzieraten waren. Herrliches Meiſtergeſchlecht, das nicht nur ſein Leben, ſondern auch ſeine Kunſt vererbte.

Und was alles war auf den kleinen ovalen Stichblättern dargeſtellt und zum Ausdruck gebracht: die zweigeſpaltene Rübe des Glücksgottes Daikoku. Der Gott Sennin mit ſeinem Hauch einen Menſchen ſchaffend! der ſich auf dem Bauch trommelnde Dachs, der ſo einen Wanderer in den Sumpf verlockt! Vollmondnacht und fliegende Gänſe! wiederum Wildgänſe, die über einen Schilfſtrand fliegen. Im Hintergrund Mondaufgang zwiſchen Schneebergen: das Ganze von Eiſen, Gold und Silber, ein Oval noch nicht handtellergroß, und dabei der unendliche mondbeſchienene nächtliche Raum! — Das Lapidare und mit höchſtem Kunſtverſtand den vollen Reichtum der Kompoſition im kleinſten Raum Entfaltende ward immer wieder von dem Sammler ſelbſt und von Friedrich bewundert. Eins der Stichblätter zeigte einen Teepavillon hinter einer Hecke. In der geräumigen Landſchaft war ein Waſſerlauf, Himmel und Luft, durch Löcher im Eiſen, alſo durch ausgeſparte Stellen, — will ſagen durch nichts! — vollkommen ausgedrückt! Ein anderes

Stichblatt zeigte den Helden Hideſato, der an der Setabrücke einen Tauſendfuß erlegt! Ein drittes, den weiſen Lao Tſze auf ſeinem Zugochſen! Ein viertes, den Sennin Kinko, irgendeinen anderen Gottesmann, auf ſeinem goldäugigen Karpfen reitend und dabei in ein Buch vertieft! — Weitere Tſuba- oder Schwertſtichblätter zeigten: den Gott Idaten, der einen Oni, einen Teufel verfolgt. Dieſer hat Buddhas Perle geſtohlen. — Einen Vogel, den Schnabel zwiſchen die Schalen der Venusmuſchel eingeklemmt! — Einen goldäugigen Oktopus oder Tintenfiſch! — Den Weiſen Kioko, der, halb aus ſeiner Hütte herausgeneigt, bei Mondſchein in einer Schriftrolle las.

Dieſe Kollektion hatte Willy in ſeiner Findigkeit und Dreiſtigkeit in der Gegend der Five Points ausgeſtöbert, bei einem Kneipwirt, deſſen Kneipe noch verrufener als der ganze Stadtteil war. Der Ehrenmann hatte ſie als Pfand für die Zeche eines japaniſchen Gentleman zurückbehalten, der ſeit einigen Jahren ſpurlos verſchwunden war. Es verging kein Tag, wo Willy Snyders nicht die Trödelläden der Bowery oder des Judenviertels durchſtrich. Mit ſeinen feurigen, furchtloſen Augen, die jederzeit etwas erſtaunt und entrüſtet blickten, wagte er ſich in die dunkelſten Stadtteile, ja in die finſterſten Winkel der Opiumhöllen des Chineſenviertels hinein. Er wurde dort mit ſeinem dreiſten Maulwerk und ſeiner runden Brille, wie er ſelbſt ſagte, von den Leuten für einen Detektiv gehalten, was ihm auch bei Einkäufen nützlich war.

In Chinatown, der New Yorker Chineſenſtadt, im Laden eines dicken chineſiſchen Wucherers, war Willy Snyders um billiges Geld in Beſitz ganzer Stöße von Japanholzſchnitten gelangt. Auch dieſe wurden jetzt mit eiferſüchtigem Sammlerſtolz ausgebreitet. Da war Hieroſhige, die meiſten Farbenholzſchnitte aus der Bilderfolge der Landſchaften vom Biwaſee, Hokuſai, die ſechsunddreißig Anſichten des Fujijama. Ein Blatt, der braunrote Kegel mit weißen

Schneeresten in das Lämmergewölk des kalten Himmelsmeeres tauchend, war vollkommen hinreißend! — Da war Shamsho und Shigemasa, Blätter aus dem Buche: „Spiegel der Schönheiten des grünen Hauses, Jedo 1776!“ — Ferner Shuncho: „Buch der sprießenden Kräuter!“ — Ein gewisses Blatt von Hokusai nannte Friedrich das „goldene Sommergedicht“. Man sah darauf den oberen Himmel tiefblau, den Fugi links, unten tiefblau, goldenes Getreide, Landleute auf Bänken, Hitze, Glanz, Lust! Ein Blatt von Hiroshige nannte Friedrich „das große Mondgedicht“: auf feuchten, weitgedehnten melancholischen Wiesen trauerweidenartige Bäume, schwachbelaubt, deren Zweige in den Spiegel eines träge fließenden Flusses tauchen. Kähne mit Torf beladen ziehen vorüber, ein Floß, das die japaschen Flößer bedienen. Das Wasser ist blau im Abendzwielicht. Der ungeheure blasse Mond ist etwas über den fernen Rand der Sümpfe emporgestiegen, blutig bläßliche Tinten verschleiern ihn.

„Willy,“ sagte Friedrich, „wenn Sie im übrigen Ihre amerikanischen Jahre so gut benützt haben, so gehen Sie nicht mit leeren Händen nach Europa zurück.“ — „Na, Teufel auch,“ antwortete Willy, „was hat man denn sonst von diesem verwünschten Lande.“

Am folgenden Morgen stand Friedrich vor dem Zug in der Grand Central-Station. Er hatte sein geringes Gepäck bereits in das Netz im Innern seines Wagens gelegt, der, wie die fünf oder sechs anderen des Zuges, lang und von eleganter Bauart war. Schon am Abend vorher hatte Friedrich von seinen Freunden Abschied genommen. Aber plötzlich sah er die ganze kleine Künstlerkolonie, mit Meister Ritter an der Spitze, in corpore anrücken. Auch Miß Eva Burns war dabei. Sie trug, wie alle übrigen, drei oder vier jener dunkelweinroten, lang- und grüngestielten Rosen in der Hand, die damals in Europa noch nicht gezüchtet

wurden. Friedrich ſagte, wirklich gerührt, als er von jedem einzeln die mitgebrachten Roſen in Empfang nehmen mußte: „ich komme mir ja wahrhaftig wie eine Primadonna vor.“ Bahnhof und Zug lagen totenſtill, als ob es hier niemals Ankunft oder Abreiſe gäbe, aber die kleine Roſenprozeſſion und der temperamentvolle Lärm der Deutſchen erregte doch einige Aufmerkſamkeit und machte, daß hie und da das Geſicht eines Reiſenden hinter Fenſterſcheiben erſchien.

Endlich hatte ſich, ohne jedes Signal, ohne jeden Ruf eines Beamten der Zug, wie zufällig, in Bewegung geſetzt, und die winkende Gruppe der Künſtler war in der Bahnhofshalle zurückgeblieben. Da ſtand der ſtattliche, elegante Bonifazius Ritter und ſchwenkte ſein Taſchentuch, der freundlich ernſte Bildhauer Lobkowitz, Willy Snyders, das zigeunerhafte Genie Franck und, last not least, Miß Eva Burns. Friedrich ſpürte, daß in dieſen Sekunden eine Epoche ſeines Lebens zum Abſchluß kam, und ihm wurde bewußt, was er der herzlichen Wärme dieſer verwandten Naturen zu danken hatte: ebenſo, was er mit ihnen verlor.

Dennoch war Friedrich nach der allgemeinen und wunderlichen Art der Menſchen, froh erregt, weil ſein Schickſal im wirklichen und im übertragenen Sinne ins Rollen kam. Noch führte die Bahn in dunklen Tunnels unter New York hindurch, ſpäter ging ſie durch einen gemauerten Graben, endlich aber tauchte ſie in die befreite Landſchaft hinauf und hinein. Dies war nun alſo das wirkliche Antlitz Amerikas, und nun erſt, nachdem der Hexenſabbat der großen Invaſion einigermaßen verklungen war, ſpürte Friedrich den wahren Erdhauch des neuen Landes.

Friedrich hatte in Nachahmung deſſen, was er bei allen Paſſagieren des Wagens ſah, ſein Billett hinter das Band ſeines Hutes geſteckt, während er unverwandten Auges über die winterlich weißen Felder und Hügel hinausblickte. In dieſer Nähe und Ferne, die, im Lichte der Winterſonne,

dem Bereich seiner engsten Heimat so ähnlich sah, lag für den jungen Entwurzelten ein erregendes, frohes Mysterium. Aus allem Fremden sprach hier das Heimische. Er hätte aussteigen und den Schnee der Felder in die Hand nehmen mögen, um nicht nur zu sehen, sondern zu fühlen, daß es derselbe war, den er als Schuljunge geballt, und mit dem man sich zuweilen sogar, in einem übermütigen Augenblick der Winterlust, im Kreis der Familie bombardiert hatte. Es war ihm zumut, wie einem verwöhnten Kinde, das man von der Seite seiner Mutter gerissen und der Herzlosigkeit einer fremden Welt überliefert hat, und das nach langem Leiden, unerwartet, in der fremdesten Ödenei eine Schwester der Mutter trifft: er fühlt das Blut! er fühlt, wie er ihres Blutes und wie sie ihm und vor allem seiner wirklichen Mutter in beglückender Weise ähnlich ist.

Jetzt erst lag, wie Friedrich glaubte, der große Atlantische Ozean hinter ihm. Zwar war er bereits in New York gelandet, aber noch nicht mit jenem Grundgefühl, wirklich gelandet zu sein. Die große gegründete Mutter Erde, die breite und weite Feste, die er jetzt zum erstenmal wiedersah, gab der alles überflutenden Fläche und Gewalt des Meeres in seiner Seele erst wieder die Einschränkung. Sie war die große und gute Riesin, die das Leben ihrer Kinder der ozeanischen Riesin abgelistet, abgetrotzt und alles nun für immer gegründet und umfriedet hatte. In Friedrichen klang es: vergiß die See, vergiß das Meer! schlage Wurzeln, verklammere dich in die Erde. Und während der Zug mit weichem Rollen immer tiefer und schneller ins Land hineineilte, hatte er ein Gefühl, auf einer glückvollen Flucht zu sein.

Friedrich war so versonnen, daß er zusammenfuhr, als jemand ihm das Billet wortlos vom Hute nahm. Es war ein Herr in Zivil, der Kondukteur, der einen durchaus gebildeten Eindruck machte. Er knipste die Karte, sagte kein Wort, verzog keine Miene und vollzog von Bank zu Bank, ohne daß jemand sich um ihn kümmerte, die gleiche Kon-

trolle. Immer ſteckte er dann die durchlochten Billetts wieder hinter die Hutbänder der Hüte hinein, die die Reiſenden auf dem Kopfe behielten.

Friedrich lächelte, wenn er an Deutſchland dachte, wo damals noch jeder Zug mit donnerndem Geläut einer Glocke empfangen und nach dreimaligem Geläut mit allgemeinſtem Apachengebrüll der Beamten in Gang geſetzt wurde. Wo jeder Schaffner jedem Reiſenden mit unbeholfener und roher Umſtändlichkeit die Fahrkarte abforderte. Und immer hörte er dabei mit Behagen die Räder des Zuges rollen, und genoß die Flucht, die ihm alles andere eher als Schmach bedeutete. Er ertappte ſich, wie er in tiefer Verſonnenheit Fäden wie vom Gewebe einer Spinne von ſeinen Kleidern las, und ſpürte dabei, wie ihm mit jeder Minute das Atmen lieber und leichter wurde. Mitunter war ihm, als mache das hurtige Rad der gewaltigen Schnellzugsmaſchine ſeine Drehungen um die Achſe nicht ſchnell genug und als ſolle er ſelbſt mit Hand anlegen, um immer neue, geſunde Eindrücke, wie dünne Landſchaftsvorhänge, hinter ſich aufzuhängen, um durch immer dichtere Schichten von dem gefährlichen Magneten, den er zurückgelaſſen hatte, getrennt zu ſein.

In Newhaven, wo der Zug einen kleinen Aufenthalt hatte, ging ein Neger mit Sandwiches und ein Junge mit „Newspapers" durch den Zug. Im Morgenblatt der „Sun" oder „World", das Friedrich erſtanden hatte, fand er mit den üblichen Stich- oder Merkworten, im Anſchluß an das freigegebene Auftreten Ingigerds, die Kataſtrophe des „Roland" aufgewärmt. Aber die Seelenverfaſſung Friedrichs war, bei dem ſtrahlenden Wintertage, zu heiter und hoffnungsvoll, als daß er die grauenvollen Eindrücke des ſinkenden Schiffes jetzt hätte können neu aufleben laſſen. Heute erfüllte ihn ſeine Rettung nur noch mit Dankbarkeit. Kapitän von Keſſel und alle übrigen, die das Unheil getroffen hatte, waren tot und alſo auch jedem Schmerze enthoben.

Von Newhaven bis Meriden kam dann Friedrich über dem biographiſchen Abriß aus Ingigerds Leben, den die Blätter brachten, nicht aus dem Lachen heraus. Lilienfeld hatte eine verwegene Phantaſie entwickelt. Ingigerd Hahlſtröm, deren Vater von deutſchen Eltern ſtammte und deſſen geſchiedene Frau franzöſiſche Schweizerin war, ſollte einem ſchwediſchen Adelsgeſchlecht entſprungen ſein. Und es ward ihr eine Verwandte zugeteilt, die ihre letzte Ruheſtätte in der Ritterholmkirche haben ſollte. Arme Kleine! dachte Friedrich, als er die Zeitung zuſammenlegte. Dann faßte er ſich mit der Hand an den Kopf, bei der jähen Erkenntnis von der überwiegenden Wichtigkeit, die das kleine, törichte Mädchen inmitten alles großartig Neuen und Mannigfaltigen des Ozeans und der Neuen Welt für ihn und andre bis zu dieſer Stunde behalten hatte. Es iſt aus! es iſt aus! es iſt aus! flüſterte er und fluchte dann mehrmals in ſich hinein.

Friedrich ſtieg in Meriden aus und wurde von Peter Schmidt empfangen. Der kleine Bahnhof war leer, nur Friedrich hatte den Zug verlaſſen, in der Nähe aber wälzte ſich das Getümmel der größten Straße dieſer rührigen Landſtadt vorbei. „So, nun iſt alles gut!“ ſagte Schmidt. „Jetzt hört's auf mit der New Yorker Bummelei, und jetzt werden wir andere Saiten aufziehen.

Meine Frau iſt auf Praxis, fuhr er fort, ich kann ſie dir alſo erſt ſpäter vorſtellen. Wenn es dir recht iſt, ſo frühſtücken wir und fahren dann im Schlitten zur Beſichtigung des von mir entdeckten kleinen Häuschens aufs Land hinaus. Wenn dir's gefällt, kannſt du's zu jeder Stunde um Billiges mieten. Einſtweilen nimmſt du wohl hier in unſerm Hotel, auf das die ganze Stadt ſtolz iſt, Unterkunft.“ — „Ach, lieber Mitmenſch,“ ſagte Friedrich, „ich habe ein wildes Bedürfnis nach Einſamkeit. Ich möchte am liebſten ſchon heut, ſchon gleich die erſte Nacht in meinen vier Pfählen, möglichſt weit von dem Stadtlärm zubringen.“ — „Wenn

es dir gefällt," sagte Peter Schmidt, „alles übrige ist in einer Viertelstunde mit meinem guten Freund, Apotheker Lamping, dem das Häuschen gehört, abgemacht. Er ist ein braver, gemütlicher Holländer, der in dieser Sache mit allem zufrieden ist."

Die Freunde begaben sich ins Hotel, und nachdem sie in dem komfortablen Hause ein reizloses Frühstück genossen hatten, entfernte sich Peter und sandte fünf Minuten später einen Hotelboy herein, mit der Nachricht, der Schlitten sei vorgefahren. Zu Friedrichs Erstaunen fand er den Freund in einem hübschen Zweisitzerschlitten. Er hatte ihn in der hier üblichen Weise ohne Kutscher ausgeliehen. „Ich will nur froh sein," bemerkte er heiter, „wenn wir ohne umzuschmeißen ans Ziel kommen, denn, offen gestanden, ich habe eigentlich noch niemals die Zügel eines Gaules in Händen gehabt." „Na," sagte Friedrich vergnügt, „mein Vater ist General, dann laß lieber mich machen." Friedrichs Gepäck wurde auf den Schlitten gepackt, er nahm die Zügel, der Braune stieg, und heidi! ging es mit ohrenzerreißendem Schellengeläut die breite, belebte Hauptstraße hinunter.

„Habt ihr hier lauter solche Gäule?" sagte Friedrich. „Das Luder geht durch! Wenn wir durch dieses verdammte Gewühl glücklich durchkommen, dann hat das der liebe Gott gemacht!" „Laß ihn man laufen!" sagte Schmidt. „Alle Tage gehen hier mehrere Pferde durch! Wenn wir heut an der Reihe sind, ist nichts zu machen." Aber Friedrich geigte den Gaul, so daß er wohl oder übel vor einem Schienenstrang, der ohne Barriere durch das Getümmel der Straße lief, stillstehen mußte. Mit doppelstimmigem Heulen brauste der Schnellzug Boston—New York vorbei, und Friedrich fragte sich, wie es zugehe, daß er nicht eine Anzahl Kinder, Arbeiter, Herren mit hohen Hüten, Damen, Hunde, Pferde und Droschken überfahren, zu Mus zerquetscht und gegen die nahen Häuserwände auseinandergeschmettert hatte. Immer noch stieg der Gaul und schoß dann hinter den letzten Puffern

des Zuges vorwärts und über das Bahngleis davon. Klumpen von Schnee und Eis flogen Friedrich und Peter um die Nase.

„Donnerwetter," sagte Friedrich schnaufend, „hier merk' ich zum ersten Male etwas von der Tollheit, die spezifisch amerikanisch ist: kommst du unter die Räder, kommst du unter die Räder! Willst du fahren, kutschiere den Gaul! Brichst du die Knochen: brichst du die Knochen! Brichst du den Hals: brichst du den Hals!" Mitten in der tiefverschneiten Straße, deren Häuser nach der Peripherie der Stadt zu immer niedriger wurden, begegnete Friedrich zum erstenmal der damals in Europa noch unbekannten elektrischen Straßenbahn, und das heftige Blitzen zwischen Rolle und Zuleitungsdraht war ihm ein neues, erregendes Phänomen. Krumm, schief, dick, dünn waren die Pfähle für die Befestigung der Drahtleitung, so daß alles einen interimistischen Eindruck machte. Aber die Wagen der Bahn waren bequem und glitten mit großer Schnelle dahin.

Ohne Unfall war, durch Gottes Ratschluß und Peters Führung, der gefährliche Stadtteil zurückgelegt. Vor dem klingelnden Braunen lag eine endlose, leere Straße mit guter Schlittenbahn in beschneiter Ebene ausgedehnt, und nun konnte der wackere Amerikaner nach Herzenslust ausgreifen.

Seltsam, dachte Friedrich, ich fahre Schlitten, ich kutschiere ein Pferd, was ich seit meiner Jugend nicht mehr getan habe. Und allerhand Pferdegeschichten fielen ihm ein, alles Dinge, an die er jahrzehntelang nicht gedacht hatte. Wie oft hatten Erzählungen des Vaters, von seinen Jagdfahrten und Schlittenunfällen, an behaglichen Winterabenden die ganze Familie zum Lachen gebracht!

Während der nun folgenden, flotten und erquickenden Schlittenfahrt verjüngte sich Friedrichens Herz, und die schönsten Jahre seiner Knabenzeit wurden fast unmittelbare Gegenwart. Umgeben von dem blendenden Glanz der

Schneefelder, atmend in der reinen, ſtählernen Luft, war das bloße Daſein für ihn zum unerhörten Genuß geworden.

Plötzlich wurde er bleich und mußte die Zügel an Peter abgeben. In das Geläute der Schlittenſchellen hatte ſich das anhaltend wirbelnde Hämmern elektriſcher Klingeln gemiſcht. Mit dieſer Gehörstäuſchung war ein Gefühl von Angſt und von Kälteſchauern verbunden. Als Peter Schmidt, der die Veränderung im Weſen des Freundes ſofort bemerkte, den Gaul zum Stehen gebracht hatte, war auch Friedrich bereits ſeines Anfalles Herr geworden. Er ſagte nicht, daß der untergehende „Roland", wie es der Fall war, unerwartet wieder „gewafelt" hätte, ſondern behauptete nur: das Schlittengeläut habe ſeine Gehörsnerven überreizt. Es ſei ihm unerträglich geworden. Man ſtieg in den Schnee, da man der Fläche des Hanoverſees bereits ſehr nahe war und das Häuschen am anderen Ufer erblicken konnte.

Peter Schmidt nahm dem Braunen, ohne ein Wort zu ſagen, die Schellen ab, band das Tier an den Zweig eines kahlen Baumes und begab ſich mit Friedrich, über den feſtgefrorenen See, gegen das einſame Landhaus hinüber. Der blonde Frieſe ſchritt über dicke Polſter von Schnee die Stufen zur Eingangstür voran, öffnete dieſe und meinte: das Häuschen, wie er jetzt ſehe, möge ſchwerlich im Winter bewohnbar ſein. Friedrich dagegen war anderer Anſicht. Das ſonſt nur Sommers benutzte Haus, das nicht unterkellert war, beſaß eine kleine Küche und zwei Parterreräume, ſowie einen Manſardenraum im Dachgeſchoß. Hier fanden die Freunde einen Tiſch und eine Bettſtelle, die mit einer Matratze, einem Keilkiſſen und wollenen Decken verſehen war; und in dieſem Raum wünſchte ſich Friedrich einzuniſten. Alle Bedenken des Frieſen ſchlug er aus dem Feld, indem er behauptete, es komme ihm vor, als ob dieſes Haus, und eben nur dieſes Haus, gerade auf ihn gewartet hätte.

Am folgenden Tage war Friedrich bereits in das einsame und verschneite Asyl am Hanoversee eingezogen, das er fortan abwechselnd seine Diogenes-Tonne, Onkel Toms Hütte oder seine Retorte nannte. Eine Diogenes-Tonne war es nicht, denn die beiden Freunde hatten Holz- und Anthrazitkohle anfahren lassen, es war im Mansardenraum ein kleiner amerikanischer Ofen gesetzt worden, dessen immer sichtbare Glut behagliche Wärme verbreitete, und Küche und Speisekammer enthielten alles und etwas mehr, als zum Leben notwendig war. Auf irgendeine Bedienung im Hause verzichtete Friedrich, er wollte, wie er sagte, Bilanz machen, und dabei könne ihm die Gegenwart eines fremden Menschen nur störend sein.

Es war für Friedrich ein tiefer Augenblick, als Peter Schmidt in der Dunkelheit — die Freunde hatten noch gemeinsam Kaffee getrunken — mit dem Schellengeläut seines Schlittens verschwunden war, und als er selbst zum erstenmal sich in der weißen und dabei nächtlich verhüllten amerikanischen Landschaft allein fühlte. Er ging ins Haus, schloß die Tür hinter sich, horchte und hörte das Holz des Feuerchens in der Küche knacken. Er nahm ein Licht, das im Hausflur stehen geblieben war, und leuchtete die Stiege hinauf. In seinem Zimmerchen angelangt, freute er sich der Wärme und des behaglichen Feuerscheins, den das kleine Kuppelöfchen ausstrahlte. Er zündete die Lampe an, und nachdem er die Gegenstände auf dem langen, unbedeckten Ausziehtisch ein wenig geordnet hatte, nahm er mit einem voll genossenen, tiefen und mysteriösen Behagen Platz.

Er war allein. Er befand sich in einem Zustand, der in allen fünf Weltteilen der gleiche ist. Draußen lag eine klare und lautlose Winternacht, dieselbe, die er aus seiner Heimat kannte. Alles, was er bis hierher erlebt hatte, war nicht mehr. Oder es war! aber wie nie gewesen. Heimat, Eltern, Weib, Kinder, die Geliebte, die ihn über den Ozean gezogen

hatte, alles, was ihm auf der Reise zugestoßen und nahegetreten war, hatte nicht mehr in seiner Seele zurückgelassen, als ein Schattenspiel. Sollte das Leben, fragte sich Friedrich, nichts weiter als ein Material für Träume sein? So viel steht fest, sagte er zu sich selbst, mein jetziger Zustand ist der, über den wir im Grunde, solange wir leben, niemals hinwegkommen. Wir brauchen nicht ungesellig zu sein, aber noch weniger dürfen wir diesen Zustand, das natürlichste, ungestörte Grundverhältnis der Persönlichkeit, ungepflegt lassen: den Zustand, wo wir allein dem Mysterium unseres Daseins, wie einem Traum, gegenüberstehen.

Friedrich hatte während der letzten Monate ein ereignisreiches Leben der allertiefsten Gegensätze geführt: er war beängstigt, erregt, bedroht worden, eigene Schmerzen waren vielfach in fremden untergegangen, und fremde hatten die eigenen vermehrt. Aus der Asche einer ausgebrannten Liebe war die Flamme einer neuen leidenschaftlichen Illusion emporgeschlagen. Friedrich war getrieben worden, gehetzt, gelockt, ja wie an Stricken willenlos in die Weite geführt! willenlos und besinnungslos! Nun erst war die Besinnung wiedergekommen! — Dann erscheint die Besinnung, wenn das besinnungslos gelebte Leben im bewußten, wachen Geist, das Material für Träume geworden ist. Friedrich nahm einen Bogen Papier und schrieb darauf mit einer neuen amerikanischen Feder, die er in ein jungfräuliches Tintenfaß getaucht hatte: das Leben, ein Material für Träume.

Dann ging er daran, seinen Robinson-Haushalt weiter nach Laune herzurichten. Er stapelte Bücher, die er in New York erstanden hatte, Reklambändchen und andere, auf den Tisch, auch solche, darunter die Schleiermachersche Platon-Übersetzung, die Peter Schmidt ihm geliehen hatte. Vor einem alten holländischen Sofa mit Lederbezug, das Apotheker Lamping, gebürtig aus Leyden, mit herübergebracht hatte, stand ein zweiter, großer dazugehöriger Tisch, den Friedrich mit grünem Tuch bedeckt und auf den er die wein-

roten, langgestielten Rosen der Künstler, die von Miß Eva gesondert, gestellt hatte. Jetzt ging er daran, das stehengebliebene Kaffeegeschirr beiseite zu schaffen. Weiter wurde ein von Peter Schmidt entliehener Revolver geladen und neben das Tintenfaß auf den Schreibtisch gelegt, hernach ein friedliches wissenschaftliches Instrument, ein Zeiß-Mikroskop, geprüft und zusammengestellt. Es war dasselbe, das Friedrich vor Jahren in Jena für seinen Freund Peter Schmidt persönlich ausgesucht hatte, als dieser nach Amerika ging. Dies war ein seltsames, damals nicht im entfernten geahntes Wiedersehen!

Und Friedrich hatte noch mehr zu tun. Er mußte eine Seemannsuhr auseinandernehmen, wieder zusammenstellen und an die Wand hängen, ein altes Ding, das ihm erst heut, bei Gelegenheit eines kleinen Möbeleinkaufs, um Billiges in die Hände gefallen war. Zu seiner Freude fing die alte Großmutter bald darauf in ihrem braunen, etwa meterlangen Gehäuse, von der Wand am Fußende des Bettes, mit angemessener Würde zu ticken an. Dort mochte sie hängen bleiben, bis ihr neuer Besitzer sie wieder herunter und mit nach Europa, in ihre Heimat nahm. Denn sie stammte aus Schleswig-Holstein, und Friedrich hatte ihr die ersehnte Heimkehr fest zugesagt.

Wenn er auf seinem Bette lag, konnte er den gelben Messingperpendikel der altertümlichen Uhr hin und her glänzen sehen. Das Zifferblatt war eine Merkwürdigkeit. Als pausbäckige Sonne gedacht und bemalt, zeigte es oben die Insel Helgoland und zinnerne Segelschiffchen, die im gravitätischen Rhythmus des Perpendikels schaukelten. Dieser Anblick war angetan, die Behaglichkeit des gesicherten Herdes für einen gezausten Seefahrer doppelt spürbar zu machen.

„Wann war das doch," überlegte Friedrich, „als ich Mr. Barrys schneidende Worte, Miſter Samuelsons verunglückten Vorstoß und Lilienfelds Apachenritt gegen puritanische Un-

duldſamkeit miterlebte: einen wüſten und lügenhaften Kampf, der ſcheinbar um eine Seele zu retten geführt wurde, in Wirklichkeit aber nichts weiter als der Kampf von Krähen um einen jungen, hilfloſen Haſen war.“ Wann war das doch? es mußte Jahre zurückliegen. Nein! Ingigerd war ja erſt am geſtrigen Abend zum erſtenmal öffentlich aufgetreten. Es konnte alſo nicht früher als am vorgeſtrigen Tage geweſen ſein.

Übrigens lag bereits der erſte Brief von ihr auf dem Tiſch. Das Mädchen beklagte ſich heftig über ſeinen Vertrauensbruch. Sie habe ſich furchtbar in ihm getäuſcht, behauptete ſie. Und im ſelben Atem: ſie habe ihn in den erſten fünf Minuten durchſchaut, als er ſich, noch in Berlin, ihr näherte. Nachdem ſie aber ſeinen Charakter vollſtändig in den Grund gebohrt hatte, bat ſie ihn dringend, zurückzukehren. Ich habe, hieß es, heut einen Rieſentriumph erlebt. Das Publikum hat Kopf geſtanden. Nach der Vorſtellung kam Lord Soundſo, ein junger, bildſchöner Engländer, der einſtweilen hier lebt, weil er mit ſeinem Vater zerfallen iſt. Wenn der Alte ſtirbt, bekommt er den Herzogtitel und erbt Millionen.

Friedrich zuckte die Achſeln: er fühlte nicht den geringſten Antrieb mehr, Beſchützer oder Retter der Kleinen zu ſein, nicht den leiſeſten Anreiz, über ihr Schickſal nachzugrübeln.

Am nächſten Morgen, als Friedrich erwachte, fröſtelte ihn, trotzdem das Öfchen die Zimmerwärme erhalten hatte, und Winterſonne ins Fenſter ſchien. Er nahm ſeine goldene Taſchenuhr, ein Stück, das er aus dem Schiffbruch davongebracht hatte, und fand, daß ſein Puls über hundert Schläge in der Minute tat. Aber er machte nichts weiter daraus, ſtieg aus dem Bett, wuſch ſich von oben bis unten mit kaltem Waſſer, zog ſich an, machte ſein Frühſtück zurecht und hatte bei alledem nicht die Empfindung, krank zu ſein. Immerhin fühlte er ſich zur Vorſicht gemahnt, denn es war nicht unmöglich, daß jetzt, wo die Spannungen und Erregungen nachließen, der Körper ſeinen Kapitalverbrauch eingeſtand und eine Art

Bankerott ansagte. Werden doch zuweilen die ärgsten Strapazen ganz ohne Warnung bewältigt, und alles geht gut, solange der aufgepeitschte Körper im Gange ist. Er glaubt, er arbeite aus dem Überschuß, und bricht, sobald Wille und Spannung nachlassen, ausgeplündert in sich zusammen.

Gegen zehn Uhr war Friedrich im Sprechzimmer seines Freundes in der City von Meriden. Der Spaziergang durch den Wintertag hatte ihm gut getan. „Wie hast du geschlafen?" fragte Schmidt. „Ihr abergläubischen Leute behauptet ja, was man die erste Nacht in einem fremden Hause träumt, geht in Erfüllung!" — „Das will ich nicht hoffen," sagte Friedrich. „Meine erste Nacht war recht mangelhaft, und in meinem Schädel ist es recht kunterbunt zugegangen." Er verschwieg den peinlichen Klingeltraum, den er gehabt und der ihn wiederum hartnäckig in die angstvollsten Augenblicke des Schiffsunterganges zurückversetzt hatte. Nachgerade war diese Gehörshalluzination Friedrichens heimliches Kreuz geworden. Er fürchtete manchmal, es möchte eine Art Aura sein, durch die sich nicht selten Anfälle schwerer körperlicher Leiden ankündigen.

Friedrich hatte Frau Doktor Schmidt, approbierte Ärztin und Kollegin ihres Mannes, schon am Tage vorher kennen gelernt. Die Konsultationszimmer waren durch das für die Patienten beider Ehegatten gemeinsame Wartezimmer getrennt. Frau Schmidt kam herüber, begrüßte Friedrich und wünschte ihren Mann bei der Untersuchung einer Patientin heranzuziehen. Es war eine seit kurzem verheiratete, noch nicht achtundzwanzigjährige Arbeiterfrau, deren Mann in einer der Meridener Christophel-Fabriken eine gute Stellung innehatte. Sie glaubte sich ein bißchen den Magen verdorben zu haben, aber Frau Doktor Schmidt vermutete Magenkrebs.

Von seinem Freunde und dessen Frau aufgefordert, ging Friedrich mit zu der Patientin hinein, die lachend auf

dem Operationsstuhle saß und einigermaßen verdutzt die Herren begrüßte. Friedrich wurde als ein berühmter deutscher Arzt vorgestellt, und die hübsche, wohlgekleidete Frau hielt es immer wieder für angebracht, sich wegen der Umstände zu entschuldigen, die sie verursache. Sie habe sich eben den Magen nur ein bißchen verdorben, ihr Mann würde sie auslachen, wenn er wüßte, daß sie deswegen zum Doktor gelaufen sei.

Wie Friedrich und Peter Schmidt feststellten, bestätigte sich die Diagnose von Frau Doktor Schmidt, und man sagte der ahnungslosen Todeskandidatin, sie werde sich möglicherweise einer kleinen Operation unterziehen müssen. Dann bat man sie, ihren Mann zu grüßen, fragte sie nach dem Befinden ihres Kindchens, das vor anderthalb Jahren, unter Assistenz von Frau Doktor Schmidt, zur Welt gekommen war, und schickte sie fort, als sie mancherlei mit guter Laune geantwortet hatte. Sie war gegangen, und Peter Schmidt nahm es auf sich, ihren Mann zu verständigen.

In den folgenden Tagen zog Peter seinen Freund mehr und mehr in die medizinische Praxis hinein. Friedrich fand einen düsteren Reiz darin. Diese sonderbare Tretmühle, inmitten einer Welt des ewigen Leidens und Sterbens aufgestellt, hatte mit dem täuschenden Dasein einer verhältnismäßig glücklichen Oberflächlichkeit nichts gemein. Das Ehepaar Schmidt stand in einem entsagungsreichen und schweren Dienst, ohne andere Entlohnung, als die, gerade so weit Nahrung und Behausung zu haben, um eben diesen Dienst fortsetzen zu können: es behandelte arme, eingewanderte Arbeiter, die sich durch den Verdienst in den Christophel-Fabriken des Orts mühselig über Wasser hielten. Das ärztliche Honorar blieb äußerst gering und wurde bei Peters Sinnesart in vielen Fällen nicht eingezogen.

Friedrich kannte zur Genüge den Sublimat- und Karbolgeruch ärztlicher Sprechzimmer, dennoch hatte er Not, sich von dem niederdrückenden Eindruck nichts merken zu lassen,

den die Lokale der Office in ihrem öden Halbdunkel, mit dem Straßengepolter vor den Fenstern, auf ihn gemacht hatten. In Deutschland ist eine Stadt von dreißigtausend Einwohnern tot. Diese amerikanische Stadt von fünfundzwanzigtausend rannte, klingelte, polterte, rasselte, tobte wie wahnsinnig. Kein Mensch hatte Zeit, alles hastete aneinander vorüber. Wenn man hier lebte, so lebte man hier, um zu arbeiten; wenn man hier arbeitete, so tat man es um des Dollars willen, der die Kraft in sich hatte, schließlich von dieser Umgebung zu befreien und eine Epoche des Lebensgenusses einzuleiten. Die meisten Menschen, besonders die deutschen und polnischen Arbeiter und Geschäftsleute, sahen in dem Leben, das sie hier führen mußten, nur etwas Vorläufiges. Eine Ansicht, die bei denen sich gallig verbitterte, denen die Rückkehr in die Heimat durch begangene Delikte abgeschnitten war. Friedrich hatte im Wartezimmer der Freunde solche beklagenswerte Verstoßene kennen gelernt.

Frau Schmidt war geborene Schweizerin. Ihr breiter alemannischer Kopf mit der feinen und geraden Nase saß auf einem Körper, wie er den Baseler Frauentypen des Holbein eigen ist. „Sie ist viel zu gut für dich," sagte Friedrich zu seinem Freunde, „sie sollte die Frau eines Dürer oder noch besser des reichen Ratsherrn Willibald Pirkheimer sein. Sie ist geboren, einem Patrizierhause, Kisten und Kasten voll feiner Leinwand, schwerer Brokate und Seidengewänder vorzustehen. Sie müßte auf einem drei Meter hohen, von zwölf verschiedenerlei Linnen- und Seidendecken überzogenen Bette schlafen, doppelt soviel Hüte und Pelzwerk haben, als der Rat der Stadt den Reichsten erlaubt. Statt dessen hat sie, daß Gott erbarm, Medizin studiert, und du läßt sie mit einem ominösen Täschchen von Hinz zu Kunz rennen."

In der Tat hatte ihre Beschäftigung, der sie in der Woche meist vier von sieben Nächten opfern mußte, sowie die Häßlichkeiten ihrer Umgebung, Frau Emmerenz Schmidt zu einem verbitterten, heimwehkranken Menschen gemacht.

Sie besaß das schweizerische eigensinnige Pflicht- und Erwerbsgefühl, worin sie durch Briefe der Eltern bestärkt wurde. Es war der Grund, weshalb sie es mit unbeugsamem Willen ablehnte, früher als nach dem Erwerb eines festen Vermögens, wofür einstweilen noch gar keine Aussicht war, in die Heimat zurückzugehen. Sie konnte auf schneidende Weise bitter sein, sooft Peter Schmidt, der seine Frau an Heimweh kranken und welken sah, ihr den Vorschlag zur Rückkehr machte.

Frau Schmidt lebte auf, wenn sie eine Stunde berufsfrei war und mit Friedrich und ihrem Mann von Schweizer Bergen und Bergtouren reden konnte. — Da stieg in der muffigen Office, oder in der kleinen Privatwohnung des Ehepaars die herrliche Vision des Säntis auf, in dessen Nähe die Wiege der Ärztin gestanden hatte. Man sprach dann vom Scheffelschen Ekkehart, vom Wildkirchli und vom Gemsenreservat, vom Bodensee und von Sankt Gallen. Die Ärztin meinte, sie wolle lieber die letzte schmutzige Sennerin auf dem Säntis, als hier in Meriden Ärztin sein.

Natürlich litt der blonde Friese unter diesen Verhältnissen, keineswegs aber so, daß sein besonderer, eingefleischter und überzeugter Idealismus ins Wanken kam.

Dieser immer vorhandene, immer gegenwärtige Idealismus war es vielmehr, der Peter Schmidt über alle augenblickliche Mühsal immer und überall hinausheben konnte. Es schien Friedrichen so, als ob gerade durch diesen Umstand die Lage der Frau verschlimmert würde. Aus ihren Bemerkungen ging hervor, daß sie es lieber gesehen haben würde, wenn Peter mehr sein eigenes Fortkommen, weniger den Fortschritt der Menschheit im Auge gehabt hätte. Es gab keinen Menschen, der einen stärkeren Glauben an den Sieg des Guten in der Welt besaß, als Peter Schmidt, der im übrigen jeden religiösen Glauben verurteilte. Er gehörte zu denen, die den Garten Eden verwerfen, den jenseitigen Himmel für ein Märchen erklären, dagegen fest überzeugt sind, daß die Erde sich zum Paradies, der Mensch zur Gottheit

darin entwickeln werde. Auch Friedrich beſaß eine Neigung zur Utopie, und die Eigenſchaften des Freundes erweckten dieſe. Solange er auf Berufsgängen oder beim Schlittſchuhlauf oder in ſeiner Diogenestonne mit ihm redete, war er wieder diesſeits der Hoffnung geraten, während er ohne ihn immer jenſeits der Hoffnung war.

Das Thema, das die Freunde zumeiſt erörterten, iſt mit den Namen Karl Marx und Darwin charakteriſiert. Im Geiſte Peter Schmidts bahnte ſich eine Art Ausgleich oder Verſchmelzung der Grundtendenzen dieſer Perſönlichkeiten an. Immerhin war dabei das chriſtlich-marxiſche Prinzip des Schutzes der Schwachen durch das Naturprinzip des Schutzes der Starken erſetzt worden, und dies bedeutete den Ausgang der allertiefſten Umwälzung, die vielleicht je in der Geſchichte der Menſchheit vor ſich gegangen iſt.

Während der erſten acht Tage teilte Friedrich mit dem ärztlichen Ehepaar in einem Boardinghauſe das Mittagsmahl. Immer aber begab er ſich um die Zeit der Dämmerung und zwar meiſtens zu Fuß, in ſeine Diogenes-Tonne am Hanoverſee zurück.

In der folgenden Woche wurden die Beſuche bei ſeinen Freunden ſeltener, warum, wußte Friedrich ſelber nicht. Er ſchlief nicht gut. Es kam immer wieder und wieder vor, daß ihn der Klingeltraum heimſuchte. Selbſt wachend litt er an einer eigentümlichen, ihm früher unbekannten Schreckhaftigkeit. Wenn wirklich ein Schlitten mit einer Schlittenſchelle vorüberkam, erſchrak er zuweilen ſo, daß er zitterte. Wenn er in der Stille ſeines Zimmers ſein eigenes Atmen vernahm, konnte ihn das nicht weiter verwundern, aber er wurde immer wieder mit einer ſonderbaren Unruhe darauf aufmerkſam. Mitunter fröſtelte ihn, und da er ein Thermometer beſaß, ſtellte er einige Male feſt, daß er erhöhte Temperatur hatte. Alle dieſe Umſtände beunruhigten ihn, und eine überall leiſe wirkende Atmoſphäre von Beängſtigungen

versuchte er vergebens von sich zu scheuchen und abzuschütteln. Als er zum erstenmal seinen Gang ins Boardinghaus einstellte, hinderten ihn Unlust, das Zimmer zu verlassen, und Appetitlosigkeit. Ein anderes Mal war er, bei dem ständigen klaren Winterwetter, halbwegs auf der Straße nach Meriden, wieder umgekehrt und vermochte kaum sich nach Haus zu schleppen. Von alledem aber, was Friedrich so in der Stille durchmachte, erfuhren die beiden Freunde nichts. Sie fanden es nicht verwunderlich, wenn Friedrich diesen und jenen Tag in seinen vier Wänden bleiben wollte.

Aber sein Leben wurde mehr und mehr eine schleichende Sonderbarkeit. Die Welt, der Himmel, die Landschaft, der Erdteil, auf dem er war, kurz alles vor seinen Augen, auch die Menschen, veränderten sich. Sie rückten fort, ihre Angelegenheiten hatten einen fernen, fremden Charakter bekommen. Ja, Friedrichens eigene Angelegenheiten waren nicht mehr dieselben geblieben. Sie waren ihm abgenommen, irgend jemand hatte sie einstweilen beiseite gelegt. Er mochte sie später wiederfinden, falls das Endziel seines neuen Zustandes nicht ein andres war.

Als Peter Schmidt eines Tages doch durch sein zurückgezogenes Dasein befremdet war und Besorgnis äußerte, wies ihn Friedrich mit einer gewissen Schroffheit zurück, denn auch der Freund war ihm fremd geworden. Er verriet ihm nichts von der bangen und schweren Atmosphäre, in der er atmete, denn sonderbarerweise war auch etwas wie ein heimlicher Reiz in ihr, den Friedrich mit niemand teilen wollte.

Eines Abends, als er wie gewöhnlich am Schreibtisch bei der Lampe saß, war es ihm, als ob sich jemand über seine Schulter herabbeugte. Friedrich hatte die Feder in der Hand und, in wirrem Durcheinander, Manuskriptseiten vor sich liegen. Versonnen, vergrübelt, wie er war, fuhr er zusammen, indem er die Worte sagte: „Rasmussen, wo kommst du her?“ Dann wandte er sich und erblickte tat-

ſächlich Rasmuſſen mit der Lloydmütze, wie er von ſeiner Weltumſegelung gekommen war, leſend am Fußende ſeiner Bettſtelle ſitzen. Er hielt ein Fieberthermometer in der Hand und ſah aus, als ob er die unbeſchäftigte Zeit einer langen Wache am Krankenbett mit Leſen hinbringe.

Friedrich hatte bemerkt, daß die Einſamkeit den viſionären Charakter des Daſeins ſteigerte. Es fehlte der zweite Menſch, ohne den der erſte immer zum Verkehr mit Geſpenſtern verurteilt iſt. Friedrich brauchte in ſeiner Eremitage nur an irgend jemand zu denken, um ihn lebhaft redend und geſtikulierend vor ſich zu ſehen. Er wurde durch dieſe Entzündlichkeit ſeiner Phantaſie nicht beunruhigt. Auch die neue Erſcheinung notierte er mit kühler und ſcharfer Beobachtung, aber er merkte doch: ſein Seelenleben war in eine neue Phaſe getreten.

Er ſtieg nach einiger Zeit, um vor Schlafengehen den Verſchluß der Haustür zu kontrollieren, in das Parterregeſchoß hinab und fand ſich veranlaßt, ein mit Läden verwahrtes Gemach zu öffnen. Als er dort mit dem brennenden Lichte hineinleuchtete, hatte er zu ſeiner höchſten Verwunderung eine zweite, ebenſo deutliche Halluzination. Er gratulierte und beſcheinigte ſich, daß er auf dieſem pſychopathologiſchen Gebiet jetzt nicht nur vom Hörenſagen mitreden könne. Vor ſeinen Augen, deutlich ſichtbar, ſaßen vier Kartenſpieler um einen Tiſch. Die Männer, die ziemlich rohe und rote Geſichter hatten, rauchten Zigarren, tranken Bier und ſchienen dem Handelsſtande anzugehören. Plötzlich faßte ſich Friedrich an die Stirn. Er hatte am Etikett und an der Flaſche das Bier erkannt, das in der kleinen Schwemme des „Roland" geführt wurde. Und das waren ja die auf dem Schiff ſo bekannten, ewigen Trinker und Kartenſpieler. Kopfſchüttelnd über die ſonderbare Tatſache, daß dieſe Leute nun auch gerade hier im Parterre ſeines Hauſes untergekommen waren, begab ſich Friedrich nach oben in ſein durchwärmtes Zimmer zurück.

Die Tagesstunden, in denen er sich vielfach, wenn auch allein, draußen beschäftigte, hatten Friedrich bisher auf gesunde Weise ins Wirkliche abgelenkt. Außerdem war sein Urteil über den eigenen Zustand im großen ganzen gesund geblieben. Als er nun auf schleichende Weise erkrankte, empfand er es nicht. Es erschien ihm natürlich, daß er mit Rasmussen auf der Bettstelle, mit den Skatspielern im unteren Zimmer, wie mit wirklich vorhandenen Dingen rechnete.

In den von dem Hauche indianischer Sage umwobenen Hanoversee ergießt sich ein Flüßchen, Quinnipiac, das Friedrich eines Tages auf seinen Schlittschuhen landein verfolgte. Er befand sich bei dieser Fahrt in der Begleitung eines Schattens, an dessen Körperlichkeit er nicht zweifelte. Er glich der Persönlichkeit des früher als seine Kollegen zugrunde gegangenen Heizers Zickelmann: nicht wie dieser sich als Toter, sondern wie er sich in Friedrichens Traum gleichsam offenbart hatte. Der Schatten des Heizers erzählte, es seien mit dem „Roland" fünf Oberheizer, sechsunddreißig Heizer und achtunddreißig Kohlenzieher gesunken: was für Friedrich eine über Erwarten große Anzahl war. Er sagte weiter: Die Bucht und der Hafen, wo Friedrich im Traume gelandet wäre, sei wirklich nichts weiter, als die Atlantis, ein gesunkener Kontinent, dessen überm Meeresspiegel gebliebenen Reste die Azoren, Madeira und die Kanarischen Inseln wären. Friedrich kam zu sich selbst, als er vor einer verschneiten, fuchsbauartigen Höhle stand, in der er allen Ernstes nach dem Durchgang zu den Lichtbauern gesucht hatte.

Von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde gewann der Geisteszustand Friedrichs an Wunderlichkeit und Fremdartigkeit. Immer saß Rasmussen auf dem Bett, spielten die Kaufleute in Parterrezimmer. Der einsame Kranke ging flüsternd umher, in Gespräche mit Menschen und Dingen verwickelt. Stundenlang wußte er nicht, wo er wirklich war. Er glaubte im Doktorhäuschen zu sein, dann

wieder im Hauſe ſeiner Eltern, meiſtens befand er ſich, ſeiner Meinung nach, auf dem Deck und in den üblichen Räumlichkeiten des Schnelldampfers, der auf der Fahrt nach Amerika begriffen und, wie ſich Friedrich kopfſchüttelnd ſagte, nicht untergegangen war.

Nach Mitternacht ſtand Friedrich zuweilen vom Bette auf und enthüllte einen Wandſpiegel, den er, da er Spiegel nicht liebte, verhängt hatte. Er betrachtete ſich, indem er ſich mit der brennenden Kerze dicht vor die Scheibe bog, und erſchreckte ſich durch Grimaſſen, die ſeine Züge unkenntlich machten. Dann ſprach er mit ſich. Es waren teils wirre, teils klare Sätze, die er äußerte oder hörte, nach denen er fragte, oder auf die er Antwort gab. Sie bewieſen, daß er ſich mit dem Doppelgängerproblem, als einem der grauenvollſten und tiefſten, ſchon früher beſchäftigt hatte. Er ſchrieb auf ein Blatt: Der Spiegel hat aus dem Tiere den Menſchen gemacht. Ohne dieſen Spiegel kein Ich und Du, ohne Ich und Du kein Denken. Alle Grundbegriffe ſind Zwillinge: ſchön und häßlich, gut und ſchlecht, hart und weich! Wir reden von Trauer und Freude, von Haß und Liebe, von Feigheit und Mut, von Scherz und Ernſt, und ſo fort. Das Bild im Spiegel ſagte zu Friedrich: „Du haſt dich in dich und mich geſpalten, ehe du die einzelnen Eigenſchaften deines nur als Ganzes wirkenden Weſens unterſcheiden, das heißt ſcheiden, das heißt ſpalten konnteſt. Bevor du dich ſelbſt nicht im Spiegel ſaheſt, ſaheſt du auch nichts von der Welt.“

Es iſt gut, daß ich allein bin, dachte Friedrich, mit meinem Spiegelbild. Ich brauche nicht die vielen peinigenden Hohl- und Rundſpiegel, die mir andere Menſchen bedeuten. Dieſer, in dem ich bin, iſt der urſprüngliche Zuſtand, und man entgeht den Verzerrungen, denen man in den Blicken und Worten anderer Menſchen verfallen iſt. Das beſte iſt, ſchweigen oder mit ſich ſelbſt reden, das heißt mit ſich ſelbſt im Spiegelbild. Dies tat er ſo lange, bis er ſich eines Abends, aus der Umgebung ſeines Hauſes heimkehrend, als er die

Zimmertür öffnete, selbst am eigenen Schreibtische leibhaftig sitzend fand. Friedrich stand still und wischte sich über die Augen. Der Mensch aber, der in seinem Stuhle saß, war noch vorhanden, trotzdem er die Absicht hatte, ihn, als wäre er nur eine Vision, mit geschärftem Blick zu zerteilen. Da kam ihm ein noch nie gefühltes, unnennbares Grauen an und zugleich eine Wallung tödlichen Hasses. Mit „Du oder Ich" hielt er dem Doppelgänger den schnellgepackten Revolver vors Gesicht. Ein Gleiches tat auch der Doppelgänger! so daß sich Haß und Haß, und nichts in Haß und Liebe Gespaltenes, gegenüberstand.

Für einen bestimmten Tag hatte Peter Schmidt Friedrichens Assistenz bei einer schweren Operation erbeten, weil er wußte, daß sein Freund und Kollege gerade diese besondere Operation bei Kocher in Bern öfters gesehen und einige Male mit Glück ausgeführt hatte. Es handelte sich um einen fünfundvierzigjährigen Farmer und Yankee, dem ein fibröses Lipom, eine Faserfettgeschwulst, entfernt werden sollte. Friedrich wurde von einem Sohne des Patienten abgeholt und trat zur festgesetzten Stunde, sehr bleich aber äußerlich ruhig, in die Office des ärztlichen Ehepaares. Die Stimmung war ernst, niemand ahnte, mit welchem Aufwand an Willenskraft Friedrich sich orientierte, und daß er sich nur mit immer der gleichen Willenskraft in der Gewalt behielt.

Die Ärzte berieten, und Peter Schmidt sowie seine Frau wünschten aufs dringendste, Friedrich möge die Operation ausführen. Ihm raste der Kopf. Er war heiß, er zitterte, aber die Freunde bemerkten es nicht. Er bat um ein großes Glas Wein und ging wortlos daran, sich vorzubereiten.

Frau Doktor Schmidt führte den alten Farmer herein. Der wackere Mann und Familienvater wurde, entblößt, in den Operationsstuhl gelegt und auf die bekannte gründliche Weise gewaschen. Dann wurde ihm die Achselhöhle durch Peter Schmidt ausrasiert. Über Friedrich, der sich, mit

heraufgestreiften Hemdsärmeln, unablässig Hände und Arme wusch, Nägel und Finger bürstete, war eine nachtwandlerische Ruhe gekommen. Nachdem er sich abgetrocknet hatte, untersuchte er noch einmal die kranke Stelle mit aller Kühle und aller Genauigkeit, fand, daß die Geschwulst vielleicht bereits zu weit fortgeschritten war, schnitt aber gleich darauf mit fester Hand in die Masse des lebenden Fleisches hinein.

Die Narkose wurde von Frau Doktor Schmidt besorgt, während Peter Instrumente und Tupfer zureichte. Das ungenügende Licht in der Parterreräumlichkeit, vor deren Fenster der Verkehr der Hauptstraße tobte, lockte dem Operateur immer wieder Verwünschungen ab. Die Geschwulst saß tief und setzte sich gegen Erwartung zwischen den großen Nervenstämmen und Blutgefäßen im inneren Teil des Armgeflechtes fort. Von dort mußte sie mit dem Skalpell herauspräpariert werden. Das war sehr heikel und bei der dünnwandigen großen Vene insofern gefährlich, als diese, nur leicht angeschnitten, Luft ansaugt, was den Tod zur Folge hat. Aber alles ging gut vonstatten, die große Hohlwunde wurde mit Jodoformgaze ausgefüllt, und nach Verlauf von dreiviertel Stunden hatte man den noch immer bewußtlosen Farmer, mit Hilfe seines neunzehnjährigen Sohnes, in einem jenseits des Flures vorhandenen Krankenzimmer zu Bett gebracht.

Unmittelbar nach dieser Operation sagte Friedrich, er müsse zur Post, um Miß Eva Burns, die ihn besuchen wolle, abzutelegraphieren. Wenige Augenblicke später wurde ihm selbst ein Telegramm in die Office gebracht. Er öffnete es, sagte kein Wort und bat den Sohn des Farmers, ihn augenblicklich nach Hause zu fahren. Er ging, nachdem er den Freunden die Hände geschüttelt hatte, aber ohne ein Wort von dem zu erwähnen, was in der eingetroffenen Depesche stand.

Als er an der Seite des Farmerssohnes durch die beschneite Landschaft fuhr, war es eine ganz andere Fahrt als jene, die er mit Peter Schmidt gemacht hatte. Erstlich

kutschierte Friedrich nicht selbst, sondern das tat der junge Farmer, dessen Vater er vermutlich heute das Leben gerettet hatte. Ferner hatte Friedrich nicht im entferntesten, wie damals, das Gefühl wiedergewonnener Selbstbestimmung und Lebenslust. Sondern, obgleich die Sonne noch immer unbewölkt über der weißen Erde stand, fühlte sich Friedrich mit Schellengeläut in eine dicke Finsternis vorwärtsgerissen.

Der junge Farmer bemerkte nichts weiter, als daß der berühmte deutsche Arzt äußerst bleich ihm zur Seite saß. Aber Friedrich hatte wohl nie eine gleich große Willenskraft nötig gehabt, um nicht als Irrsinniger mit Gebrüll und in voller Fahrt aus dem Schlitten zu springen. Er wußte von einem Telegramm, das er zerknautscht in der Pelztasche hielt. Jedesmal aber, wenn er sich an seinen Inhalt erinnern wollte, war es, als ob ihm immer wieder ein und derselbe Hammer betäubend gegen die Stirne schlüge.

Friedrich tappte sich in sein Haus, nachdem er in mitternächtiger Dunkelheit dem jungen Farmer die Hand zum Abschied gedrückt hatte. Einige Dankesworte, die jener sprach, gingen im Rauschen von Wassern unter. Die Schlittenschellen, die jetzt wieder erklangen, rissen nicht ab und gingen in jenes infernalische Klingeln über, das sich nun einmal seit dem Schiffsuntergang im Kopf des Geretteten festgesetzt hatte. Ich sterbe, dachte Friedrich, in seiner Mansarde angelangt, ich sterbe oder ich werde wahnsinnig. Die Schiffsuhr erschien und war wieder verschwunden. Er sah sein Bett und griff nach dem Bettpfosten. „Fall nicht!“ sagte Rasmussen, der noch immer dort mit dem Thermometer saß. Aber nein, diesmal war es nicht Rasmussen, sondern Mister Rinck, seine gelbe Katze im Schoß, Mister Rinck, der das deutsch-amerikanische Seepostamt unter sich hatte. Friedrich brüllte: „Was suchen Sie hier, Mister Rinck?“ Aber schon war er wieder ans Fenster unter das Licht der blendenden Wintersonne getreten, die aber kein Licht, sondern eine kohlraben-

ſchwarze Finſternis, wie ein nachtgebärendes Loch am Himmel, ausſtrömte. Dazu klagte und heulte plötzlich der Wind, es pfiff höhniſch und janhagelmäßig durch die Türritzen. Oder war es die miauende Katze von Miſter Rinck? oder waren es unten im Hausflur greinende Kinder? Friedrich tappte umher. Das Haus erbebte und riß ſich aus ſeinen Grundfeſten. Es ſchwankte. Die Wände fingen zu knacken, zu kniſtern und ähnlich wie Korkgeflecht zu knarren an. Die Tür flog auf. Friedrich wurde vom wilden Luftdruck faſt niedergeriſſen. Jemand ſagte: „Gefahr!“ Die elektriſchen Läutwerke tobten, verbunden mit den Stimmen des Sturmes fort und fort. „Es iſt ja nicht wahr, es iſt ſataniſche Täuſchung geweſen. Niemals betratſt du den Boden von Amerika. Deine Stunde iſt da. Du gehſt zugrunde.“

Er wollte ſich retten, er ſuchte ſeine Sachen zuſammen. Ihm fehlte ſein Hut. Er fand ſeine Beinkleider, ſein Jackett, ſeine Stiefeln nicht. Draußen ſtand der Mond. In der klaren Helle tobten die Stürme, und plötzlich kam, einer Mauer gleich, und breit wie der Horizont, über die Fläche draußen das Meer heran. Der Ozean war über ſeine Ufer getreten. Atlantis! die Stunde iſt da, dachte Friedrich, unſere Erde muß wie die alte Atlantis untergehen. — Friedrich lief vor das Haus hinunter. Auf der Treppe griff er ſeine drei eigenen Kinder auf und erkannte nun erſt, daß ſie es geweſen waren, die im Hausflur gewinſelt hatten. Er nahm das Kleinſte auf ſeinen Arm, die beiden übrigen an die Hand. Vor der Haustür ſahen ſie miteinander, wie die furchtbare Sintflutwoge im Aſchenlicht des Mondes näher und näher kam. Sie ſahen ein Schiff, einen Dampfer, der, mitgeriſſen, furchtbar ſtampfend und rollend, von der Woge getragen wurde. Die Dampfpfeifen heulten fürchterlich, manchmal anhaltend, manchmal ſtoßweiſe. Es iſt der „Roland“, mit Kapitän von Keſſel, erklärte Friedrich den Kindern. Ich kenne es, ich war auf dem Schiff, ich bin ſelbſt mit dem prächtigen Dampfer untergegangen! Und der Dampfer

schien auf allen Seiten Blut auszuströmen wie ein Stier, der an vielen Stellen tödlich getroffen ist. Überall quoll es wasserfallartig aus seinen Breitseiten. Und Friedrich hörte, wie auf dem kämpfenden und verblutenden Schiff Böller gelöst wurden. Raketen schossen gegen den Mond, platzten im nächtlichen Grauen und blendeten.

Und jetzt fing er, immer eins um das andere seiner Kinder auf den Arm nehmend und wieder verlierend, vor der Springflut um sein Leben zu rennen an. Er rannte, er lief, er sprang, er stürzte. Er protestierte, daß er doch noch zugrunde gehen sollte, wo er doch schon gerettet gewesen war. — Er fluchte, er rannte, er stürzte nieder, erhob sich wieder und lief und lief, mit einer gräßlichen, nie gefühlten besinnungslosen Angst, die sich in dem Augenblick, als ihn die Woge überholte, in eine wohlige Ruhe verwandelte.

Am folgenden Morgen, und zwar mit dem gleichen Zug, den Friedrich vor etwa vierzehn Tagen benutzt hatte, kam Miß Eva Burns in Meriden an. Sie ging in die Office zu Peter Schmidt, um sich nach Friedrich zu erkundigen, der sie eigentlich von der Bahn hatte abholen wollen. Peter Schmidt war allein und erzählte ihr von der gestern vor sich gegangenen, glücklichen Operation. Er sprach ihr dann von dem Telegramm, das Friedrich gerade in dem Augenblick erhalten hatte, als er ihr, Miß Eva Burns, für heut abzusagen willens gewesen war.

„Nun bin ich hier," sagte Miß Burns aufgeräumt, „und nun lasse ich mich nicht so ohne weiteres abspeisen. Ich will nicht in Rom sein, ohne den Papst zu sehen."

Dreiviertel Stunden später war der Zweisitzerschlitten mit seinem feurigen Braunen, dessen Eigenart man jetzt besser zu nehmen wußte, am Hanoversee vor „Onkel Toms Hütte" angelangt. Peter Schmidt hatte Miß Eva herauskutschiert. Der alte Farmer war fieberlos. Das wünschte der Freund Friedrichen mitzuteilen.

Die beiden Beſucher ſtiegen, ein bißchen verdutzt, die Treppe hinauf und traten, laut ihre Anſichten über den ſeltſamen Zuſtand des Hauſes austauſchend, durch die nur angelehnte Tür in Friedrichs Manſarde ein. Hier fanden ſie ihn, noch in ſeinem Pelz, wie er nach der Operation die Office verlaſſen hatte, bewußtlos, leiſe delirierend, ſchwer erkrankt auf das Bett geſtreckt. Von der Erde aber hob Peter Schmidt ein Telegramm, deſſen Inhalt kennen zu lernen, Miß Eva Burns und er ſich berechtigt glaubten. Sie laſen: „Lieber Friedrich, Nachricht aus Jena, Angele geſtern nachmittag trotz ſorgſamer Pflege für immer entſchlafen. Raten Dir: nimm unabänderliche Tatſache hin und erhalte Dich ſelbſt Deinen immer getreuen Eltern.“

Acht Tage lang ſchwebte Friedrich in Lebensgefahr. Vielleicht hatten niemals bisher die Mächte des Abgrundes mit ſolcher Gewalt nach ihm gegriffen. Acht Tage lang war ſein Kopf und ſein ganzer Körper wie etwas, das durch und durch in Flammen ſtand, nicht anders, als ſollte er ſich mit allem, was in ihm war, aufzehren und verflüchtigen. Es war natürlich, daß Peter Schmidt ſeinen Freund mit aller erdenklichen Sorgfalt behandelte, und daß auch Frau Doktor Schmidt nach Kräften das Ihrige tat. Miß Eva Burns, die der Zufall in einem ſo ernſten Augenblick an Friedrichs Seite geführt hatte, faßte nun ſofort den Entſchluß, außer wenn jede Gefahr vorüber wäre, nicht von ſeinem Lager zu weichen.

Friedrich hatte getobt, was man an den durcheinandergeworfenen Gegenſtänden, an dem zerſchlagenen Glas der alten Seemannsuhr und an dem zertrümmerten Porzellan erkannte. In den erſten zwei Tagen und Nächten entfernte ſich Peter Schmidt nicht vom Krankenbett, außer, wenn er von ſeiner Frau abgelöſt wurde. Die Fieber-Paroxysmen des Kranken wiederholten ſich. Das Ehepaar wandte mit Vorſicht und Umſicht die verfügbaren Mittel an, um das Fieber herab-

zudrücken, und wurde ernster und ernster, als es am dritten Tage noch immer bis über vierzig stieg. Endlich aber war ein ziemlich konstanter Rückgang festzustellen.

Nach Ablauf der ersten Krankheitswoche erkannte Friedrich zum erstenmal Miß Eva Burns und begann zu begreifen, was sie inzwischen für ihn geleistet hatte. Er lächelte mühsam. Er machte Bewegungen mit den Fingern seiner kraftlos auf der Bettdecke ruhenden Hand.

Erst am Ende der zweiten Woche, gegen den sechsundzwanzigsten März, ward er fieberfrei. Die letzte Woche hindurch hatte sein Zustand indessen keinen Anlaß mehr zu Besorgnis um sein Leben gegeben. Der Kranke sprach, schlief, träumte lebhaft, erzählte mit matter Stimme und oft mit ein wenig Humor, was ihm wieder Tolles durch den Schädel gegangen war, kannte seine Umgebung, äußerte Wünsche, äußerte Dankbarkeit, fragte nach dem Farmer, den er operiert hatte, und lächelte, als Peter Schmidt erzählte, die Wunde sei prompt geheilt und der brave Landmann habe bereits Perlhühner für Kraftsuppen hergebracht.

Die Führung des Haushaltes durch Miß Eva Burns war musterhaft. Friedrich genoß eine Pflege, wie sie in einer so immer wachen Form nicht gerade vielen Menschen zuteil wird. Natürlich kannte ein Arzt wie Peter Schmidt, und eine Ärztin wie Frau Doktor Schmidt keine Prüderie. Aber auch Miß Eva Burns mit ihren kräftigen Armen und Bildhauerhänden, der das Aktmodellieren etwas Gewöhnliches war, kannte sie nicht.

Sie hatte Peter Schmidt veranlaßt, Telegramme an Friedrichs Vater zu senden, der nun durch die letzte, günstige Nachricht beruhigt war. Einen dicken Brief des Vaters, noch vor Ausbruch der Krankheit geschrieben, fing sie ab, und da sie annahm, er enthalte Einzelheiten über das traurige Ende Angelens, sandte sie ihn mit der Bitte zurück, ihn für Friedrichs gesunde Tage aufzubewahren. Sie wollte nicht in Versuchung kommen, dem Kranken die Existenz des Briefes vielleicht doch eines Tages zu verraten.

Zu Ende der dritten oder Anfang der vierten Woche seit Beginn der Krankheit erhielt Miß Eva Burns einen Dankesbrief von dem General. Mit vielen Grüßen von Mutter und Vater an den Sohn verband er tiefbewegte Worte, die dem wackeren Doktor Peter Schmidt, seiner Gattin und Miß Burns galten. Ihr könne er ja erzählen, schrieb er, daß die arme Angele keines natürlichen Todes gestorben sei. Sie habe nach Art ihres Leidens in der Anstalt aufs schärfste bewacht werden müssen, leider aber gäbe es auch bei der allergenauesten Überwachung immer einen unbewachten Augenblick.

Der Schnee war geschmolzen, langsam, langsam fand sich Friedrich wieder ins Leben hinein. Es war eine Sanftheit in ihm und ebenso draußen in der Natur, die ihm eine liebe Erfahrung war. Überall fühlte er etwas Schonendes. Sauber gebettet, über sich die zinnernen Schaukelschiffchen der alten Schifferuhr, hatte er ein Gefühl, geborgen, ja, was mehr war, erneut und entsühnt zu sein. Ein Gewitter war reinigend aus Schwefelwolken herabgefahren und grollte nur noch leise und, auf Nimmerwiederkehr vorüber, am fernen Horizonte hin. Für den schwachen Mann war eine stille, reiche, volle Lebenslust zurückgeblieben.

„Dein Körper," sagte Peter Schmidt zu dem Kranken, „hat sich mittels einer Gewaltkur, einer tollen Eruption, von allen faulen Stoffen befreit." —

„Es ist schade, daß keine Vögel singen," erklärte eines Tages Friedrich. „Ja," sagte Miß Eva Burns, die das Mansardenfenster geöffnet hatte, „das ist schade!" — „Denn," fuhr Friedrich fort, „Sie sagen ja doch, daß es draußen um den Hanoversee schon grunelt!" — „Was heißt das — ‚grunelt'?" fragte Miß Eva Burns. — Friedrich lachte. Darauf sagte er ruhig: „Der Frühling kommt! Und ein Frühling ohne Vogelmusik ist ein taubstummer Frühling!" — „Kommen Sie nur nach England," sagte Miß Eva Burns, „da können Sie was von Vögeln erleben!" — Friedrich sagte

gezogen und den Ton der Freundin nachahmend: „Kommen Sie nur nach Deutſchland, Miß Eva Burns!“

Als der Tag gekommen war, an dem Friedrich aufſtehen ſollte, ſagte er: „Ich ſtehe nicht auf! Es geht mir zu gut im Bett.“ In der Tat, es war ihm während der fieberfreien Wochen nicht übel ergangen. Man hatte ihm Bücher aufs Bett gebracht, man las ihm die Wünſche von den Augen, Peter Schmidt oder Frau Doktor Schmidt oder Eva Burns unterhielten ihn mit Geſchichten aus der Lokalchronik, ſoweit ſie annehmen konnten, daß es ihm zuträglich war. Man hatte das Mikroſkop an ſein Bett gebracht, und er ging allen Ernſtes daran, gewiſſe Stoffe ſeines Körpers ſelbſt auf Bazillen zu unterſuchen, eine Tätigkeit, über die viele Scherze gemacht wurden. Somit war der ſchreckliche Graus ſeiner Krankheit für ihn ſelbſt der reizvolle Gegenſtand ſeines Studiums und eine angenehme Unterhaltung geworden.

Friedrich ſaß bereits wohlverpackt in einem bequemen Stuhl, als er zum erſten Male wiſſen wollte, ob nicht ein Brief von Vater und Mutter gekommen wäre. Miß Eva Burns ſagte ihm daraufhin, was ihn erfreuen und beruhigen konnte. Sie war erſtaunt, als ſie von ſeinen bleichen Lippen die Worte vernahm: „Ich bin überzeugt, die arme Angele hat ſich ſelbſt das Leben genommen! Nun,“ fuhr er fort, „ich habe gelitten, was zu leiden war, aber ich werde die Hand, die ſich mir, wie ich fühle, gnädig erweiſen will, nicht zurückſtoßen. Damit will ich ſagen,“ fügte Friedrich hinzu, als er in Miß Evas Augen zu leſen glaubte, daß ſie ihn nicht verſtanden habe, „ich werde wieder, trotz alledem und alledem, mit Vertrauen ans Leben gehn.“

Eines Tages hatte Miß Eva Burns von Männern geſprochen, die ſie kennen gelernt hatte, da und dort in der Welt. Es waren dabei auch leiſe Klagen über Enttäuſchungen untergelaufen. Sie ſagte, ſie werde in einem Jahr nach

England gehn und ſich irgendwo auf dem Dorf der Erziehung verwahrloſter Kinder widmen. Der Bildhauerberuf befriedige ſie nicht. — Da ſagte der Rekonvaleſzent mit einem offenen, ſchalkhaften Lächeln: „Wie wär's, Miß Eva, möchten Sie nicht ein ziemlich ſchwieriges, großes Kind erziehen?“

Peter Schmidt und Eva Burns waren übereingekommen, Ingigerd Hahlſtröm nie zu erwähnen. Mit den Worten: „Auf wen bezieht ſich das?“ reichte Friedrich Miß Eva aber eines Tages einen Zettel, auf dem mit zittrigen Bleiſtiftzügen dies Verschen geſchrieben ſtand:

Haben ſich Fäden gezogen? nein!
Wir blieben kühl und klein und allein!
Gingen wir ein in das höhere Sein?
Petrus verwehrte das Schlüſſelein!
Ich ſahe das Sakramentshäuslein,
Griff auch mit geweihten Händen hinein,
Doch, leider! fand weder Brot noch Wein!
Alles erſtrahlte ſo ungemein,
Und war gemeiner Trug und Schein.

Es bewegte Miß Eva Burns einigermaßen, als ſie bemerken mußte, daß Friedrich ſich noch immer mit der kleinen Tänzerin zu ſchaffen machte. Ein anderes Mal ſagte Friedrich: „Ich eigne mich nicht zum Arzt. Ich kann den Menſchen das Opfer nicht bringen, eine Beſchäftigung beizubehalten, die mich traurig, ja ſchwermütig macht. Meine Phantaſie iſt ausſchweifend, ich könnte vielleicht Schriftſteller werden! Nun habe ich aber in meiner Krankheit, beſonders gegen die dritte Woche, ſämtliche Werke von Phidias und Michel Angelo noch mal modelliert. Ich bin entſchloſſen, ich werde Bildhauer. Aber ich bitte Sie, mich nicht mißzuverſtehen, liebe Eva! Ich bin nicht mehr ehrgeizig! Ich möchte nur alles Große der Kunſt verehren und ſelber ein anſpruchsloſer, treuer Arbeiter ſein. Ich glaube, es könnte mir gelingen, mit der Zeit einmal den nackten, menſchlichen Körper

soweit zu beherrschen, daß ich ein, wenn auch nur ein gutes Kunstwerk hervorbringe."

„Sie wissen ja, ich glaube an Ihre Begabung," sagte Miß Eva Burns.

Friedrich fuhr fort:

„Wie würden Sie denn darüber denken, Miß Eva? Das Vermögen meiner armen Frau wird für die Erziehung meiner drei Kinder etwa fünftausend Mark Rente abwerfen. Aus dem Besitze meiner immerhin nicht ganz unvermögenden Mutter erhalte ich einen jährlichen Zuschuß von dreitausend Mark. Meinen Sie, daß wir fünf damit in einem kleinen Häuschen mit Atelier, etwa bei Florenz, unser Leben in Ruhe beschließen könnten?"

Auf diese gewichtige Frage hatte Miß Eva Burns nur durch ein herzliches Lachen geantwortet.

„Ich wünsche kein Bonifazius Ritter zu werden," sagte Friedrich. „Eine große Bauhütte mit künstlerischer Massenproduktion, und wäre sie auch noch so gut, entspricht meinem Wesen nicht. Ich wünsche mir einen Arbeitsraum, dessen Tor sich in einen Garten öffnet, wo man im Winter Veilchen und zu jeder Jahreszeit Zweige von Steineiche, Taxus und Lorbeer brechen kann. Dort möchte ich einen stillen, vor der Welt verborgenen Kultus der Kunst und der Bildung im allgemeinen treiben. Auch die Myrte müßte innerhalb meines Gartenzaunes wieder grünen, Miß Eva Burns."

Miß Eva lachte, ohne auf irgendeine Anspielung einzugehen. Zu Friedrichs Plänen gab sie aus voller gesunder Seele ihre Zustimmung. „Es gibt genug Leute," sagte sie, „die zu Ärzten und überhaupt zu Männern der Tat geboren und geeignet sind, und es gibt viel zu viele, die sich auf diesen Gebieten vordrängen." Über Ritter sprach sie mit Sympathie. Sein naives Eindringen in die Regionen der Upper four hundred sah sie mit einem grundgütigen Verständnis an. Sei meinte: Gläubigkeit, Genußfreude, Ehrgeiz verlange das Leben, wo es mit einer gewissen äußeren

Verve dahineilen will. Sie ſelbſt, Miß Eva Burns, hatte im elterlichen Hauſe, bevor ihr Vater den größten Teil ſeines großen Vermögens verlor, das high life in England vollauf kennen gelernt und hatte es ſchal und voll langer Weile gefunden.

Als Friedrich ohne Stütze wieder langſam die Treppe ſteigen, ſtehen und gehen konnte, nahm Miß Eva Burns ihren Urlaub, um die Zeit bis Mitte Mai ihrer unterbrochenen Arbeit zu widmen. Für Mitte Mai hatte ſie auf dem großen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie „Auguſte Viktoria“ einen Kajütplatz belegt, weil ſie vermögensrechtlicher Dinge wegen nach England mußte. Friedrich von Kammacher ließ ſie ziehen. „Ich möchte einen ſolchen Kameraden fürs Leben haben, ſagte er ſich, und ich wünſchte Miß Eva Angelens Kindern als Mutter.“

Dennoch ließ er ſie ziehen und hielt ſie nicht.

Friedrich genas. Es war eine ſolche Geneſung, daß es ihm vorkam, als wäre er ehedem länger als ein Jahrzehnt krank geweſen. Was ſeinen Körper betraf, ſo befand ſich dieſer nicht mehr im Prozeſſe einer Umbildung, ſondern baute ſich aus jungen und neuen Zellen auf. Das gleiche ſchien im Bereiche der Seele vorzugehen. Jene Laſt des Gemütes und jene ruhelos um den mehrfachen Schiffbruch ſeines Lebens kreiſenden Gedankengänge, die ihn früher bedrückt und gepeinigt hatten, waren nicht mehr. Er hatte ſeine Vergangenheit, wie etwas wirklich Vergangenes und wie einen von Wind und Wetter zerſchliſſenen, von Dornen und Degenſtichen durchlöcherten, ausgedienten Mantel abgeworfen. Erinnerungen, die ſich, vor ſeiner Krankheit, mit dem fürchterlichen Aufputz phantaſtiſcher Gegenwart ungerufen zudrängten, blieben jetzt aus; und mit Verwunderung und Befriedigung bemerkte Friedrich, daß ſie für immer unter einen fernen Horizont geſunken waren. Die Reiſeroute ſeines Lebens hatte ihn in ein völlig neues Bereich

geführt. Dabei war er durch ein fürchterliches Verfahren, mittels Feuers und Waſſers, jung geläutert worden. Geneſende tappen meiſt wie Kinder, ohne Vergangenheit, in das neugeſchenkte Leben hinein.

Der amerikaniſche Frühling war zeitig eingetreten. Es wurde heiß, wie denn in jenen Gegenden der Übergang von Winter zum Sommer ein faſt unmittelbarer iſt. Die Ochſenfröſche brüllten in Tümpeln und Teichen mit dem hellen, klaren Schellengeläut der anderen amerikaniſchen Fröſche um die Wette. Jetzt fing die feuchte Wärme an, die in jenen Breiten ſo unerträglich iſt, und die Frau Doktor Schmidt ſo ſehr fürchtete. Ein ſolcher Sommer, in dem ſie überdies ihre ſchwere Arbeit fortſetzen mußte, war für ſie eine bittere Leidenszeit. Friedrich hatte wieder angefangen, Peter Schmidt auf Berufsgängen zu begleiten, und manchmal ſtreiften die Freunde auch in etwas ausgedehnteren Wanderungen im Lande herum. Natürlich, daß nach alter, lieber Gewohnheit dabei Probleme gewälzt und die Geſchicke der Menſchheit erwogen wurden. Zur Verwunderung ſeines Freundes zeigte Friedrich bei der Debatte, weder im Angriff noch in der Verteidigung, die alte Schneidigkeit. Eine gewiſſe heitere Ruhe dämpfte jede allgemeine Hoffnung, jede allgemeine Befürchtung. „Wie kommt das?“ fragte Peter den Freund. Und Friedrich antwortete: „Ich glaube, ich habe mir das bloße, köſtliche Atmen jetzt hinlänglich verdient, und ich kann es auch würdigen. Ich will vorläufig ſehen, riechen, ſchmecken und mir das Recht des Daſeins zuſprechen. Der Ikarusflug iſt für meinen augenblicklichen Zuſtand nichts. Ebenſowenig, bei meiner neuerwachten, zärtlichen Liebe zum Oberflächlichen, wirſt du mich jetzt zu mühſamem Bohren in die Tiefen bereit finden. Ich bin jetzt ein Bourgeois, ſchloß er lächelnd, ich bin zunächſt ſaturiert, mein Sohn.“

Peter Schmidt, als behandelnder Arzt, äußerte ſeine Zufriedenheit. „Künftig, freilich,“ ſagte er, „muß es mit dir wieder anders werden!“

In Peter Schmidt war ein gut Teil Indianerromantik zurückgeblieben. Er liebte es, gewisse Punkte der hügeligen Landschaft aufzusuchen, an die sich sagenhafte Ereignisse aus den Kämpfen der ersten weißen Kolonisten und Indianer knüpften. An solchen Stellen hielt er sich lange auf, durchlebte im Geiste die Abenteuer der Pelzjäger und das zähe Ringen der Ansiedler und zog nicht selten seinen Revolver hervor, um sich, in einer Anwandlung kriegerischen Geistes, im Schießen nach irgendeinem Ziele zu üben. Der Friese schoß gut, und Friedrich vermochte es ihm nicht gleichzutun. „In dir," sagte Friedrich, „kreist das alte deutsche Abenteurer- und Kolonistenblut. Eine fertige, ja überreife, überraffinierte Kultur, wie die unsere, paßt eigentlich nicht für dich. Du mußt eine Wildnis und eine darüber schwebende Utopie haben." — „Die Welt ist immer noch nicht viel mehr, als eine Wildnis," sagte Peter Schmidt. „Es wird noch eine Weile dauern, bevor den Bau der Welt Philosophie zusammenhält." Kurz: wir haben noch viel zu tun, Friedrich! —" Der Freund gab Antwort: „Ich werde, wie Gott der Herr, aus nassem Ton menschliche Leiber kneten und ihnen lebendigen Odem einblasen!" — „Ach was," schrie Peter, „solche Puppenfabrikation führt ja zu nichts. Du bist mir wahrhaftig dafür zu schade! Du gehörst auf die Schanze, du gehörst in die vorderste Schlachtlinie, lieber Sohn."

Lächelnd sagte Friedrich: „Ich für mein Teil lebe die nächstfolgenden Jahre im Waffenstillstand. Ich will mal versuchen mit dem auszukommen, was die Welt zu bieten imstande ist. Träume und Reflexionen will ich mir für die kommende Zeit soviel wie möglich abgewöhnen."

Friedrich sah eine Pflicht darin, den Freund um seinet- und seiner Gattin willen zur Heimkehr nach Deutschland zu veranlassen. Er sagte: „Peter, die Amerikaner haben keine Verwendung für einen Menschen wie dich. Du kannst weder Patentmedizinen empfehlen, noch einen armen Arbeiter, der in acht Tagen mit Chinin zu kurieren ist, acht Wochen lang

mit kleinen Dosen als melkende Kuh auf dem Krankenbett festnageln. Du hast keine von jenen Eigenschaften, die den Adel des hier maßgebenden Amerikaners ausmachen. Du bist im amerikanischen Sinne ein kreuzdummer Kerl, denn du bist immer bereit, dich für jeden armen Hund aufzuopfern. Du mußt in ein Land zurück, wo, Gott sei Dank, der Adel des Geistes, der Adel der Gesinnungen noch immer jedem andern Adel gewachsen ist. In ein Land, das sich als gestorben und abgetan betrachten würde, wenn einmal die Wissenschaften und die Künste in ihm nicht mehr die Blüte des Landes darstellen sollten. Es bleiben übrigens ohne dich genug Deutsche hier, die sich die Mühe geben, Hals über Kopf die Sprache Goethes und die Sprache, die ihre Mütter sie gelehrt haben, zu vergessen. Rette deine Frau! Rette dich! Geh nach Deutschland! geh nach der Schweiz! geh nach Frankreich! geh nach England! wohin du willst, aber bleibe nicht in dieser riesigen Handelskompanie, wo Kunst, Wissenschaft und wahre Kultur einstweilen noch eine gänzlich deplacierte Sache sind."

Aber Peter Schmidt schwankte. Er liebte Amerika, und wenn er das Ohr nach indianischer Weise an die Erde legte, so hörte er bereits die unterirdisch probierte Festmusik des künftigen großen Tages einer allgemeinen Menschheitserneuerung. „Wir müssen erst," sagte er, „alle amerikanisiert und dann zu Neueuropäern werden."

Einer der Lieblingsspaziergänge Friedrichs führte in jene Vorstadt von Meriden, wo die italienischen Weinbauern angesiedelt sind. Man hörte sie mit ihren sonnenwarmen Stimmen singen, ihre Frauen mit dem bekannten Oktavenschrei die Kinder herbeirufen, sah braune Männer Weinreben anbinden und hörte des Sonntags ihr Lachen und die Bocciakugeln dumpf auf dem gestampften Lehm des Spielplatzes nieder- und gegeneinanderschlagen. Dieser Laut, diese Klänge waren Friedrich unendlich heimatlich. „Schlag mich tot!" sagte er, „aber ich bin und bleibe ein Europäer."

Friedrichens Sehnſucht nahm immer ſtärkere Formen an. Er verwickelte durch ſeine Schwärmerei und ſein Lob der Heimat mehr und mehr die Freunde in das Gewebe dieſer Sehnſucht hinein. Eines Tages ſagte Peter Schmidt plötzlich: „Du haſt mich wahrhaftig mit deiner Europaſchwärmerei ſchwach gemacht. Aber nun bitt' ich dich, einmal mit mir zu gehen und mir, nachdem ich dir etwas gezeigt habe, zu ſagen, ob du mir dann noch zur Heimkehr rätſt."

Und Peter führte den Freund auf einen Kirchhof, und an den Hügel, unter dem ſein Vater begraben lag. Friedrich hatte den wackeren Mann in Europa gekannt, ſpäter auch erfahren, daß er fern von der Heimat geſtorben war, aber wo, das war ihm wieder entfallen. „Ich bin gar nicht ſentimental," ſagte Peter Schmidt, „aber es bleibt immer ſchwer, ſich von ſo was zu trennen." Und nun wurde die Lebensgeſchichte des alten Schmidt durchgenommen, der Werkführer einer Fabrik geweſen war, und den ein ruheloſer, unternehmender Sinn und Schwärmerei für das freie Amerika in die Fremde getrieben hatten. „Ich gebe zu," ſagte Friedrich: „ſo ein Toter kann den Grund eines ganzen fremden Erdteils, mehr als es tauſend Lebendige können, heimiſch machen. Und dennoch ... dennoch ..."

Einige Tage ſpäter war ſogar in Frau Doktor Schmidt der ſtarre Widerſtand gegen die Heimat zerſchmolzen. Jetzt fing in dieſer Frau ein überraſchend neues Leben an. Ihre Müdigkeit war vergeſſen. Ihre Bewegungen wurden lebhaft und ſchnell, ſie begann Zukunftspläne mit leidenſchaftlicher Hoffnung auszubauen. Der geheilte Farmer verfolgte Friedrichen mit Dankbarkeit. Er entwickelte ſeinem Retter, wie er ſich immer auf die Hand Gottes verlaſſen habe und verlaſſen könne. Gott habe den rechten Mann zur rechten Zeit auch diesmal zu ihm geſandt. So wußte nun Friedrich, welcher tiefere Grund ſeine ſonderbare und furchtbare Reiſe veranlaßt hatte.

Friedrich vermied es, in die Zeitung zu blicken, weil er eine krankhafte Abneigung hatte, von den Genoſſen ſeiner

Seereiſe durch die Zeitung zu erfahren. Eines Tages ſtieg aus dem Boſtoner Zuge Ingigerd Hahlſtröm, begleitet von einem nicht mehr in der erſten Jugend ſtehenden Herrn. Sie begab ſich, ſamt ihrem Begleiter, zu Peter Schmidt in die Office hinüber, ſtellte ſich vor und wünſchte zu wiſſen, ob Friedrich von Kammacher noch in Meriden ſei. Peter Schmidt aber und ſeine brave Frau, denen die Gewohnheit, überall die Wahrheit zu ſagen, weil ſie von ihr nicht laſſen konnten, überall im Leben hinderlich war, logen, daß ſich die Balken bogen. Sie erklärten der Dame, Friedrich ſei mit dem großen Paſſagierdampfer „Robert Keats" (White Star Line) von New York aus heimgereiſt. Die Dame war wenig betrübt darüber.

Friedrich hatte, ohne jemand etwas davon zu ſagen, ebenfalls für Mitte Mai auf der „Auguſte Victoria" für ſich einen Platz beſtellt. Peter Schmidt und ſeine Frau wollten aber die Überfahrt mit einem langſamer gehenden, weniger teuren Steamer machen. Alle lebten ſie bereits in der herrlichſten Ungeduld, und der Ozean war für ihre Sehnſucht wieder ein kleiner Teich geworden. Man ſpielte damals in allen Theatern Amerikas ein ſentimentales, in einer Schneiderwerkſtatt hergeſtelltes Stück, das den Titel „Hands across the Sea" führte. „Hands across the Sea" las man auf allen Bauzäunen, auf allen Kalk- und Zementfäſſern. Friedrich dudelte es und hatte, ſooft er die Worte „Hands across the Sea" zu ſehen bekam, eine ſchöne und volle Muſik in der Seele.

Immerhin gab es noch etwas, wodurch ſich Friedrich beunruhigt fühlte. Er ging mit einem Gedanken um. Bald war es ſeine Abſicht, ihn mündlich auszudrücken, bald ihn in einem Briefe niederzulegen. Es verſtrich kein Tag, wo er nicht zehnmal bald die eine, bald die andere Form verwarf, bis ihm eines Sonntags der Zufall in Geſtalt von Willy Snyders und Miß Eva Burns, die einen Ausflug nach Meriden unternommen hatten, entgegenkam. Jetzt ſtellte es ſich heraus, daß bei Friedrichens Überlegungen die Frage,

„ob überhaupt?“ oder „ob überhaupt nicht?“ immer noch eine Rolle gespielt hatte. Nun, als die schöne, sommerlich gekleidete, tüchtige Evastochter und Eva ihm lachend entgegen kam, war die Frage in ihm entschieden. „Willy, machen Sie, was Sie wollen,“ rief er vergnügt, „bleiben Sie, wo Sie wollen, amüsieren Sie sich, wie Sie mögen und können, und zum Abendessen im Hotel werden wir uns, so Gott will, wiedersehen!“ Damit griff er Miß Evas Hand, zog ihren Arm in den seinigen und ging mit der lachenden Dame davon. Willy, der sehr verdutzt war, lachte laut auf und gab in drolliger Weise zu verstehen, daß er da allerdings übrig sei.

Als Friedrich und Eva abends in den hübschen Speisesaal des Meriden Hotels traten, schwebte, für jedermann merkbar, über ihnen ein feiner Charm, eine zarte, innige Wärme, die sie beide jünger und anmutiger machte. Diese beiden Menschen waren plötzlich zu ihrer eigenen Überraschung von einem neuen Element, von einem neuen Leben durchdrungen worden. Trotzdem sie darauf zugesteuert waren, hatten sie kurz zuvor noch keine Ahnung davon gehabt. Es wurde an diesem Abend Champagner getrunken.

Acht Tage darauf hatte die New Yorker Künstlerkolonie Miß Eva Burns und Friedrich auf die „Auguste Viktoria“ gebracht, mehrere „Hochs“ waren gestiegen, Willy hatte den Scheidenden noch zuletzt „ich komme bald nach“ mit brüllender Stimme zugerufen. Dann hatte der Dampfer losgemacht.

Friedrich und Eva erlebten auf See eine Kette von Sonntagen. Gegen Abend des dritten Tages sagte der Kapitän des Schiffes, der keine Ahnung davon hatte, einem geretteten Passagier vom „Roland“ gegenüberzustehen: „Hier in diesen Gewässern ist, allen Berechnungen nach, der große Passagierdampfer ‚Roland‘ gesunken.“ Das Meer war glatt, es glich einem zweiten, ewig ungetrübten Himmel, Delphine tummelten sich umher.

Und seltsam: die Nacht, die herrliche Nacht, die diesem Abend folgte, ward für Eva und Friedrich zur Hochzeits-

nacht. In seligen Träumen wurden sie über die Stätten des Grauens, das Grab des „Roland", dahingetragen.

Am Kai in Kuxhaven erwarteten Friedrichens Eltern und Kinder das Paar. Aber er sah nur seine Kinder. Er hielt sie eine Minute lang alle drei zugleich, die wie unsinnig schwatzten, lachten und zappelten.

Als man von dem Rausche des Wiedersehens ein wenig verschnaufen konnte, machte Friedrich Kniebeuge und faßte mit beiden Händen die Erde an. Dabei blickte er Eva in die Augen. Dann stand er auf, gebot Stille mit dem Zeigefinger der rechten Hand und man hörte über den nahen unendlichen Saatfeldern tausend und abertausend von Lerchen trillern. „Das ist Deutschland!" sagte er. „Das ist Europa! Was tut's, wenn wir nach diesen Stunden auch schließlich mal untergehn."

Der General übergab jetzt Friedrich einen Brief, auf dessen Rückseite der Name des Absenders stand. Es war der Vater des verstorbenen Rasmussen. Ah, ein Dankesbrief! dachte Friedrich. Und ohne jede Neugier steckte er ihn in die Brusttasche. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, Todestag und Stunde des Freundes mit jenen Angaben zu vergleichen, die er ihm einst im Traume gemacht hatte.

Der Kapitän, der vorüberging, grüßte Friedrichen. „Wissen Sie denn," sagte Friedrich in seinem überschäumenden Lebensmut, „daß ich wirklich einer von den Geretteten des ‚Roland' bin?" — „So!" sagte der Kapitän erstaunt und setzte im Weitergehen hinzu: „Ja, ja, wir fahren immer über denselben Ozean! Gute Reise, Herr Doktor."

Ende

Register

Erſter Band

Vor Sonnenaufgang (1889) 9
Das Friedensfeſt (1890) 109
Einſame Menſchen (1891) 183
Die Weber (1892) 293
Kollege Crampton (1892) 385
Der Biberpelz (1893) 451

Zweiter Band

Hanneles Himmelfahrt (1893) 9
Florian Geyer (1895) 55
Elga (1896) 201
Die verſunkene Glocke (1896) 255
Fuhrmann Henſchel (1898) 371

Dritter Band

Schluck und Jau (1900) 9
Michael Kramer (1900) 117
Der rote Hahn (1901) 189
Der arme Heinrich (1902) 263
Roſe Bernd (1903) 375

Vierter Band

Die Jungfern vom Bischofsberg (1905) . . 9
Und Pippa tanzt (1906) 101
Gabriel Schillings Flucht (1907) . . . 167
Kaiser Karls Geisel (1908) 249
Griselda (1909) 353
Die Ratten (1910) 425

Fünfter Band

Bahnwärter Thiel (1887) 9
Der Apostel (1890) 49
Der Narr in Christo Emanuel Quint (1910) 69

Sechster Band

Griechischer Frühling (1907) 9
Atlantis (1912) 143

Digitized by Google

Spamerſche Buchdruckerei in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google